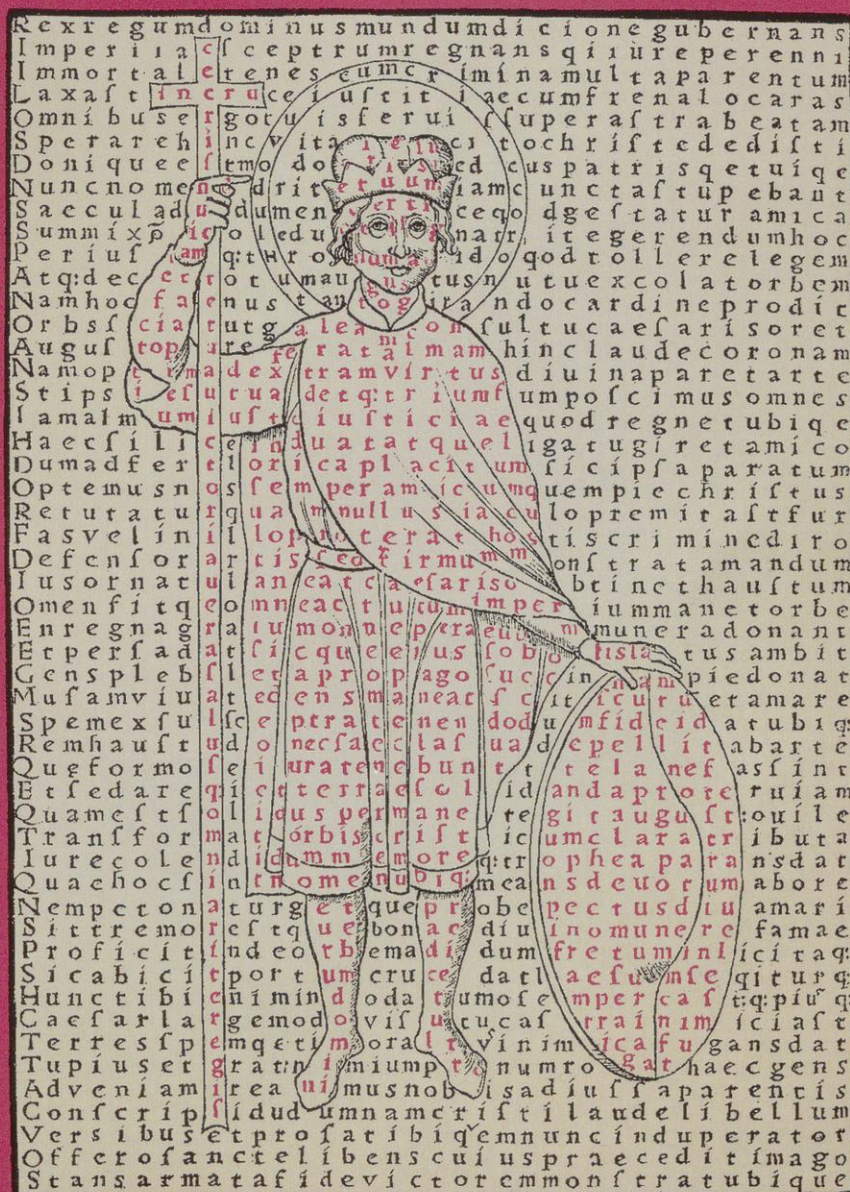


DIE DIÖZESE HILDESHEIM

JAHRBUCH DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND KUNST
IM BISTUM HILDESHEIM



WZ

ZA

2592

N12<503787688 021

UB Tübingen

Die Diözese Hildesheim
in Vergangenheit und Gegenwart

Die Diözese Hildesheim
in Vergangenheit
und Gegenwart

Jahrbuch des Vereins für Geschichte
und Kunst im Bistum Hildesheim

41. Jahrgang
Hildesheim 1993

Herbert

Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart

Jahrbuch des Vereins für Geschichte
und Kunst im Bistum Hildesheim

61. Jahrgang
Hildesheim · 1993

Bernward

Die Verfasser der Beiträge

Jürgel Beuchel
St.-Ingbert-Straße 90
38116 Braunschweig

Thomas Blecker
Josef-Hartje-Straße 18
31177 Harsum

Otto Brauer
Johanniterstraße 15
48145 Münster

Dr. Jens-Uwe Brinkmann
Städtisches Museum
Ritterplan 7/8
37073 Göttingen

Dr. Bernhard Bruns
Bischöfliches Offizialat
Pfaffenstieg 2
31134 Hildesheim

Andreas Detmer
Dombibliothek Hildesheim
Pfaffenstieg 2
31134 Hildesheim

Dr. Friedrich Eymelt
Bistumsarchiv Hildesheim
Pfaffenstieg 2
31134 Hildesheim

Dr. Bernhard Gallistl
Dombibliothek Hildesheim
Pfaffenstieg 2
31134 Hildesheim

Dr. Thomas Gießmann
Stadtarchiv Hildesheim
Am Steine 7
31134 Hildesheim

Arne Karsten
Akazienweg 50
37085 Göttingen

Karl Keller
Schloßbühlstraße 10
63073 Offenbach-Bieber

Dr. Thomas Klingebiel
Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 5
37073 Göttingen

Karl Liedke
Erlenkamp 27
38126 Braunschweig

Renate Oldermann-Meier
Schaffenrathstraße 13
28213 Bremen

Prof. Dr. Manfred Overesch
Universität Hildesheim
Marienburger Platz 22
31134 Hildesheim

Gregor Rohmann
Angerstraße 6
37073 Göttingen

P. Ambrosius Rose OSB
Kloster Kellenried
88276 Berg

Dr. Thomas Scharf-Wrede
Bistumsarchiv Hildesheim
Pfaffenstieg 2
31134 Hildesheim

Heinrich Schenk
Generalvikar
Domhof 18-21
31134 Hildesheim

Wolfgang Schwarz
Immengarten 7
31134 Hildesheim

Julius Seiters
Goffauxstraße 15
31134 Hildesheim

Dr. Monika Tontsch
Referat Kirchliche Denkmalpflege
Domhof 30
31134 Hildesheim



ZA 2592-61-1993

ISBN 3-87065-797-9

© 1993 Bernward-Verlag GmbH, Hildesheim

„Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart“
Jahrbuch des Vereins für Geschichte und Kunst im Bistum
Hildesheim (vormals Jahrbuch des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim e. V.)

Schriftleitung: Dr. Friedrich Eymelt

Gesamtherstellung: Hagemann-Druck, Hildesheim

Inhaltsverzeichnis

Päpstliche Grußadresse zum Bernwardsjahr . .	7	Das Gymnasium Josephinum und seine Domkapitulare <i>Julius Seiders</i>	83
Früherer Generalvikar Sendker mit 80 Jahren in Hildesheim gestorben <i>Heinrich Schenk</i>	9	Das Bernward-Denkmal von 1893 als politische Antwort der katholischen Kirche auf den Kulturkampf Bismarcks <i>Manfred Overesch</i>	103
Das Epiphaniebild im Kostbaren Evangeliar des hl. Bernward <i>Bernhard Bruns</i>	11	Zur Bedeutung und Verehrung des hl. Bernward im Bistum Hildesheim im 19. und 20. Jahrhundert <i>Thomas Scharf-Wrede</i>	107
„Bernward als geistiger Baumeister“ <i>Bernhard Gallistl</i>	21	Die Adventslieder in den Hildesheimer Diözesangesangbüchern von 1893 bis zum GOTTESLOB <i>Thomas Blecker</i>	117
Ausgewählte Frühdrucke der Dombibliothek Hildesheim – Teil 2 <i>Andreas Detmer</i>	25	Stürmten die Glocken vom Bernwardsturm? <i>Karl Keller</i>	141
Zur Geschichte der Neuerrichtung und Ausstattung der ehemaligen Klosterkirche Lamspringe in den Jahren 1670–1720 <i>Renate Oldermann-Meier</i>	33	Katholische Seelsorge für die polnischen Arbeiter im Herzogtum Braunschweig 1891 bis 1918 <i>Karl Liedke</i>	153
Prozessionsfiguren – Vergessene Schätze brauchen unsere Hilfe <i>Monika Tontsch</i>	61	Rezensionen	177
Ein Pfarrer als dilettierender Künstler: Georg Friedrich (1784 bis 1830) <i>Jens-Uwe Brinkmann</i>	75	Bildverzeichnis	184



APOSTOLISCHE NUNTIATUR
IN DEUTSCHLAND

Eingegangen
21. Jan. 1993
Erledigt:

Bonn, 15. Januar 1993

Hochwürdigster, lieber Herr Bischof!

Es ist mir eine Ehre, Ihnen die folgende Botschaft
Seiner Heiligkeit, Papst Johannes Pauls II. zu übermitteln:

"S.E. Hochw. Herrn
Bischof Dr. Josef Homeyer
Domhof 25

3200 Hildesheim

In freudiger und dankbarer Rückbesinnung auf die große Gestalt des hl. Bernward, dessen Erhebung zum Bischof von Hildesheim vor 1000 Jahren und dessen Heiligsprechung vor 800 Jahren Ihre Diözese in diesem Jahr feierlich begehen kann, übermittelt Papst Johannes Paul II. Ihnen, den Herren Weihbischöfen, den Priestern, Ordensleuten und allen Gläubigen Ihres geschätzten Bistums herzliche Glück- und Segenswünsche.

Die lebendige Verehrung, die dem hl. Bernward durch die Jahrhunderte hindurch ungebrochen entgegengebracht wird, ist ein beredtes Zeichen seiner außergewöhnlichen und prägenden Persönlichkeit und seines großen geistlichen

Dem Hochwürdigsten Herrn
Dr. Josef Homeyer
Bischof von Hildesheim
Domhof 25

3200 Hildesheim

Einflußes, den er auf die Kirche von Hildesheim und weit darüber hinaus ausgeübt hat. Er war ein Mann von erstaunlicher Bildung und außergewöhnlichem künstlerischen Verständnis. Ebenso zeichnen ihn praktische Klugheit, tätige Nächstenliebe und unermüdliche Sorge um Klerus und Gläubige aus. Durch eine fruchtbare Verbindung und gegenseitiges Durchdringen dieser verschiedenen Gaben hat er ein geistlich und kulturell reiches Erbe hinterlassen, das uns in einem neu zusammenwachsenden Europa von aktueller Beispielhaftigkeit sein kann.

Möge das Gedenken an diesen großen Heiligen die Christen heute dazu anleiten, den notwendigen Prozeß einer Neuevangelisierung Europas als eine geistig-spirituelle wie auch kulturelle Herausforderung zu betrachten, um auch in unserer Zeit den suchenden Menschen Sinn und verlässliche Lebensgrundlagen zu geben, derer sie sehnlich bedürfen.

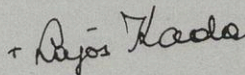
Zu einem gelingenden und an neuen Impulsen aus der reichen Geschichte Hildesheim ertragreichen Verlauf des Bernward-Jubiläums-Jahres erteilt der Heilige Vater allen Gläubigen der Diözese Hildesheim von Herzen seinen besonderen Apostolischen Segen.

Mit besten persönlichen Wünschen

Angelo Kardinal Sodano
Staatssekretär Seiner Heiligkeit"

Indem ich Ihnen dies übermittle, verbleibe ich mit meinen Segenswünschen und brüderlichen Grüßen

Ihr in Christus ergebener



Apostolischer Nuntius

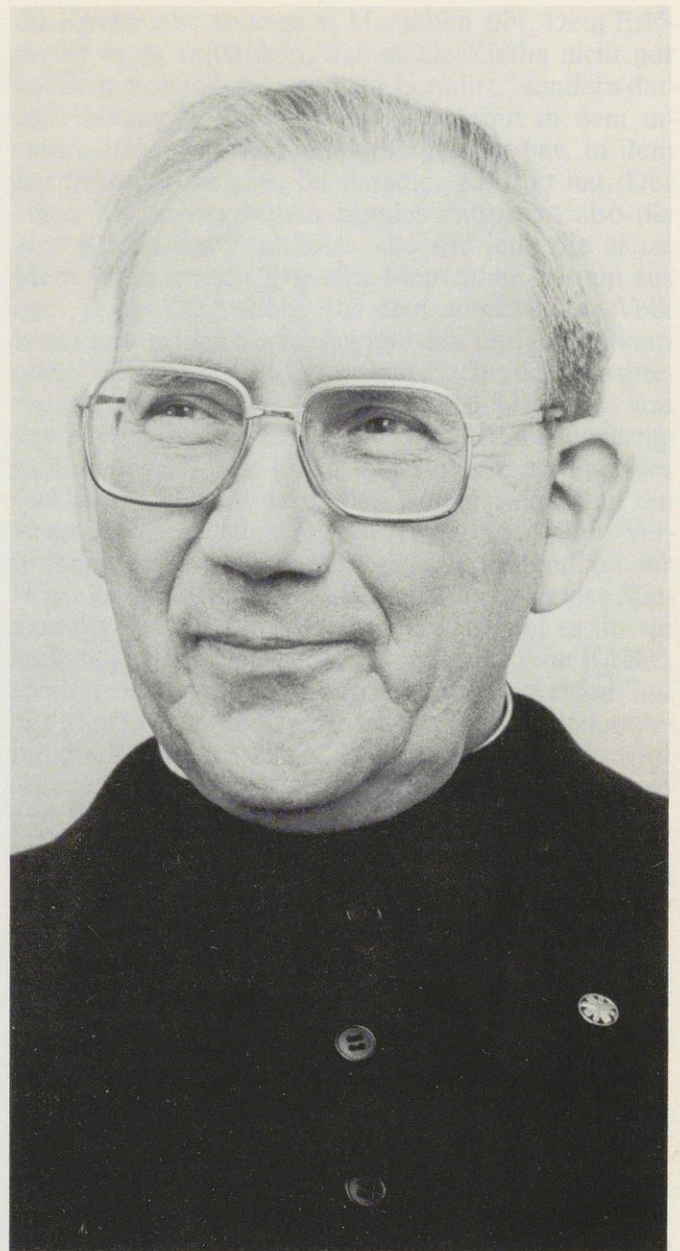
Früherer Generalvikar Sendker mit 80 Jahren in Hildesheim gestorben:

Er hat die Geschehnisse des Bistums entscheidend mitbestimmt

Von Heinrich Schenk

Als Prälat Adalbert Sendker 69jährig im Herbst 1981 aus dem Amt schied, um einem Jüngeren Platz zu machen, war er damals der dienstälteste Generalvikar in Deutschland. Fast 21 Jahre hatte er als Stellvertreter des Bischofs wesentlich Einfluß auf die Geschehnisse des Bistums Hildesheim genommen und sich gleichzeitig in der katholischen Kirche bundesweit einen Namen gemacht. Auch davor, von 1943 bis 1960, war ihm als Diözesan-Caritasdirektor reichlich Gelegenheit gegeben, die er nutzte, Weichen zu stellen und weittragende Entscheidungen zu treffen, zumal über das Kriegsende hinaus. Am 20. März 1993 ist Sendker nach kurzer schwerer Krankheit im Alter von 80 Jahren in Hildesheim gestorben.

Zu den historischen Begebenheiten, an denen Sendker Anteil hatte, gehören beispielsweise die Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtsverbände in Niedersachsen, übrigens des ersten Zusammenschlusses dieser Art im Nachkriegsdeutschland, die Annäherung zwischen den Kirchen (den ersten Antrittsbesuch als neuernannter Generalvikar stattete Sendker 1960 dem hannoverschen Landesbischof Hanns Lilje ab) oder die Verständigung mit der damaligen SPD-Landesregierung über das Schulproblem, das, durch die während der NS-Zeit erfolgte Schließung der katholischen Schulen entstanden, 1965 im Niedersachsen-Konkordat gelöst wurde. Sendker lebte sehr stark in Erinnerungen auch an scheinbar Unbedeutendes, an Erlebnisse und Begegnungen am Rande. Nur sah er diese Dinge, von denen er unzählige ganz detailliert zu erzählen wußte, immer in Zusammenhängen und verstand es, damit Atmosphärisches etwa aus der NS-Zeit oder der Zeit des Wiederaufbaus deutlich zu machen. Persönliche Erfahrungen prägten wesentlich sein Urteil über die Welt. Dabei war typisch für ihn, daß er nicht einfach registrierte, sondern emotional starken Anteil nahm.



Drei Päpste haben ihn geehrt, der Souveräne Malteserorden und das Land Niedersachsen verliehen ihm Orden, und Sendker war dankbar für die Anerkennung dessen, was durch sein Dazutun hatte erreicht oder erkämpft werden können. „Der liebe Gott tut nichts als fügen“ – auf dieses Wort hat er sich fest verlassen. Sein Leben lang habe er versucht, auf den Anruf Gottes in der Zeit eine Antwort zu geben, sagte er einmal und fügte hinzu, gelungen sei ihm das allerdings nur durch sehr viel beten.

Das Epiphaniebild im Kostbaren Evangeliar des hl. Bernward

Von Bernhard Bruns

Im Unterschied zu den Bildern der Bernwardstür und der Bernwardssäule scheinen die auf 16 Bild- und 5 Zierseiten gemalten Illustrationen in Bernwards Kostbarem Evangeliar keinen zusammenhängenden Bilderzyklus mit einer einheitlichen Thematik darzustellen. Sie lassen sich daher wohl auch nicht, wie dies bei den monumentalen Bronzegüssen möglich ist, werkimmanent, also aus ihrem eigenen Bildzusammenhang heraus, interpretieren.¹ Um so mehr sind wir bei der Deutung dieser „ikonographisch ungewöhnlichen und theologisch anspruchsvollen Bildprägungen“² auf Parallelen angewiesen, die sich in anderen zeitgenössischen oder früheren Werken der christlichen Kunst finden. Meist sind solche Parallelen allerdings nur formaler Art, so daß sie zur inhaltlichen Deutung wenig oder gar nichts beizutragen vermögen. Beim Epiphaniebild ist dies anders. Den Schlüssel zum Verständnis dieses Bildes gibt uns nämlich Bernward selbst in die Hand, der auf seiner Bronzetür nicht nur dasselbe ekklesiologische Thema behandelt, sondern darüber hinaus ganz ähnliche Bildmotive verwendet hat.

Ohne genaue Kenntnis der bernwardinischen Ekklesiologie, wie sie auf der Tür systematisch entfaltet wird und auch das Bildprogramm der Säule bestimmt, muß das Epiphaniebild, das als Illustration zu Mt 2 das Titelbild zum Matthäusevangelium darstellt und dessen Bildschema bis ins 4. Jahrhundert zurückverfolgt werden kann,³ in seiner vom Künstler intendierten hintergründigen Thematik unverständlich bleiben. Bevor wir uns den auf der Tür überlieferten direkten Bildparallelen zuwenden und sie zur Deutung des Epiphaniebildes heranziehen, ist daher diese Ekklesiologie kurz zu skizzieren.

I

Abweichend von der uns geläufigen traditionellen Dogmatik, wonach die Kirche das Werk des Erlösers Jesus Christus ist, geht Bernward davon aus, daß es

die Kirche gibt, solange es Menschen gibt. Dem Erlöser ist es zu verdanken, daß er die Kirche nicht nur vor dem drohenden Untergang bewahrt,⁴ sondern darüber hinaus in ihrer Einheit und damit in dem ursprünglichen Zustand wiederhergestellt hat, in dem der Schöpfer sie einst im Paradies gestiftet hat. Der Kirche des Neuen Bundes entspricht also die Kirche des Paradieses, die wie jene die ganze Menschheit umfaßt. Die Kirche besteht aus zwei Teilen (Eph 2,14), aus dem auserwählten Volk Israel bzw. seinen Vorfahren und den übrigen Völkern oder, neutestamentlichem Sprachgebrauch entsprechend (weil nach dem Untergang des Nordreichs von den zwölf Stämmen Israels nur der Stamm Juda übriggeblieben war), aus Juden und Heiden. Im Paradies werden die Heiden durch den älteren Adam und die Juden durch die jüngere Eva repräsentiert. Die Vertreibung aus dem Paradies ist gleichbedeutend mit der Vertreibung aus der Kirche. Als Folge des Sündenfalls, der die Menschheit entzweit, gibt es für sie außerhalb des Paradieses nicht mehr die Kirche, sondern zwei getrennte Kirchen: für den einen Teil der Menschheit die Kirche der Heiden, für den anderen die Kirche der Juden. Die Kirche der Juden wird also nicht etwa erst mit dem Bundesschluß unter Mose gestiftet, sondern besteht seit der Vertreibung. Zu ihr gehört schon Abel, während sein älterer Bruder Kain zur Kirche der Heiden gehört. Erst durch den menschengewordenen göttlichen Erlöser kann die Spaltung überwunden werden. Er ist es, der gewissermaßen die Tür zum Paradies wieder aufschließt, indem er die Tür zur Kirche des Neuen Bundes öffnet, am Anfang seines Lebens den Juden und kurz vor seinem Tod auch den Heiden, die er unmittelbar nach seinem Tod

¹ Zur werkimmanenten Deutung der Bernwardstür verweise ich auf mein Buch: *Die Bernwardstür – Tür zur Kirche*, Hildesheim 1992 (im folgenden abgekürzt: BT).

² R. Kahsnitz, *Inhalt und Aufbau der Handschrift. Die Bilder*, in: *Das Kostbare Evangeliar des Heiligen Bernward*, hrsg. v. M. Brandt, 18–55, hier 18.

³ Kahsnitz (ebd. 30f) verweist zum Vergleich auf das zentrale Mittelfeld eines Sarkophags in Arles vom Ende des 4. Jhdts. und auf ein Elfenbeinfragment in Nevers aus dem Anfang des 5. Jhdts. Vgl. auch L. E. Stamm-Saurma, *Die „auctoritas“ des Zitates in der bernwardinischen Kunst*, in: *Bernwardinische Kunst*, hrsg. v. M. Gosebruch u. F. N. Steigerwald, Göttingen 1988, 105–126, hier 112–116.

⁴ Das Verkündigungsbild der Bernwardstür zeigt, wie das Bauwerk der Kirche unmittelbar vor dem Einsturz steht, der vorerst durch das Eingreifen des Engels Gabriel, letztlich aber nur durch die von ihm verkündete Menschwerdung Gottes verhindert werden kann, an der Maria durch ihr Jawort mitwirken darf (BT 111ff).



Die Epiphanie des menschengewordenen göttlichen Erlösers

auf wunderbare Weise unter dem Kreuz in Eintracht zusammenführt (vgl. Joh 12,32; Eph 2,15f).

Die Kirche wird auf der Bernwardstür (und ebenso auch auf der Bernwardssäule) immer räumlich dargestellt als Ort der Begegnung zwischen Gott und den Menschen. Meist wird sie durch ein Bauwerk symbolisiert, dessen Tür wie die Bernwardstür selbst eine Kirchentür ist. Auf dem linken Türflügel wird der Raum der Kirche mit einer einzigen Ausnahme immer durch Bäume und Zweige abgesteckt.

Die Einheit gehört so sehr zum Wesen der Kirche, daß nach der Vertreibung der Stammeltern aus dem Paradies auch die getrennten Kirchen der Heiden und der Juden auf sie hingeeordnet bleiben und Zeugnis von ihr geben, indem sie über sich hinaus aufeinander verweisen. Die gegenseitige Durchdringung des heidnischen und jüdischen Elements in der einen Kirche wie auch in den beiden getrennten Kirchen bringt Bernward durch eine eigene Zahlensymbolik zum Ausdruck, die sich keineswegs nur auf die Architektur des Kirchengebäudes beschränkt, sondern grundsätzlich in jeder Art von Beziehungsgefüge (bis in die formale Gliederung der beiden Bronzekunstwerke hinein⁵) Anwendung findet: 3 kennzeichnet die Kirche der Heiden, 2 die Kirche der Juden, 1 oder $2 + 3 = 5$ die eine Kirche der Heiden und Juden. 4 ist die heidnische, 3 die jüdische Kennzahl der einen Kirche in ihrer unsichtbaren Gestalt, die zusammen die heilige Zahl 7 ergeben.

II

Nach diesen allgemeinen Ausführungen zur bernwardinischen Ekklesiologie können wir uns jetzt dem *Epiphaniebild* des Kostbaren Evangelisars und seinen Parallelen auf der Bernwardstür zuwenden. Das Epiphaniebild ist von oben nach unten in 2 Bildfelder unterteilt und in $1 + 2 = 3$ Zonen gegliedert, in denen jeweils eine Dreiergruppe zu sehen ist: oben im Himmelsegment sind es die drei Engel, die eine solche Gruppe bilden, und unten auf der Erde das Jesuskind mit Ochs und Esel an der Krippe sowie die drei Weisen, die nach ihrer Begegnung mit Herodes auf ihrem Weg von Jerusalem nach Betlehem soeben den Stern wiederentdeckt haben (Mt 2,9f).⁶ Schon die parallelisierende Anordnung in Dreiergruppen weist darauf hin, daß die Tiere an der Krippe nicht nur zur Kennzeichnung des Geburtsortes dienen (Lk 2,7), sondern darüber hinaus in übertragenem Sinn auch personal zu deuten sind – als sinnbildliche Repräsentanten der

ganzen, aus zwei Teilen bestehenden Menschheit. Nach Augustinus symbolisieren diese Tiere, von denen es in Jes 1,3 heißt: „Der Ochs kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn“, die Juden und die Heiden. Der Ochs als gehörntes Tier ist Sinnbild für die Juden, weil Angehörige des jüdischen Volkes dem Erlöser die Hörner des Kreuzes bereitet haben. Der Esel aber, das Tier mit den langen Ohren, symbolisiert die Heiden gemäß dem Wort des Psalmisten: „Ein Volk, das ich nicht kannte, wurde mir untertan. Sobald es mich nur hörte, gehorchte es mir“ (Ps 18,44f Vg).⁷ Der Sohn Gottes ist vom Himmel auf die Erde herabgekommen, um die Menschheit wieder zu vereinen und die Spaltung der Kirche zu beenden. „Denn er ist unser Friede. Er vereinigte die beiden Teile (Juden und Heiden) und riß durch sein Sterben die trennende Wand der Feindschaft nieder . . . Er stiftete Frieden und versöhnte die beiden *wieder* (Vg)⁸ durch das Kreuz mit Gott in einem einzigen Leib. Er hat in seiner Person die Feindschaft getötet“ (Eph 2,14–16). Diesen Frieden, der allen Menschen, Heiden und Juden, den Fernen und den Nahen, gilt (Eph 2,13.17), haben schon die Engel bei seiner Geburt verkündet (Lk 2,13f).

III

Auch auf dem *Geburtsbild der Bernwardstür*⁹ fehlen die beiden Tiere an der Krippe nicht. Auch dort reprä-

⁵ BT 126.

⁶ Diese Episode ist auch auf dem Epiphaniebild der Bernwardstür festgehalten. Dort hat der mittlere König den Stern soeben wiederentdeckt, auf den er seinen jüngeren Begleiter mit demonstrativ erhobenem Zeigefinger aufmerksam macht, während der greise König schon am Ziel der Wanderung angekommen ist, wo ihn das Jesuskind auf dem Schoß seiner Mutter erwartet (BT 82ff).

⁷ Augustinus, *Sermo* 204,2: PL 38, 1037f. – Die Auffassung, daß Ochs und Esel in Jes 1,3 auf Juden und Heiden zu beziehen sind, findet sich mit unterschiedlichen Begründungen bei vielen griechischen und lateinischen Kirchenvätern. Nach Origenes ist der Ochs ein Sinnbild für die Juden, weil er ein reines Tier ist, während der Esel als unreines Tier die Heiden symbolisiert. Gregor von Nyssa sagt: Der Ochs als Zugtier versinnbildet die Juden, die unter dem Joch des Gesetzes gehen, der Esel als Lasttier die Heiden, die die sündhafte Last des Götzendienstes tragen. Einen Überblick über die einschlägigen Texte mit Angabe der Quellen gibt J. Ziegler, Ochs und Esel an der Krippe. Biblisch-patristische Erwägungen zu Is 1,3 und Hab 3,2 (LXX), in: Münchener Theologische Zeitschrift 3 (1952) 385–402, hier 390–395.

⁸ Im Vulgatatext (Vg) steht das Wort *reconciliare*.

⁹ Zum folgenden vgl. BT 95ff.



Die Geburt Jesu

sentieren sie die Heiden und die Juden. Sie stehen draußen und sind nur mit ihren Köpfen, die sie durch eine Bogenöffnung hindurch an die Krippe gelegt haben, im Innern des Gebäudes, in dem der Sohn Gottes zur Welt gekommen ist. Dieses Gebäude, in dem sich außer dem Kind noch Maria und Josef sowie die Hebamme Salome, also nur Juden, befinden, symbolisiert die eine Kirche des Neuen Bundes, zu der die Heiden bei seiner Geburt noch keinen Zutritt haben. Das Kirchengebäude ist deutlich in zwei Teile gegliedert, den heidnischen Teil im Westen und den jüdischen Teil im Osten (auf der linken bzw. rechten Bildhälfte), die trotz ihrer unterschiedlichen Baustile miteinander zu einer untrennbaren Einheit verbunden sind.

Das Kind liegt in einer Krippe aus Stein, die über Josef in der Luft zu schweben scheint. Die Tiere haben ihren Kopf an zwei verschiedene Teile, die Stirn- und die Längsseite der Krippe, gelegt. Ihre Augen sind auf Jesus gerichtet, der ihnen mit der ausgestreckten Rechten das Zeichen gibt, sich einander zuzuwenden und gemeinsam auf das Christuszeichen X zu schauen, das viermal auf dem mit Bändern über Kreuz verschnürten Wickeltuch zu sehen ist und das die Tiere,

wenn sie sich einander zuwenden, über den Füßen des Kindes erblicken können.¹⁰ Dadurch, daß die Steinkrippe mit dem Kind wie aus eigener Kraft in der Luft zu schweben scheint und an ihren Eckseiten Ochs und Esel miteinander verbindet, tritt Jesus in der Geburtsszene der Bernwardstür schon als der lebendige Eckstein in Erscheinung, der „die beiden Teile“ (Eph 2,14), Juden und Heiden, zusammenführen und wieder miteinander vereinen wird (Ps 118,22; Jes 28,16; Mt 21,42par; Apg 4,11; Eph 2,20; 1 Petr 2,6).

Der Esel reckt seinen Kopf ungeduldig zur Krippe empor, er will nicht länger warten, während der in Betrachtung versunkene, „wiederkäuende“ Ochs ganz ruhig an ihr verweilt, so als habe er längst seinen Stamplatz an ihr, womit angedeutet wird, daß die Juden schon bei der Geburt Jesu, die Heiden dagegen erst bei seiner Kreuzigung Zugang zu der einen Kirche des Neuen Bundes haben. Erst durch seinen Tod am Kreuz wird der Erlöser der Menschheit Frieden stiften zwischen Heiden und Juden, den Fernen und den

¹⁰ Das griechische X (Chi) ist der Anfangsbuchstabe für Christus.

Nahen (Eph 2,17), und die ursprüngliche Einheit der Kirche wiederherstellen. Was aber einst unter dem Kreuz geschehen wird, kündigt sich schon an der Krippe an. Wie dort der Ochse und der Esel einmütig auf das Christuszeichen schauen sollen, so werden unter dem Kreuz von Golgota in den römischen Soldaten die Heiden und in Maria und Johannes die Juden gemeinsam auf das X schauen, das die Leidenswerkzeuge der Soldaten mit den ausgestreckten Armen des Gekreuzigten bilden.¹¹

IV

Im Unterschied zum Geburtsbild der Bernwardstür befinden sich auf dem *Epiphaniebild* des Kostbaren Evangeliiars der Esel als Repräsentant der Heiden und der Ochse als Repräsentant der Juden in zwei voneinander getrennten Gebäuden, die demnach die Kirche der Heiden und die Kirche der Juden symbolisieren. Von dort schauen die Tiere aus einem Rundbogenfenster auf das Kind in der Krippe, die nicht zwischen, sondern mit ihren bis zur Mitte des jeweiligen Fensters reichenden beiden Enden vor den getrennten Kirchen steht, die sie auf diese Weise miteinander verbindet. Über den Kirchen befindet sich, sie ebenfalls miteinander verbindend, das Himmelssegment, von dem aus goldene, blaue und rotweiße Segensstrahlen auf das Kind herniedergehen, die in 7 von goldenen Strahlen umgebenen Strahlenbündel zusammengefaßt sind. Ihnen korrespondieren die 7 inneren von den insgesamt neun Arkaden an der Vorderfront der Krippe, die ebenso wie die Strahlen vom Kopf bis zu den Füßen des Kindes reichen. In Jesus ist die Fülle des göttlichen Segens, ist die Gnade Gottes erschienen, „um alle Menschen zu retten“ (Tit 2,11), Juden und Heiden.

Die Juden sind die Nahen, die Heiden sind die Fernen (Eph 2,13.17). Das kommt auf dem Epiphaniebild darin zum Ausdruck, daß die Segensstrahlen die Kirche der Juden berühren, während zur Kirche der Heiden ein deutlicher Abstand besteht. Auch das Kind ist mit seinen Füßen dem Ochsen ganz nahe, mit seinem Kopf und dem ihn umgebenden Kreuznimbus dagegen vom Esel verhältnismäßig weit entfernt. Auch im Verhalten der Tiere spiegelt sich die Nähe der Juden und die Ferne der Heiden wider. Der Ochse hat die Augen geschlossen, er ist – wie in der Parallelszene der Bernwardstür – ganz in Betrachtung versunken, während der Esel die Augen weit geöffnet hat und neugierig und sehnsüchtig auf das Kind schaut.

Im Unterschied zu der Darstellung auf dem Türrelief

ist diesmal auf dem Wickeltuch, in das jetzt auch die Arme des Kindes eingehüllt sind, das Christuszeichen X nicht zu sehen. Es zeigt sich nur an der Stelle, wo die vom äußeren Segensstrahl getroffene Umrißlinie des (an sich unsichtbaren) Kreuznimbus die Längskante der Krippe kreuzt. Die Wiedervereinigung der Heiden und Juden kündigt sich an, ist aber noch nicht im prophetischen Zeichen vorweggenommen. Der Esel an der Längs- und der Ochse an der Querseite der Krippe sind einander zugewandt, haben aber weder einander im Blick, da der Ochse die Augen geschlossen hat, noch schauen sie gemeinsam auf das Christuszeichen, das ohnehin nur der Esel sehen könnte.

Die Kirche der Juden erweist sich nicht nur dadurch, daß das Kind in der Krippe ihr zugewandt ist, sondern auch in zahlensymbolischer Hinsicht als das Sinnbild der einen Kirche. Sie hat nämlich in ihren oberen Mauerschichten jeweils 5 Steine, 2 vor und 3 hinter dem Scheitelpunkt des Fensterbogens, und unter dem Fenster 5 Mauerschichten, die durch die obere Ecke an der Vorderfront der Krippe in 2 und 3 Schichten gegliedert sind. Als Kirche der Juden ist das Bauwerk an den 2 Steinschichten über dem Fenster zu erkennen, da die Kirche der Heiden an der gleichen Stelle 3 Schichten (mit nur 4 Steinen!) aufweist. In ähnlich signifikanter Weise befinden sich zu beiden Seiten der Segensstrahlen vor der Kirche der Juden 2 und vor der Kirche der Heiden 3 von den blütenartigen Ornamenten, die den noch verbleibenden Bildgrund zwischen den Kirchengebäuden und dem Himmelssegment ausfüllen.

Diese Ornamente bestehen aus 5 Punkten, die kreuzförmig angeordnet sind, während die 5 Punkte, mit denen die quadratischen Mauersteine und Türfelder verziert sind, wie die fünf Punkte eines Würfels angeordnet sind, so daß die diagonalen Verbindungslinien das Christuszeichen X ergeben. Jeweils 7mal tritt das Christuszeichen an beiden Kirchen auch in den Fugen der schrägen Mauerschichten über den Fensterbögen in Erscheinung, wo die Steine nicht, wie in den unteren waagerechten Schichten, im Verband gesetzt sind.

Die beiden Kirchengebäude stehen einander nicht nur spiegelbildlich gegenüber, sondern weisen auch einen völlig symmetrischen Baustil auf. Sie haben beide an der Außenseite einen Turm mit einer Tür, in deren

¹¹ BT 46.

schachbrettartig angeordneten quadratischen Feldern sich das (lateinische) Kreuz verbirgt: Der Längsbalken wird von der mittleren senkrechten Reihe, der Querbalken von der dritten bzw. vierten waagerechten Reihe gebildet, so daß sich über und unter dem Querbalken zu beiden Seiten des Längsbalkens 2 bzw. 3 Felder befinden. Über der Tür ist ein Bogen, der in Verbindung mit den beiden Konsolen, auf denen er steht, die Form des griechischen Buchstabens Omega (Ω) hat. Diesem Buchstaben, mit dem das griechische Alphabet schließt, korrespondiert der Anfangsbuchstabe Alpha (α) im Zentrum des Bildes, der von den Umrißlinien der mittleren Engelsbüste und den daran sich anschließenden trapezförmigen Segensstrahlen sowie dem dazwischen liegenden Teil des Himmelsbogens gebildet wird. Das Kind in der Krippe, Jesus Christus, der menschengewordene Sohn Gottes, ist das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende. Mit ihm geht das Interim der Kirchenspaltung zu Ende, das von der Vertreibung aus dem Paradies bis zum Kreuzestod auf Golgota reicht. Mit ihm beginnt die neue Zeit, die Zeit der einen Kirche des Neuen Bundes, in der durch seinen Gehorsam bis zum Tod (Phil 2,8) unter dem Kreuz von Golgota die Zusammenführung der Heiden und Juden und damit die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen erfolgen wird. Schon die Menschwerdung des Gottessohnes, schon sein Eintritt in die Welt ist Ausdruck seines Gehorsams, seiner selbstlosen Bereitschaft, den Willen des Vaters zu tun (Hebr 10,5–7).

Durch die Segensstrahlen, die auf das Kind fallen, und die Krippe, in der es liegt, werden die beiden Kirchen fast schon zu der einen Kirche zusammengefügt, als deren heidnischer und jüdischer Teil die noch getrennten Kirchen erscheinen. Die ekklesiologische Doppeldeutigkeit ist beabsichtigt. Nach Auskunft der Bernwardstür ist der Geburtsort Jesu die eine Kirche des Neuen Bundes. Davon geht auch der Maler unseres Bildes aus. Er stellt nämlich die Krippe in Form eines Altares dar. Ein Altar steht aber nicht außerhalb der Kirche, sondern in ihr. Der Altar, auf dem das gewickelte Kind wie eine Opfergabe in einer Schale liegt, verweist auf das Kreuz von Golgota, an dem der menschengewordene Gottessohn sich selbst seinem himmlischen Vater zum Opfer darbringen wird und das ebenfalls in der einen Kirche des Neuen Bundes stehen wird.¹² Wie Jesus in der Kreuzigungsszene der Bernwardstür nicht genau in der Mitte, sondern mehr auf der östlichen Seite der Kreuzbalken hängt, so liegt er auch als Kind, das wie der Gekreuzigte seine Augen geschlossen hat, nicht genau in der Mitte, sondern mehr auf der östlichen Seite des Altares. In ekklesiolo-

gischer Hinsicht ist also auf dem Epiphaniebild beides in einem dargestellt: die getrennten Kirchen der Heiden und der Juden und zugleich die aus Heiden und Juden bestehende Kirche des Neuen Bundes, die aus der Vereinigung der beiden getrennten Kirchen hervorgeht und deren heidnischer Teil im Westen und deren jüdischer Teil im Osten liegt. Der die Heiden symbolisierende Esel und der die Juden symbolisierende Ochse befinden sich sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche: Sie sind, jeder für sich, in ihrer eigenen Kirche, von wo aus sie ihre Köpfe – wie auf dem Relief der Bernwardstür – durch eine Bogenöffnung hindurch an die „Krippe“, an den Altar gelegt haben, der in der einen Kirche des Neuen Bundes steht.

Aber nicht nur die Krippe als Altar, sondern auch der große Stern, der im obersten Himmelssegment mitten über ihr steht, verweist auf das Kreuz. In seinen acht Strahlen leuchtet nämlich das (griechische) Kreuz mit dem Christuszeichen χ auf. Diesen Stern haben die drei Weisen, die im Unterschied zu ihrer Darstellung auf der Bernwardstür nicht als Könige mit Kronen, sondern als heidnische Priester in liturgischen Gewändern dargestellt sind, soeben wiederentdeckt. Beim Anblick des Christuszeichens, das in der bernwardinischen Kunst immer auch hermeneutische Funktion hat, erkennen sie die Göttlichkeit des neugeborenen Königs der Juden, zu dem sie unterwegs sind (Mt 2,2), wird ihnen die Offenbarung zuteil, daß Gott selbst Mensch geworden ist, um der ganzen Menschheit, Juden und Heiden, den Frieden zu bringen, den die Engel bei seiner Geburt den Hirten verkündet haben. Zugleich wird ihnen bewußt, daß die Gaben in ihren Händen Opfergaben sind, die vorausweisen auf die eine vollkommene Opfergabe, die Jesus seinem himmlischen Vater darbringt und die er selber ist. Von einer Anbetung, wie Kahsnitz meint,¹³ kann jedoch keine Rede sein. Die Männer sind ja noch nicht am Ziel ihrer Wanderung, sie sehen nur den Stern wieder, der sich im Zentrum des großen Himmelssegments in einem eigenen Himmelssegment über den Engeln befindet und der ihnen jetzt präzise den Ort anzeigt, an dem das Kind geboren ist (Mt 2,9). Die Geburtsszene selbst sehen sie nicht – oder nur vor ihrem geistigen Auge, insofern sie zu verstehen beginnen, wer der neugeborene König der Juden in Wahrheit ist und warum in ihm Gott selbst Mensch geworden ist. Wenn sie bei dem Kind angekommen sind, wird es nicht

¹² BT 47f.

¹³ Kahsnitz (s. Anm. 2) 31.

mehr in der Krippe liegen, sondern auf dem Schoß seiner Mutter sein, wie das Epiphaniebild der Bernwardstür zeigt (vgl. Mt 2,11).

Durch die Gaben, die in den Händen der als Priester dargestellten „Magier“ (Vg) zu Opfergaben werden, ist auch das untere Bild auf die Kreuzesopferthematik des oberen Bildes bezogen. Im übrigen sind die beiden aufs engste zusammengehörenden Bilder auch unmittelbar durch das Zeichen des Kreuzes miteinander verbunden: Der Längsbalken dieses Kreuzes wird durch die senkrechte Mittelachse gebildet, auf der sich der große Stern, die mittlere Engelsbüste, das Strahlenbündel mit dem Kind in der Krippe sowie der mittlere Priester befinden, als Querbalken fungiert der waagerechte Ornamentstreifen, der die beiden Bilder voneinander trennt.

Neben dem großen achteckigen Stern im obersten Himmelssegment gibt es vier weitere, ähnlich strukturierte kleine Sterne zu beiden Seiten der $1 + 2 = 3$ Engelsbüsten, so daß insgesamt 5 Sterne zu sehen sind, von denen je 2 den beiden äußeren und 3 dem mittleren Engel zugeordnet sind. So sind durch die Zahlensymbolik auch die Sterne in die Friedensbotschaft der Engel einbezogen, die allen Menschen, Juden und Heiden, gilt.

Die drei Männer sind stehengeblieben. Sie stehen nicht hinter-, sondern (einander zugewandt) nebeneinander. In ihrer Positur gleichen sie dem Kind in und den Tieren an der Krippe sowie den drei Engeln im Himmelssegment. Wie der mittlere Engel ist auch der mittlere Priester frontal dargestellt. Sein Gesicht aber weist in dieselbe Richtung wie das Gesicht des Jesuskindes. In dieselbe Richtung blickt auch der Mann zu seiner Rechten, während der andere in die entgegengesetzte Richtung schaut. In ihrer Blickrichtung korrespondieren diese beiden Männer den beiden Tieren an der Krippe. Die Entsprechung geht sogar noch weiter. Denn obwohl auch der am rechten Bildrand stehende Mann ein Heide ist, vertritt er in diesem Augenblick doch wie der Ochse über ihm die Juden. Das bringt der Künstler mit Hilfe der Zahlensymbolik zum Ausdruck, die sich im topographischen Hintergrund des Bildes verbirgt. Die Füße des Mannes rechts im Bild, der dem Ochsen korrespondiert, umfassen nämlich nur 2 (von insgesamt 3!) Erdhügel, die Füße des dem Esel korrespondierenden Mannes auf der gegenüberliegenden Seite dagegen 3, während dem mittleren Mann $2 + 3 = 5$ Erdhügel zugeordnet sind. Dieser Mann ist größer als seine Begleiter und tritt auch durch seine zentrale Plazierung als deren Anführer in Er-

scheinung. Er ist unter den heidnischen Priestern der Oberpriester und als solcher dem Hohenpriester Jesus Christus zugeordnet, der sich über ihm als Kind in der Krippe befindet. Wie das Jesuskind, das als Opfergabe auf dem Altar liegt, Ochse und Esel zusammengeführt hat, und wie der Erlöser durch seinen Opfertod am Kreuz Juden und Heiden zusammenführen wird, so hat der Oberpriester der Heiden in diesem Augenblick seine beiden Begleiter zusammengeführt, indem er sie auf den Stern aufmerksam gemacht hat. Beide haben einander im Blick und strecken einander ihre unverhüllte Hand, in der sie die Opfergabe halten, entgegen; beide haben das Kreuz mit dem Christuszeichen X vor Augen, das ihnen in den Strahlen des großen achteckigen Sterns aufleuchtet.

V

Nicht nur wegen der Opfergaben in den ganz oder teilweise verhüllten Händen der heidnischen Priester, sondern auch und vor allem wegen der frappierenden Ähnlichkeit des Geschehens in ekklesiologischer Hinsicht hat das Epiphaniebild des Kostbaren Evangeliiars noch eine weitere Parallele auf der Bernwardstür, und zwar in jenem Reliefbild des linken Türflügels, auf dem *das Opfer von Kain und Abel* dargestellt ist und das sein Pendant auf dem rechten Flügel in dem Bild von der Geburt Jesu hat, das schon als Parallele herangezogen wurde.¹⁴

Die ekklesiologische Ausgangssituation ist auf beiden Bildern die gleiche. Beide Male stehen sich die getrennten Kirchen gegenüber, beide Male sind sie miteinander verbunden durch das Himmelssegment und die von ihm ausgehenden Segensstrahlen. Kain ist wie der Esel in der Kirche der Heiden, Abel wie der Ochse in der Kirche der Juden. Beide Bilder unterscheiden sich durch die Lage der Kirchen, die auf dem Türrelief nicht als Bauwerke dargestellt, sondern durch die Pflanzen abgesteckt werden, die sich vor und hinter den beiden Brüdern befinden. Auf dem Opferbild der Bernwardstür ist die Kirche der Juden auf der linken und die Kirche der Heiden auf der rechten Seite, auf dem Epiphaniebild des Bernward-Evangeliiars ist umgekehrt die Kirche der Heiden auf der linken und die Kirche der Juden auf der rechten Seite. Wie die beiden Brüder sind auch die beiden Tiere, obwohl sie sich in verschiedenen Kirchen befinden, einander zugewandt, weil sie beide dem göttlichen Segen zugewandt sind.

¹⁴ Zum folgenden vgl. BT 89ff.



Das Opfer von Kain und Abel

Was die auf Abel hinweisende Segenshand Gottes beim Opfer der beiden Brüder vergebens anmahnt, wird der dem Ochsen zugewandte menschengewordene Gottessohn, in dem die göttliche Gnade leibhaftig erschienen ist (Tit 2,11), durch seine Erlösungstat, durch seinen Gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz (Phil 2,8), bewirken: die Versöhnung der verfeindeten Brüder, der Heiden und der Juden, und die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen in der einen Kirche. Wie das Kind in der Krippe der Kirche der Juden zugewandt ist, so zeigt auch die Hand Gottes beim Opfer der beiden Brüder auf die Kirche der Juden, die beide Male durch die Zahlensymbolik (und auf dem Türrelief auch durch das Kreuz, das vor Abel am Himmel erschienen ist) zum Sinnbild der einen Kirche wird. Die göttliche Hand weist Kain den Weg zur Überwindung der Spaltung. Er soll zu Abel in die Kirche der Juden gehen und dort zusammen mit ihm zu dem am Himmel erschienenen Lebensbaum des Kreuzes und zum X, das sich im Zentrum dieses Baumes verbirgt, aufschauen und so zusammen mit seinem Bruder in ein und derselben Kirche sein Opfer darbringen. Doch Kain achtet nicht auf die Weisung des Herrn. Er will den göttlichen Segen ganz für sich allein und nur zur Durchsetzung seiner irdischen Ziele haben. In seinem Bruder sieht er den Rivalen, dem er zuvorkom-

men will. Und so vertieft er die Spaltung, anstatt sie mit Gottes Hilfe zu überwinden.

Erst unter dem Kreuz von Golgota, und zwar unmittelbar nach dem Tod des bis zum letzten Atemzug gehorsamen Jesus, wird die Menschheit wieder versöhnt und die Einheit der Kirche wiederhergestellt. Das einheitsstiftende Ereignis ist das von Gott gewirkte Blut-und-Wasser-Wunder, das die in den römischen Soldaten sowie in Maria und Johannes unter dem Kreuz stehenden Heiden und Juden veranlaßt, gemeinsam auf das Kreuz und das Christuszeichen X zu schauen, das die ausgestreckten Arme des Gekreuzigten mit den Leidenswerkzeugen der Soldaten bilden.¹⁵ Der Blut-und-Wasser-Strom, der aus der geöffneten Seite des Gekreuzigten in den Kelch des Soldaten geflossen ist, ist das sichtbare Zeichen der unsichtbaren göttlichen Segensfülle. Wie das vom Licht der Segensstrahlen umgebene Jesuskind Ochs und Esel miteinander verbindet, so wird der Gekreuzigte, dessen geöffnete Seite zur Quelle des göttlichen Segens wird, in seinem Tod Juden und Heiden miteinander verbinden.

¹⁵ BT 46.

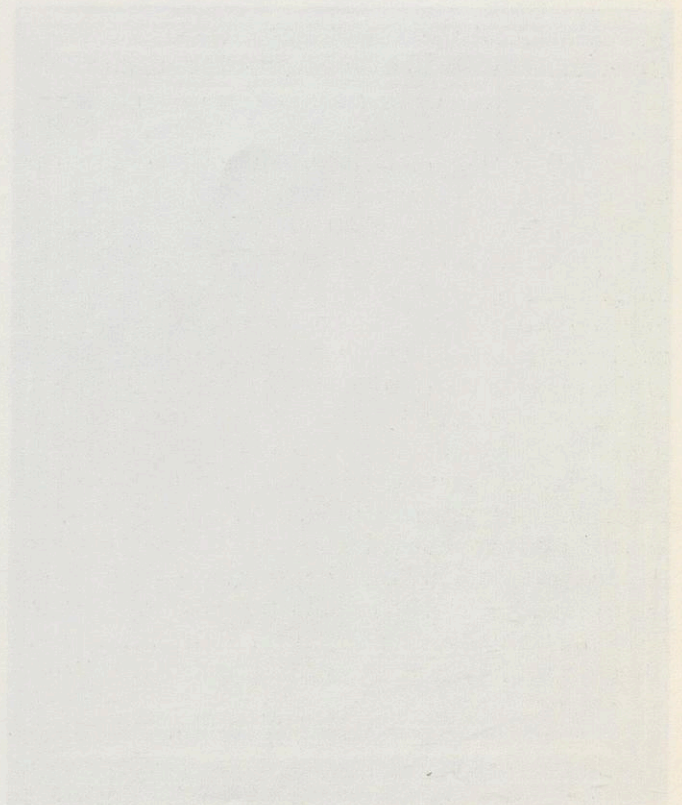
Auf das Kreuz von Golgota weist im Epiphaniebild die altarförmige Krippe voraus. Denn auf dem Altar des Neuen Bundes wird das Kreuzesopfer, in dem Jesus sein Erlösungswerk vollendet hat, immer wieder von neuem auf sakramentale Weise gegenwärtig. An seinem Kreuzesopfer will Christus allen Menschen, die an ihn glauben, Juden und Heiden, Anteil geben, indem er in den Gestalten von Brot und Wein sich selbst ihnen mit Fleisch und Blut zur Speise hingibt und sie dadurch mit sich und untereinander vereint. Auf den Mahlcharakter des Altarssakraments weist auch Augustinus im Zusammenhang mit dem Geschehen im Stall von Betlehem hin, wenn er vor allem in seinen Weihnachtspredigten immer wieder darauf zu sprechen kommt, daß Jesus in eine Futterkrippe gelegt wurde zum Zeichen dafür, daß er Ochs und Esel, d. h. Juden und Heiden, also allen Menschen als Nahrung dienen will.¹⁶

Weist das Kind in der Futterkrippe des Altares auf den eucharistischen Leib des Herrn, „das Brot des Lebens“ (Joh 6,35), hin, so weist „der Kelch des Segens“ (1 Kor 10,16) auf dem Altar, den man in dem halbrunden

Himmelssegment und den von ihm ausgehenden trapezförmigen Segensstrahlen erkennen kann, auf das Blut Christi hin. Weil in jeder Feier der Eucharistie das ein für allemal vollzogene einheitsstiftende Kreuzesopfer von neuem gegenwärtig wird und alle Menschen berufen und eingeladen sind, den Leib und das Blut Christi zu empfangen, ist das Altarssakrament das Zeichen der unzerstörbaren Einheit der aus Heiden und Juden bestehenden Kirche des Neuen Bundes (vgl. 1 Kor 10,16f).

So wird im Epiphaniebild des Kostbaren Bernward-Evangeliars die Geburt Jesu im Licht seines Kreuzestodes, der Beginn der Erlösung von ihrer Vollendung her gedeutet und die ekklesiologische Dimension seines Erlösungswerks zur bildlichen Darstellung gebracht, das im sakramentalen Vollzug der Eucharistiefeier immer wieder von neuem reale Gegenwart wird.

¹⁶ Augustinus, *Enarratio in psalmum* 126,11: PL 37, 1675; *Sermo* 189,4,4; 190,3,3; 194,2,2; 204,2; 292,4,8: PL 38,1006; 1008; 1016; 1038; 1327.



„Bernward als geistiger Baumeister“

Buchpräsentation am 6. 8. 1993 in der Hildesheimer Michaeliskirche

Von Bernhard Gallistl¹

Mit einer „Baukunst der Verdienste“, einer „architectura meritorum“ gab Bernward die Antwort auf den göttlichen Anruf der Gnade, der ihn als jungen Mann getroffen hatte: so schreibt er in seiner Schenkungsurkunde für das Michaeliskloster (1. Nov. 1019. Vita Bernwardi c. 51), das sichtbare Resultat dieser „architectura meritorum“, der Kunst eines gelungenen Lebens. Am Beginn dieses Kirchenbaus, in dem wir uns befinden, steht also ein grundtiefes, persönliches Seelenerlebnis.

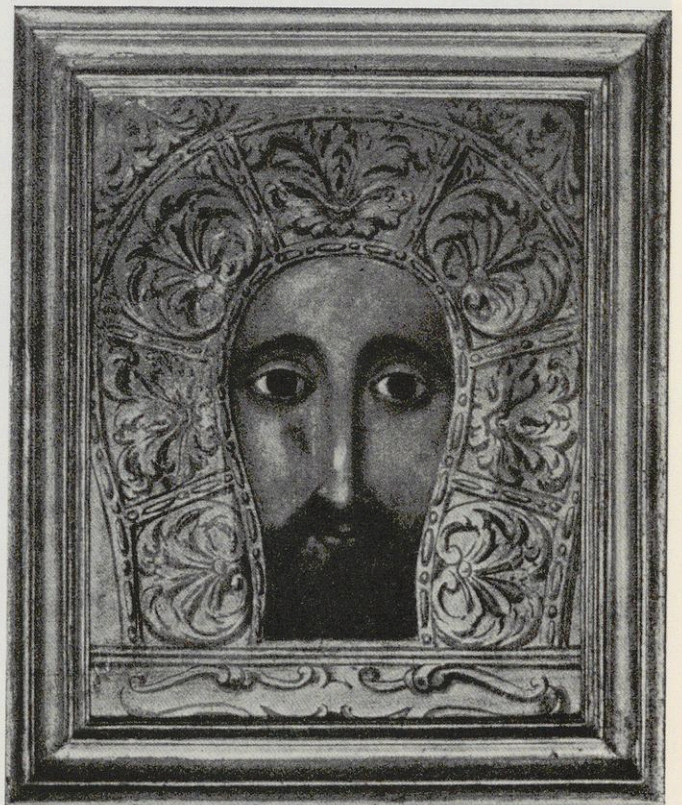
Daß dieses Erlebnis ein echtes gewesen ist, hören wir aus der Art heraus, wie Bernward es selbst beschreibt: er redet nicht etwa über die Süßigkeit einer Verzückung, sondern von der herben Bewußtwerdung eigenen menschlichen Ungenügens und einer kaum bewältigbaren Schuldhaftigkeit. Als Schulderkenntnis artikuliert sich höchstes Gotterleben ja auch bei Paulus (Röm 7,18) und den andern großen Gottfindern. Ihre vornehmste Weise, vom unzugänglichen Licht zu sprechen, das sie angerührt hatte, war der Kontrast: die Rede von der eigenen Lichtlosigkeit.

Positives über sein Erlebnis können wir allerdings der allgemeinen Überlegung entnehmen, die Bernward diesem Lebensbekenntnis voranstellt: „Dem Menschen, der nach Gnade strebt“, so heißt es da, „macht sich der fürsorglich liebende Gott selbst zum Bild und zur Gestalt“ („unde in appetitu gratiae se cuique imaginat et conformat protectio divinae misericordiae“). Mit diesem Satz gibt er den letzten Grund seines Kunstschaffens preis: Christus als das Bild des unsichtbaren Gottes (Kol 1,15). Damit läßt er uns auch erraten, daß sein großes Erlebnis in erster Linie ein visuelles war. Bernward ist die Schau zuteil geworden, von der andere Heilige, wie z.B. Nikolaus von der Flüe, uns direkt berichten: die Schau Christi in seinem Menschenantlitz. Wie aber sah das Bild aus, das der junge Bernward geschaut hatte? Hier stehen eigentlich die Grenzen unserer Vorstellung vor unserem Blick. Wir müßten denn teilhaben an der Beglückung der Heili-

gen selbst. Bricht doch ein solches Schauen den, den es betrifft, radikal aus seinem geplanten Leben heraus. Bruder Klaus verließ unter diesem Eindruck seine Frau und seine 10 Kinder, um in die Einsiedelei zu gehen. Und dieselbe Schau war wohl für Bernward der Grund, wenn er eine steile politische Karriere abbrach, deren Mitte er bereits erklommen hatte, als ihn der himmlische Anruf überraschte.

Wenn das Bild, das sich da zeigte, auch nicht vermittelbar war: Bernwards Zeit hatte eine gültige Formel parat für das authentische Antlitz Christi. Als „nicht von Menschenhand gemacht“, sondern unter göttlicher Anweisung geschaffen und von Engelshand vollendet galt das ehrwürdigste Bild der abendländischen Christenheit, die Salvator-Ikone des Lateran, die das Antlitz Christi, des „Retters“, zeigt. Diese „Acheiro-

¹ Gallistl, Bernhard: Die Bernwardsäule und die Michaeliskirche zu Hildesheim, Hildesheim: Olms 1993, 136 S. mit 42 Fotos, 78,- DM (Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Hildesheim Bd. 3). Die Buchpräsentation wurde von der Dombibliothek Hildesheim veranstaltet.



Die Salvator-Ikone vom Lateran. Gemäldekopie.



Die Verklärung Christi. Relief von der Bernwardsäule

pita“-Ikone wird noch heute am Lateran in der Kapelle „Sancta Sanctorum“ verehrt.

Durch die Legende von seiner himmlischen Herkunft eröffnete sich in diesem Bild eine unmittelbare Weise, das wahre Antlitz Christi zu betrachten. In Form von Amuletten konnte der Rompilger dieses Bild des „Retters“, des „Salvators“, geradewegs auch mit sich nach Hause nehmen. Schwerlich wird es Bernward bei seinem Rombesuch versäumt haben, das „Heilige Antlitz“ zu besuchen. Es hat sogar den Anschein, daß auch er ein solches Pilgerandenken aus der Papstkapelle nach Hildesheim mitgebracht hat. Denn auf seiner Bronzesäule treffen wir den Christustyp vom Lateran genau im verklärten Christus wieder.

Mit der weltbekannten Formel des römischen Salvator-Bildes hielt er seine ganz persönliche Christus-Vision fest und machte sie zur Mitte dieser Kirche, seines Lebenswerkes, als des Ergebnisses seiner „Architektur der Verdienste“. Denn: das Verklärungsrelief, das sich um das Antlitz Christi herum aufbaut, ist nicht allein Zentrum der Bildspirale – worauf zum erstenmal Jürgen Wöhrmann² deutlich hingewiesen hat –, von der Mitte der Vorderfront aus bestimmte sie das ganze Programm der Säule.

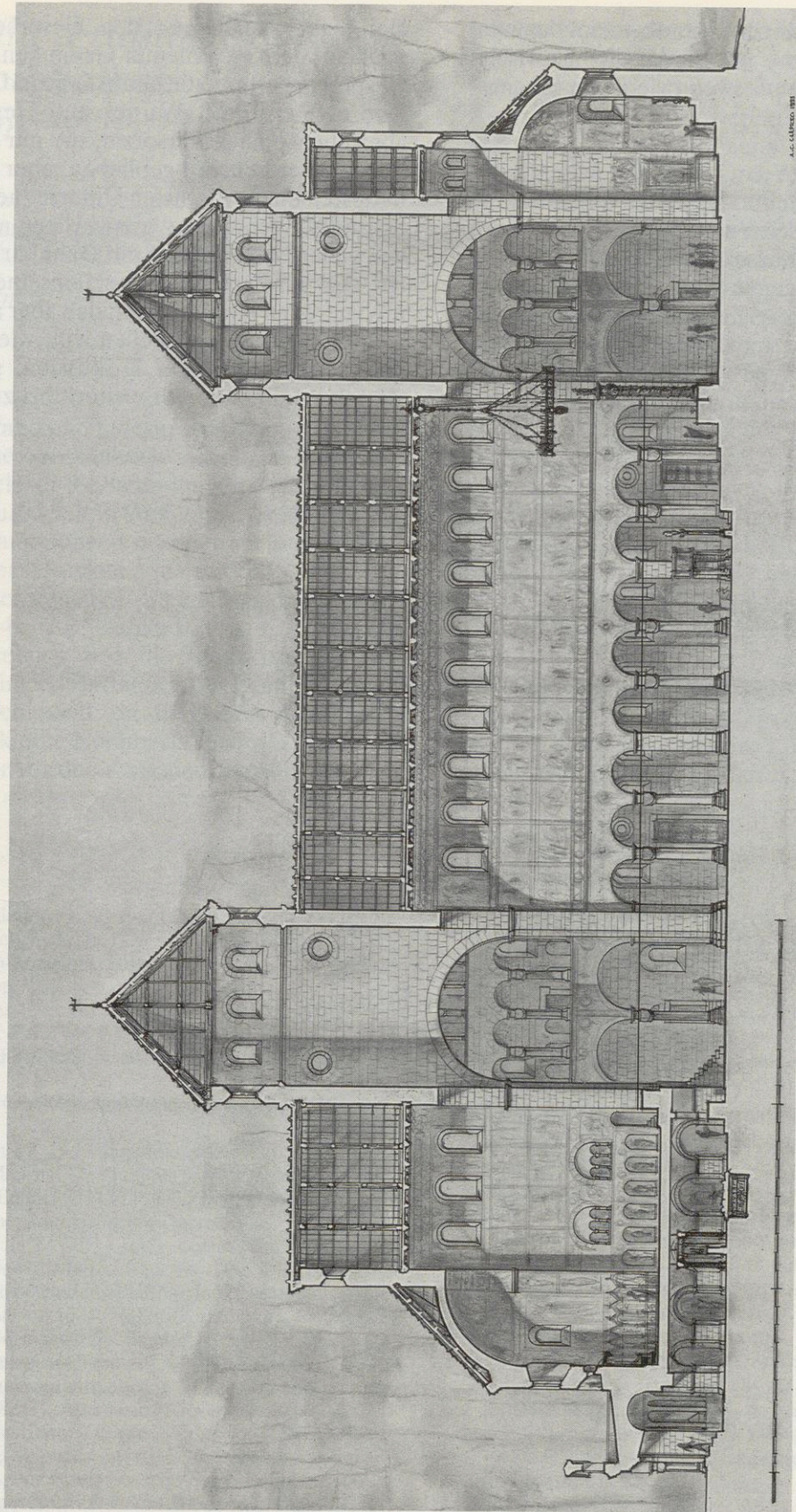
Bildtypisch und theologisch weist es ja – wie uns Pastor Kunze eben sagte – auf die Kreuzigung hin, die die Krone der Säule bildete; enthält doch die Verklärungssperikope auch eine Passionsankündigung. Gleichmaßen schlägt sie die Verbindung zur Gottesmutter auf der davorstehenden Marmorsäule: bleibt doch das Leidensgeheimnis Christi untrennbar von seiner menschlichen Geburt. Noch mehr: der Gottesdienst, der im Angesicht des Verklärungsbildes am Kreuzaltar, dem zentralen Altar der Kirche, gefeiert wurde, bedeutet ja nichts Geringeres als die stetige Erneuerung dieses Christusgeheimnisses der Sichtbarwerdung Gottes. Auf diese Weise bildet das Antlitz des Verklärten nicht nur baulich, sondern auch liturgisch das innerste Zentrum dieses Gotteshauses. Das gilt auch für die anderen beiden großen Kultstätten dieser Kirche, die beide Christus als dem „Retter“, dem „Salvator“, in besonderer Weise gelten und die sich beide auf das Salvatorantlitz der Christussäule hin orientieren.

Zum einen der Altar im westlichen Hochchor, der ausdrücklich dem Salvator geweiht war: dort richtete sich der Priester beim Gebet in gerader Linie auf das Antlitz des Verklärten hin.

Zum anderen der darunterliegende Marienaltar, vor dem der Stifter Bernward begraben lag. Von dort gab ursprünglich ein Bogen den Blick frei auf die Große Säule im Osten. In seiner Grabschrift aber spricht Bernward – den Dulder Hiob (19,26) zitierend – die Gewißheit aus, einst mit leiblichen Augen den Herrn, seinen Retter, den „Salvator“, zu schauen: „et in carne videbo Dominum meum *Salvatorem* meum“. (Gerade die Salvator-Bezeichnung geht dabei über den Vulgata-Text hinaus.)

Ich hoffe nun, daß es mir möglich war, mit diesen wenigen Worten ein spirituelles Grundkonzept dieses

² J. Wöhrmann: Zur Ikonographie und Theologie der Christussäule, in: *Alt-Hildesheim* 56, 1985, S. 15–22.



Auflaß der bernwardinischen Michaeliskirche (Rekonstruktion von Prof. C. A. Carpiceci)
 Die Linie der Kämpferplatten auf den Säulen des Langhauses verband den Zehnarmen des Salvator-Altars auf dem Westchor mit der Darstellung des verklärten Christus auf der Bernwardssäule.

Baues zu skizzieren. Ist dieses Grundkonzept doch die Linie, auf die es ankommt, und zu der die historische Detailarbeit hinführen muß, wenn sie ihren Sinn behalten will.

Danken möchte ich heute den vielen, die dabei mitgeholfen haben, daß wir heute das Buch vorlegen können. Zuerst den Mitarbeitern: Herrn Scholz, Herrn Prof. Carpiceci und dem Lektor, Herrn Dr. Guyot. Dann aber den großzügigen Sponsoren, welche die reiche Ausstattung und die Zeichnungen erst ermöglicht haben – nicht zuletzt auch Herrn Direktor Beppler, der den heutigen Abend so feierlich ausgerichtet hat.

Dank aber zuallererst den Gesprächspartnern, die mich auf dem Weg meiner Gedanken begleitet haben. Gesprächspartner, die heute hier sind, wie Herr Pastor Kunze, Herr Prof. Werner und Herr Dr. Adamski, aber ebenso auch Personen, die mir selbst nur durch ihre Bücher bekannt geblieben, aber dennoch die lebhaftesten und kritischsten Unterredner geworden sind. So ist das Buch, wie es jetzt vorliegt, also das Verdienst von vielen; ich sage dies mit Dankbarkeit. Dies bedeutet, daß wir heute einen gemeinsamen Grund haben, uns zu freuen und zu feiern; daß aber auch dieser Band nicht Endgültiges hinstellen will: wie er hervorgegangen ist aus lebendiger Diskussion, so hat er seinen Zweck erfüllt, wenn er weiterführt zu neuem Dialog.

Ausgewählte Frühdrucke der Dombibliothek Hildesheim – Teil 2

Der „*Liber de laudibus sanctae crucis*“
des Hrabanus Maurus im Druck des Jahres 1503

Von Andreas Detmer

Vor zwei Jahren fand im Hildesheimer Dom- und Diözesanmuseum die Ausstellung „Schatzkammer auf Zeit“¹ statt, in welcher die Sammlungen des Hildesheimer Bischofs Eduard Jakob Wedekin zu sehen waren. Ein Teil dieser Sammlungen bestand auch aus Handschriften und alten Drucken,² die als Teil des Sammlungsverzeichnisses von 1881 in einem eigenen Inventar auf den Bl. 14r–20v³ aufgelistet sind. Zum Zeitpunkt der Ausstellung war die Identifizierung der Stücke Wedekins in den Beständen der Dombibliothek noch nicht abgeschlossen, da die äußere Kennzeichnung durch aufgeklebte Nummern⁴ nur zum Teil erhalten geblieben war. In der Zwischenzeit konnten drei

weitere Nummern der „Alten Drucke“, Nr. 3, Nr. 10 und Nr. 51⁵ des Inventars, unter den Inkunabeln ausgemacht werden. Bei diesen Bänden fehlt die äußere Kennzeichnung; erschwerend kommt aber noch hinzu, daß es sich um Sammelbände mit Drucken des 15. und 16. Jhs. handelt. Die Drucke des 16. Jhs. waren im Beverina-Altbestandskatalog nicht nachgewiesen und als solche daher nicht auffindbar. Offenbar wurden zu dem Zeitpunkt, als die geschlossene Aufstellung der Inkunabeln und deren Verzeichnung durch Konrad Ernst⁶ geplant und durchgeführt wurden, nicht nur die Inkunabeln, sondern auch die Sammelbände mit Drucken des 15. und 16. Jhs. aus den alten Systemstellen herausgenommen und die entsprechenden Katalogisate gezogen. Die Inkunabeln sind – mit Ausnahme der wenigen Neuzugänge – bei Ernst vollständig nachgewiesen, die Drucke des 16. Jhs. waren es bisher nicht. Im vergangenen Jahr wurden deshalb gezielt die Sammelbände des Inkunabel-Bestandes durchgesehen und die dort enthaltenen Drucke des 16. Jhs.⁷ katalogisiert. Auf diese Weise wurden auch die drei genannten Bände Wedekins⁸ identifiziert.

Von seiner illustrativen Ausstattung her besonders wertvoll und gleichzeitig für die Kreuzestheologie von größter Bedeutung ist der „*Liber de laudibus sanctae crucis*“ von Hrabanus Maurus, der hier, als erster Teil

¹ Vgl. hierzu Schatzkammer auf Zeit. Die Sammlungen des Bischofs Eduard Jakob Wedekin 1796–1870. Katalog zur Ausstellung des Diözesan-Museums Hildesheim. Hrsg. von Michael Brandt. Hildesheim 1991.

² Vgl. Jochen Bepler, Die Bücher Bischof Eduard Jakobs. In: Schatzkammer auf Zeit (wie Anm. 1), S. 224–227.

³ Abgedruckt in: Schatzkammer auf Zeit (wie Anm. 1), S. 303 bis 305.

⁴ Vgl. Bepler, Die Bücher Bischof Eduard Jakobs (wie Anm. 2), S. 224.

⁵ Es handelt sich um folgende Sammelbände:

Nr. 3: Hrabanus Maurus: *De laudibus sanctae crucis*. – Pforzheim: Thomas Anshelm, 1503 (VD 16 H 5271); Margarita Decretalium: *Annotationes Margaritarum Decretalium*. – Basel: Nikolaus Kefler, [ca. 1496] (HC 10755); Lucius Annaeus Seneca: *Tragoediae*. – Venedig: Matteo Capcasa, 1493 (HC 14668).

Nr. 10: *Evangelium secundum Matthaeum et Marcum*. – Deventer: Richard Pafraet, 1504 (Nijhoff/Kronenberg –); Magdalius Jacobus: *Passio magistralis domini nostri Jesu Christi*. – Köln: Druckerei Heinrich Quentel, 1505 (VD 16 B 4686); *Historia nova undecim milium virginum*. – [Köln: Johann Gulden-schaff], 1490 (HC 8745); Athanasius Alexandrinus: *Vita Sancti Antonii*. – [Zwolle: Peter Os van Breda, ca. 1505] (Nijhoff/Kronenberg 2318); Sulpicius Severus: *Vita Sancti Martini*. – [Zwolle: Peter Os van Breda, ca. 1510] (Nijhoff/Kronenberg 1961); Pseudo-Augustinus: *De contemptu mundi*. – [Köln:

Heinrich Quentel, ca. 1495] (GW2946); Lucianus Samosatensis: *De vitis philosophorum*. – Leipzig: Jakob Thanner, 1499 (HR 10266); Jakob Wimpfeling: *Oratio quaerulosa contra invasores sacerdotum*. – Delft: [Christian Snellaert, ca. 1495] (C 6580); Johannes de Sacrobosco: *Opus sphaericum*. – Köln: Heinrich Quentel, 1501 (VD 16 J 708).

Nr. 51: Raimundus de Pennaforti: *Summula*. – Köln: Druckerei Heinrich Quentel, 1508 (VD 16 R 171); Jacobus de Gruytrode: *Lavacrum conscientiae*. – Köln: Druckerei Heinrich Quentel, 1506 (VD 16 J 106); *Stella clericorum*. – [Köln: Heinrich Quentel, ca. 1500] (H 15074).

⁶ Vgl. Konrad Ernst, *Incunabula Hildeshemensia*. Bd. 1. *Incunabula Gymnasii episcopalis Josephini et Seminarii clericalis, Hildeshemii* 1908 u. Konrad Ernst, *Incunabula Hildeshemensia*. Bd. 2. *Additamenta fasciculi Imi atque incunabula bibliothecarum Ecclesiae cathedralis, Civitatis Hildeshemensis, Gymnasii regii Andreani, Musei Roemeriani, Ecclesiae ad S. Andream et nonnulla diversorum possessorum*. Lipsiae 1909.

⁷ Insgesamt wurden etwa 90 Drucke (einschließlich der neu zu datierenden bei Ernst noch als Inkunabeln verzeichneten Drucke) aus dem frühen 16. Jh. katalogisiert. Hierunter befinden sich zum Teil sehr seltene Drucke von Verfassern wie Baptista Mantuanus, Johannes Murmellius, Johann Pfefferkorn, Thomas Murner u. a.

⁸ Siehe Anm. 5.

der Nr. 3, im Druck des Jahres 1503 (VD 16 H 5271) vorliegt:

Hrabanus <Maurus>:

[De laudibus sanctae crucis] Magnencii Rabani Mauri De Laudib[us] sancte Crucis opus : eruditione versu prosaq[ue] mirificum / [(Hrsg.): Jacobus Vimpfelingius Sletstatinus]. – Phorcheim: Thomas Anshelmus, 1503. –

[10], LIX, [1], XIII, [2] Bl. : zahlr. H.-Schnitte ; 2° Aa⁶ Bb⁴ a-k⁶ A-B⁶ C⁴

Dombibliothek Hildesheim, Sign.: Ink 2 B 19^a
Provenienz: Kartause Hildesheim; Jakob Wedekin

Es handelt sich um das Erstlingswerk des Hrabanus,⁹ das er um 810 im Alter von etwa 30 Jahren vollendete¹⁰ und das eine Folge von 28 Figurengedichten enthält. In diesen Gedichten umschließen einzelne Figuren oder Bilder farblich hervorgehobene Buchstaben aus einem quadratisch angeordneten fortlaufenden Basistext, so daß die auf diese Weise gebildeten Intexte wiederum eigene Verse ergeben. Basistext und Intext beziehen sich dabei auf die jeweilige Figur und stellen

so einen semantisch-ikonographischen Zusammenhang her. Daß Hrabanus mit diesem Werk *Carmina figurata*¹¹ schuf, zeigt auch, welche Bildungsinhalte ihm während seiner Ausbildung vermittelt wurden. Nachdem er in der Fuldaer Klosterschule vor allem die Texte des Alten und Neuen Testaments kennengelernt hatte,¹² wurde er zur vertieften Ausbildung, d. h. zum Studium der *Septem artes liberales*, von Abt Ratgar zwischen 802 und 804 nach Tours zu Alkuin geschickt.¹³ Wahrscheinlich aber lernte er Alkuin schon als sehr junger Mönch in den späten 90er Jahren des 8. Jahrhunderts an der Hofschule Karls des Großen kennen,¹⁴ wodurch sehr früh die intellektuellen und technischen Voraussetzungen für seine literarische Tätigkeit geschaffen wurden.¹⁵ Selbst wenn sich dieser Aufenthalt nicht beweisen läßt, bleibt der Einfluß Alkuins im weiteren Leben und Schaffen festzustellen.¹⁶ Dies gilt auch für den „Liber de laudibus sanctae crucis“.

Alkuin hatte noch in England die Figurengedichte des Porfyrius kennengelernt und wahrscheinlich eine Handschrift mit dessen Gedichten von dort ins Frankenreich gebracht.¹⁷ Am Hof Karls des Großen inspirierte er eine Sammlung von *Carmina figurata*, für die er selber zwei Gedichte schuf, und widmete diese dem

⁹ Zur Biographie vgl. Raymund Kottje, Hrabanus Maurus. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Aufl. Bd. 4. Berlin [u. a.] 1983, Sp. 166–196; Mechthild Sandmann, Hraban als Mönch, Abt und Erzbischof. In: Hrabanus Maurus und seine Schule. Festschrift der Rabanus-Maurus-Schule 1980. Hrsg. von Winfried Böhne. Fulda 1980, S. 13–47.

¹⁰ Vgl. Kottje, Hrabanus Maurus (wie Anm. 9), Sp. 182–184.

¹¹ Grundlegend hierzu Ulrich Ernst, *Carmen figuratum*. Geschichte des Figurengedichts von den antiken Ursprüngen bis zum Ausgang des Mittelalters. (Pictura et Poesis. 1). Köln [u. a.] 1991. Im VII. Kapitel, S. 222–332, untersucht er eingehend Habrans „Liber de laudibus sanctae crucis“, wobei auf den S. 309–322 auch eine „Übersicht über den Handschriftenbestand der Kreuzgedichte“ geliefert wird.

¹² Vgl. Sandmann, Hraban (wie Anm. 9), S. 17.

¹³ Vgl. ebd., S. 17; Kottje, Hrabanus Maurus (wie Anm. 9), Sp. 167.

¹⁴ Vgl. Sandmann, Hraban (wie Anm. 9), S. 17: „... zwischen 795 und 798 ...“; Kottje, Hrabanus Maurus (wie Anm. 9), Sp. 167: „... etwa 798–800 oder früher ...“.

¹⁵ Vgl. Franz Brunhölzl, Zur geistigen Bedeutung des Hrabanus Maurus. In: Hrabanus Maurus. Lehrer, Abt und Bischof. Hrsg. von Raymund Kottje und Harald Zimmermann. (Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse / Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. 4). Wiesbaden 1982, S. 1–17, hier S. 3: „Ein Hraban am Hof war nicht nur einer der Schüler Alkuins, er gehörte schon als blutjunger Mensch zu jener Elite, zu jenen Auserwählten aus allen Teilen des Reichs, die im Zentrum der geistigen Erneuerung, in der

belebenden Atmosphäre des Hofes und der besten Schule, welche die Zeit zu bieten hatte, wie selbstverständlich hineinwachsen in die neugeordnete Bildungswelt und ihre Ideale; [...]. Manches wird leichter verständlich, wenn angenommen werden darf, daß Hraban vor dem Aufenthalt in Tours den wichtigsten Abschnitt seiner Ausbildung in dem lebensvollen Kreis der Hofschule durchlief. So das hohe Maß der Sprachbeherrschung, das ihn zur Abfassung des Werkes zum Lobpreis des Kreuzes befähigte und das Übung in einem Kreise gleich Befähigter voraussetzen scheint. Oder die Fähigkeit zu dichten überhaupt: [...]. Auch die hohe Wertschätzung der poetischen Form dürfte am ehesten in der Hofschule ihren Ursprung haben; [...].“

¹⁶ Vgl. Josef Fleckenstein, Hrabanus Maurus. Diener seiner Zeit und Vermittler zwischen den Zeiten. In: Hrabanus Maurus (wie Anm. 15), S. 194–208, hier S. 197–198: „Die Begegnung mit dem großen Lehrer und Gelehrten Alkuin und das enge Lehrer-Schüler-Verhältnis, das aus ihr erwuchs, hatte für Hraban die Bedeutung einer Initiation. Alkuin hat ihm, indem er ihn in seine geistige Welt einführt, die Augen für seinen eigenen künftigen Weg geöffnet. Hraban ist die für ihn entscheidende Bedeutung der Begegnung mit Alkuin denn auch immer bewußt geblieben. Er hat dies am sinnfälligsten in der Erweiterung seines Namens zum Ausdruck gebracht, indem er den Beinamen Maurus, den ihm nach seinem eigenen Zeugnis sein Lehrer Alkuin verliehen hatte, sein Leben lang beibehielt. [...] So erweist schon der Name Hrabanus Maurus, mit dem er schließlich auch in die Geschichte eingegangen ist, daß er sich selbst sein Leben lang als Schüler und Fortsetzer Alkuins verstanden hat.“

¹⁷ Vgl. Ernst, *Carmen figuratum* (wie Anm. 11), S. 168.

Franken-König.¹⁸ Das eine seiner beiden Figurengedichte, Carmen II,5 „Crux, decus es mundi“, knüpft als Kreuzhymnus an die mit Venantius Fortunatus begründete Tradition an, welche die noch bei Porfyrius überwiegende antik-profane Thematik im christlichen Sinne umwandelt.¹⁹ Wenn Hrabanus mit seinem „Liber de laudibus sanctae crucis“ ebenfalls ein Carmen figuratum schuf, das das christliche Kreuz thematisiert, dann ist die literarische Motivation sicher auf den Einfluß der Hofschule und ganz konkret auf das Vorbild seines Lehrers Alkuin zurückzuführen.²⁰

In der „Intercessio Albini pro Mauro“ auf Bl. Aa6^r, die zu den einleitenden Teilen gehört,²¹ läßt Hrabanus deshalb auch Alkuin – ihm Worte in den Mund legend – als Fürsprecher für sein Werk ein Gebet zum hl. Martin, dem Patron von Tours, sprechen.²² Dieser literarischen Empfehlung entspricht auch das erste Widmungsbild [Abb. 1], auf dem Hrabanus und Alkuin zu sehen sind, die gemeinsam vor dem hl. Martin knien. Auf den ursprünglichen Darstellungen der Handschriften²³ – bis zur Drucklegung hatte das Werk ja bereits eine fast 700jährige Überlieferung durchlaufen – schreiten Hrabanus und Alkuin, der seinen rechten Arm um Hrabanus legt, gemeinsam auf den hl. Martin zu,²⁴ wodurch das Motiv der „Geleitung“²⁵ noch deutlicher wird als in der knienden Haltung. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß der hl. Martin hier als Papst dargestellt ist, woraus Wolfgang Schmitz folgert, daß es sich um „eine indirekte Würdigung des Reformpapstes Martin V.“²⁶ handeln könnte. Als Bildvorlage dienten sehr wahrscheinlich Handschriften des späten 15. Jhs.,²⁷ die für die Zeichnung des Holzschnittes²⁸ benutzt wurden. Im Hintergrund sind Assistenzfi-



Abb. 1: Hrabanus und Alkuin vor dem hl. Martin (als Papst dargestellt)

guren zu sehen, wie sie vor allem in burgundischen Widmungsbildern zu finden sind.²⁹

Auf Bl. Bb1^v ist Kaiser Ludwig der Fromme abgebil-

¹⁸ Vgl. ebd., S. 168. Die Funktion dieser Übergabe erläutert Ernst ebd., S. 178: „[. . .], der Übergabe einer Sammlung porfyrianischer Gedichte an Karl kommt eine symbolische, politische und ideologische Bedeutung zu, die sich nicht unabhängig von der Rom- und Kaiseridee der Franken erfassen läßt; sie stellt eine bewußte Anknüpfung an den christlichen Kaiserkult der Spätantike dar und hat die Funktion, Karl zum *novus Constantinus* emporzustilisieren, [. . .].“

¹⁹ Zu Carmen II,5 „Crux, decus es mundi“ vgl. ebd., S. 170–174. Zu Venantius Fortunatus vgl. ebd., S. 149–157.

²⁰ Vgl. ebd., S. 222.

²¹ Zum Aufbau des Druckes und zur zeitlichen Abfolge beim Druckvorgang der einzelnen Teile vgl. Wolfgang Schmitz, *O preclarum et omni veneratione dignum opus . . . Zur Drucklegung von Hrabans „Liber de laudibus sanctae crucis“ im Jahre 1503*. In: *Architectura poetica*. Festschrift für Johannes Rathofer zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Ulrich Ernst u. Bernhard Sowinski. Köln [u. a.] 1990, S. 389–400, hier S. 390.

²² Vgl. Fleckenstein, Hrabanus Maurus (wie Anm. 16), S. 198.

²³ Vgl. Peter Bloch, *Zum Dedikationsbild im Lob des Kreuzes des Hrabanus Maurus*. In: *Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr*. Redaktion: Victor H. Elbern. Textbd. 1, Düsseldorf 1962, S. 471–494.

²⁴ Siehe die Abbildung aus dem Exemplar der Bibliotheca Vaticana, Reg. lat. 124, fol. 2v; abgebildet z. B. bei Florentine Mutherich, *Die Fuldaer Buchmalerei in der Zeit des Hrabanus Maurus*. In: *Hrabanus Maurus und seine Schule* (wie Anm. 9), S. 94–125, hier S. 95.

²⁵ Vgl. Bloch, *Zum Dedikationsbild* (wie Anm. 23), S. 480–481.

²⁶ Schmitz, *Zur Drucklegung* (wie Anm. 21), S. 391 Anm. 5.

²⁷ Vgl. ebd., S. 391 u. S. 391 Anm. 6.

²⁸ Vgl. hierzu Frank Hieronymus, *Basler Buchillustration 1500 bis 1545*. Ausstellung der Universitätsbibliothek Basel. Katalog. (Oberrheinische Buchillustration. 2). Basel 1984, Nr. 16. Nach seiner Auffassung läßt sich die von Ernstotto zu Solms vorgenommene Zuschreibung an den *Meister DS* nicht aufrechterhalten.

²⁹ Vgl. Bloch, *Zum Dedikationsbild* (wie Anm. 23), S. 494.

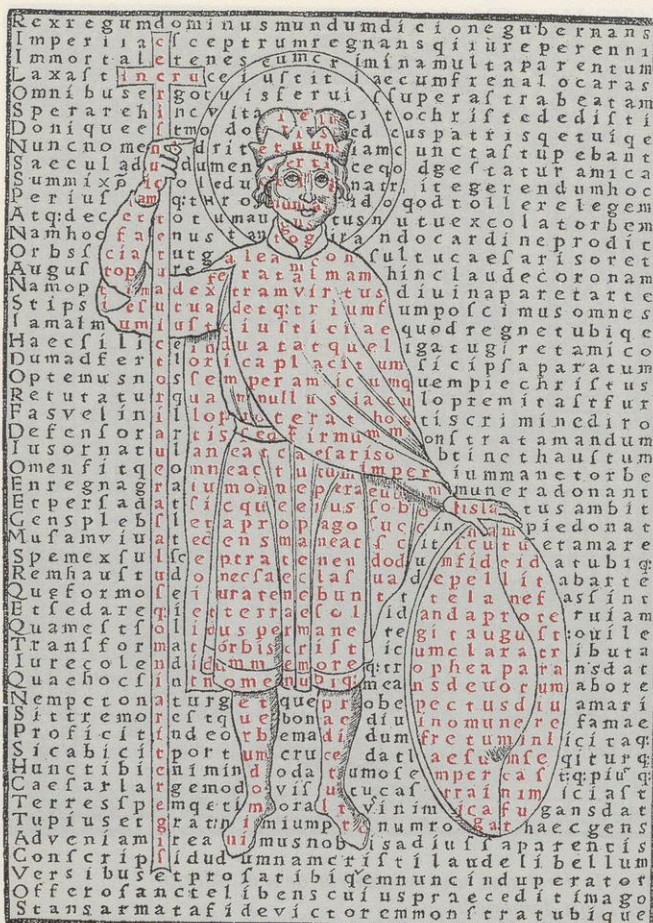


Abb. 2: Kaiser Ludwig der Fromme

det. [Abb. 2] Dieses Figurengedicht steht vor dem eigentlichen Zyklus und wurde von Hrabanus um 831 für eine Handschrift geschaffen, die er eigens dem Kaiser widmete.³⁰ Ludwig der Fromme ist hier als

³⁰ Vgl. Mutherich, Die Fuldaer Buchmalerei (wie Anm. 24), S. 98; Ernst, Carmen figuratum (wie Anm. 11), S. 223. Hrabanus griff damit auch in die politische Auseinandersetzung Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen ein und versuchte dessen Position zu stärken. Vgl. Ernst, Carmen figuratum (wie Anm. 11), S. 329 bis 330.

³¹ Vgl. Mutherich, Die Fuldaer Buchmalerei (wie Anm. 24), S. 95; Ernst, Carmen figuratum (wie Anm. 11), S. 293.

³² Vgl. Mutherich, Die Fuldaer Buchmalerei (wie Anm. 24), S. 95 bis 97; Ernst, Carmen figuratum (wie Anm. 11), S. 293–295.

³³ Übersetzung von Bernhard Bischoff, veröffentlicht bei Mutherich, Die Fuldaer Buchmalerei (wie Anm. 24), S. 97. Bl. Bb1^v: (Gestalt des Kaisers:) *iesu criste tuum vertice signum*

miles christianus dargestellt, bekleidet mit der Rüstung des antiken Feldherrn (Brustpanzer, Tunika, Mantel und Stiefel), die linke Hand auf den Schild gestützt und mit der rechten Hand statt der Lanze das Kreuz haltend, so wie bereits Konstantin der Große abgebildet wurde.³¹ In dem durch das Bild des Kaisers male-
risch hervorgehobenen Intext erfolgt die Interpreta-
tion der bildlichen Darstellung:³² (Gestalt des Kai-
sers:) „Jesus Christus, dein Zeichen verleihe dem
Haupt des Kaisers den erhabenen Helm, und deine
herrliche Wunderkraft mache seine Rechte unbesiegb-
bar; sie gebe dem Gerechten den Triumph der Gerech-
tigkeit und bekleide den Freund, dem meine stete Zu-
neigung gehört, mit dem Panzer, den kein Feind mit
seinem Geschoß durchbrechen soll. Sondern die ganze
Herrschaft des Kaisers soll durch alle Zeit fest und
sicher stehen, und so soll das frohe Geschlecht seiner
Nachkommenschaft, wenn es ihm nachfolgt, im Besitz
der Herrschaft bleiben, solange die Welt Bestand hat
und der Erdkreis seine Festigkeit bewahrt, wenn er
überall des Namens Christi eingedenk ist und willig
das Wort des Herrn verkündet.“; (Kreuz:) „In deinem
Kreuz, Christus, ist der wahre Sieg und das Heil; du
regierst alles in rechter Ordnung.“; (Schild:) „Denn
der Schild des Glaubens wehrt die Geschosse der
Ruchlosen ab, er schützt den Kaiser und verleiht ihm
herrlichen Sieg; das fromme Herz, das im Vertrauen
auf das göttliche Geschenk unversehrt bleibt, trium-
phiert immer über das Lager der Feinde.“³³ Der fort-
laufende Basistext ist – die Thematik des Bildgedich-
tes aufgreifend – ein Lobpreis Gottes und des Kaisers,
dessen Herrschaft durch seinen Glauben legitimiert
wird und der als *miles christianus* Vorbild für alle Gläu-
bigen sein möge.³⁴

Der Hauptteil des Werkes besteht aus einem Zyklus
von 28 Figurengedichten. Diese Zahl wurde von Hra-
banus als *numerus perfectus* bewußt gewählt, weil sie

*augusto galeam conferat almam inuictam et faciat optima dex-
tram virtus iesu tua detq[ue] triumphum iusto iusticiae induat
atque lorica placitum semper amicum quam nullus iaculo prote-
rat hostis sed firmum maneat caesaris omne ac tutum imperium
omne per aeuum sicque eius sobolis laeta propago succedens
maneant sceptris tenendo donec saecula sua iura tenebunt et terrae
solidus permanet orbis cristi dum memoret nomen ubiq[ue] et
uerbum domini praedicet ultro (Kreuz:) in cruce criste tua
uictoria uera salusq[ue] omnia rite regis (Schild:) nam scutum
fidei depellit tela nefanda protegit augustum clara trophea pa-
rans deuotum pectus diuino munere fretum inlaesum semper
castra inimica fugat.*

³⁴ Vgl. Ernst, Carmen figuratum (wie Anm. 11), S. 295–297.

Omni potens virtus summa sapientia christe
 Ornasquitotum arce crucis domini spici mundū
 Dispensasque tuis sanctis pladonafalutis
 Namquadrigapit is benecor nibaptaquatnis
 Virtutumpandi tferi emdedi cantetriumpho
 Victoris regis ostendens tanguinecunctas
 Proficere ac pectis fructu pietatis in orbe
 Est virtus habitus animi morum et de cus omne
 Nobilitas vitae ratione moderatiolinguac
 Quae crux at mapis iustas laude probanda
 Cunctas simul placiode promissingulavoto
 Sanctatuo docuitte nerum prudentiamundum
 Extitit iustitia benefe ruens sperner egau de
 Terrorem zabuliscandi benedictus amo re
 Ad piacon filiam tē aufferit fraude uo ratam
 Vndac carna lempoterit vimet tollere pugna
 Vitotantiufortihinc quoquad in clytavi su
 At tendi taduer saferens itcum tpslavetando
 Pstiferavet tascelerum cum noxiacaedis
 Ostendens et ps alleret iā bonatemporapoffe
 Signade i cireet mandataedis se rere ac spō
 Et factolu cemconquiere hinc modo sanctos
 Arrecta ccaures caelestibus optima digne
 Conducant quod donaparentet germinarur is
 Efoliis fructus correptraquet qualidar ite
 Viminaluccendante tregiaferculapromant
 Hos ergo fructus pietas sacratissimaseuit
 Gratiapurgauit patientia et arte probauit
 Pactumconiunxit et tlexpa trisalmarigauit
 Produxit bonitas nāviuidagraminachristi
 Sacrauit cultus clausonstantiacunetos
 Fulcibit culmos nouagranaper omnia virtus
 Iam humilis conditnutrit qm odestiaplenam
 In spica frugedatperfeuerancia fructum et
 Tēpore maturum candente mco n eite christus
 Tumeruxper te iustitia et pro penumine viso
 Mittens iam fa lēe concludet in horreameffe

Spiritus alme veni su per adirectus ab arce
 Vtribideuotamente aer benecredulacorda
 Tude dices vatis qui spses quoque vitacquem
 Expatre promissum sapientiamitteresemet
 Promisit christus am tiquum laudenouumque
 Altitheonidonum arcetpiapactiofponfae
 Incruce quaspontus regalifanguinis ofstro
 Dotauit desponsauit tngc ammate faeclihoc
 Cuidas ergo bone in tcllectusingulacarpit
 Mysteria internedotusa tque omniapensa
 Qualiter ip sapatris sapientia xps in orbem
 Tepignus dederit que sponfa nobilis ar rā
 Effeluaevoluit dum spsauctores omne hanc
 Formati et molitum cois picipis interiora et
 Nonerit vllatibin tnc ofscrutaberis illā
 Namq creatura inuisa in cōspectibus salmis
 Quae tite dfaia fscio se sept hisa res u mis
 sps rin sps for sps equ sps
 sapie tette cois t t t t t t t t t t t t t t t t t t
 utli ctu blu t t t t t t t t t t t t t t t t t
 Vitetebisenim n sē suinderesefatorit
 Christus dansclarum andatū biniet amoris
 Vide sextotocordispallat urhonore ipse
 Almus ametur amorqscien tiacuidetur omnis
 Exin vfratriscunc t t t t t t t t t t t t t t t t t
 Quod crux almadeibene factofcemate signat
 Nampars fursumerectade i piemanda tamorem
 Transuer sapacemda t t t t t t t t t t t t t t t t t
 Constituit sanctaepietatis summus amator
 Cristus qui cruce t t t t t t t t t t t t t t t t t
 Propter amicumumpu xar biter orbis amorem
 Dilectāponens animat q exemplareliquit
 Hunc tū sanctificans spsallend: semper amorē
 Spiritus indemihi timor omnis noxius abfit
 Quatinus auctacruis diuinae gloriae cum
 Carmine permaneat t t t t t t t t t t t t t t t t t
 Osetritefacisciae t t t t t t t t t t t t t t t t t

Abb. 3: Figura VI „De quattuor virtutibus principalibus“

Abb. 4: Figura XVI „De Septem donis spiritus sancti“ (in unserem Exemplar ist der Intext nur schwarz gedruckt)

in ihrer Vollkommenheit³⁵ Symbol für das Kreuz als Summe und Vollendung der Welt ist.³⁶ Auch der Aufbau der einzelnen Gedichte beruht mit ihren unterschiedlichen Buchstabenzahlen auf bestimmten Zahlenbedeutungen.³⁷ Zu den einzelnen Figurengedichten gehören *declarationes*, mit denen Hrabanus Text und Figur kommentiert. Am Ende befindet sich als „Liber secundus“ eine Prosaversion, die dem Leser

das Textverständnis erleichtern soll.³⁸ Das „Lob des Kreuzes“ wird in den 28 Gedichten thematisch entfaltet, indem es auf Kräfte und Elemente der Natur, menschliche Tugenden und göttliche Gaben [Abb. 3 u. 4], Aussagen der Hl. Schrift, Ordnung von Welt und Kosmos und letztlich auf Christus als universalem Heilszeichen [Abb. 6] hin gedeutet wird.³⁹ Der Zyklus verbindet technisch ausgefeilte *carmina figurata* und

³⁵ Vgl. Heinz Meyer u. Rudolf Suntrup, *Lexikon der mittelalterlichen Zahlenbedeutungen*. (Münstersche Mittelalter-Schriften. 56), München 1987, Sp. 689–692; Ernst, *Carmen figuratum* (wie Anm. 11), S. 292.

³⁶ Vgl. Ernst, *Carmen figuratum* (wie Anm. 11), S. 224 u. S. 332.

³⁷ Vgl. ebd., S. 332. Ernst erläutert diese Zahlen und die Zahlenbedeutungen innerhalb der einzelnen Figuren bei den ausführlichen Interpretationen einzelner Figurengedichte auf den S. 226 bis 292. Siehe hierzu auch jeweils die entsprechenden Stellen bei Meyer/Suntrup, *Lexikon der mittelalterlichen Zahlenbedeutungen* (wie Anm. 35).

³⁸ Vgl. Ernst, *Carmen figuratum* (wie Anm. 11), S. 225 u. S. 327 bis 328: „So läßt sich die *declaratio* – fernab philologischer Textanalyse – als Auslegung des jeweiligen Figurengedichts nach dem mehrfachen Schriftsinn, die dem Leser das Textver-

ständnis erleichternde Prosaversion als literale Exegese des jeweiligen Trägergedichts deuten.“

³⁹ Vgl. ebd., S. 330–331. Ernst analysiert ebd. auf den S. 226–292 geordnet nach Figur-Typen folgende 27 Figuren: („Einfache linienförmige Kreuzfiguren“) II, VIII, XIII, XXIII, XXVI, XXVII; („Kreuzfiguren aus geometrischen Formen“) V, VI, VII, IX, X, XI, XVII, XXI, XXIV; („Kreuzfiguren aus Buchstaben“) III, XII, XXV; („Kreuzfiguren aus Zahlzeichen“) XIV, XIX, XX, XXII; („Kreuzfiguren aus Bildern oder Bildelementen“) I, IV, XV, XVI, XXVIII. Zu Figura XVIII siehe Ulrich Ernst, *Zahl und Maß in den Figurengedichten der Antike und des Frühmittelalters. Beobachtungen zur Entwicklung tektonischer Bauformen*. In: Mensura. Maß, Zahl, Zahlensymbolik im Mittelalter. Hrsg. von Albert Zimmermann. (Miscellanea mediaevalia. 16/2), Berlin [u. a.] 1984, S. 310–332, hier S. 328–332.

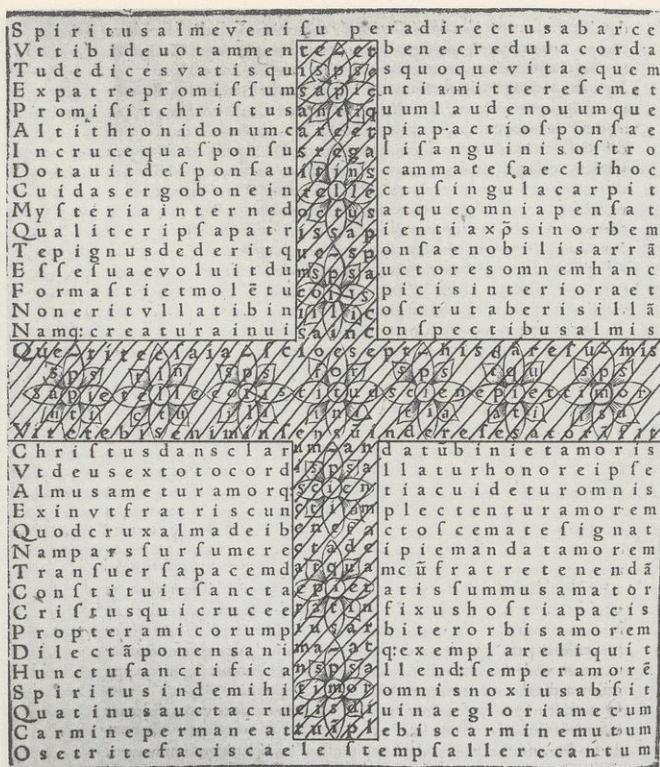


Abb. 5: Teil-xylographische Darstellung in Figura XVI: Schraffur = Holzschnitt; ohne Schraffur = Typendruck

anspruchsvolle Kreuzestheologie auf höchst kunstvolle Weise und stellt damit einen Höhepunkt der Gattung dar.⁴⁰

Diese herausragende Leistung des Hrabanus Maurus hatten auch die Humanisten an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erkannt. Jakob Wimpfeling,⁴¹ der dem Heidelberger Humanistenkreis angehörte, erstellte als Herausgeber zwischen 1501 und 1502 die Druckvorlage⁴² und warb aus seinem Freundeskreis

die übrigen Vorredner, Johannes Reuchlin, Sebastian Brant, Jodocus Gallus, Dietrich Gresemund, Johannes Gallinarius und Georg Simler.⁴³ Im März 1503 hatte dann der Pforzheimer Drucker Thomas Anshelm die drucktechnisch schwierige Aufgabe vollendet.⁴⁴ Die besondere illustrative Ausstattung des Werkes mit 28 ganzseitigen Figurengedichten, welche bisher nur in Handschriften vorlagen, bildete für den Drucker eine große Herausforderung. So sollten hier doch kunstvolle Handschriften nachgebildet werden, ähnlich wie zu Beginn des Buchdrucks bei den ersten Inkunabeldrucken. Allerdings machte die enge Text-Bild-Verknüpfung und die farbliche Hervorhebung bestimmter Buchstaben eine Kombination verschiedener Druck-Methoden notwendig, die bei den Inkunabel-Drucken in dieser Weise nicht erforderlich war. Durch einen Rückgriff auf Blockbuch-Techniken⁴⁵ und gleichzeitige typographische Darstellung wurde versucht, den handschriftlichen Vorlagen möglichst nahezukommen. Die Darstellung der 28 Figurengedichte – wie auch des Kaiserbildes und der Praefatio – erfolgte entweder ganz xylographisch [Abb. 2 u. 6], teil-xylographisch [Abb. 4] oder durch die Verbindung von Typendruck mit Holzschnittfiguren [Abb. 3].⁴⁶ Voraussetzung hierfür war: Holzstock und Typen mußten genau die gleiche Höhe haben; bei den teil-xylographischen Darstellungen mußten die Form des Holzstocks und die Abstände der auf diesem xylographisch gebildeten Typen und Zeilen genau zu den gesetzten Teilen passen [Abb. 4 u. 5]; die Druckfarbe bzw. -farben mußten für beide Materialien (Holz und Metall) geeignet sein; es mußte eine geeignete Technik zum Einfärben der druckenden Teile gefunden werden.⁴⁷

Jakob Wimpfeling preist zu Recht dieses bedeutende Werk, das durch die kunstvolle Drucklegung zu Beginn des 16. Jhs. einer breiteren gebildeten Öffentlichkeit zur Verfügung stand: „Der Deutsche Rabanus

⁴⁰ Vgl. das Resümee bei Ernst, *Carmen figuratum* (wie Anm. 11), S. 323–332, besonders S. 332.

⁴¹ Zur Biographie vgl. Barbara Könnker, Jakob Wimpfeling. In: *Contemporaries of Erasmus. A biographical register of the Renaissance and Reformation*. Ed.: Peter G. Bietenholz. Vol. 3. Toronto [u. a.] 1987, S. 447–450.

⁴² Nach Schmitz läßt sich bisher eine einzelne Handschrift als direkte Vorlage nicht ermitteln. Wahrscheinlich wurden mehrere Handschriften für die Texterstellung benutzt. Vgl. Schmitz, *Zur Drucklegung* (wie Anm. 21), S. 391 u. S. 391 Anm. 8 u. 9.

⁴³ Vgl. ebd., S. 392–394. Zum Inhalt der Vorreden siehe ebd., S. 396–399.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 394.

⁴⁵ Vgl. Jürgen Dorka u. Cornelia Schneider, *Vom Block zum*

Blockbuch. Fotodokumentation zur Entstehung eines Blockbuchs. In: *Blockbücher des Mittelalters. Bilderfolgen als Lektüre*. Gutenberg-Museum Mainz 22. Juni 1991 bis 1. September 1991. Hrg. von Gutenberg-Gesellschaft und Gutenberg-Museum. Mainz 1991, S. 19–26.

⁴⁶ Vgl. Schmitz, *Zur Drucklegung* (wie Anm. 21), S. 391 u. S. 391 Anm. 7.

⁴⁷ Zur Verbindung von Holzschnitten und Typendruck, der dafür erforderlichen Druckfarbe und dem speziellen Problem des Einfärbens der unterschiedlichen Teile beim Mehrfarbendruck vgl. Claus W. Gerhardt, *Geschichte der Druckverfahren*. Teil 2: *Der Buchdruck*. (Bibliothek des Buchwesens. 3). Stuttgart 1975, S. 49–54.

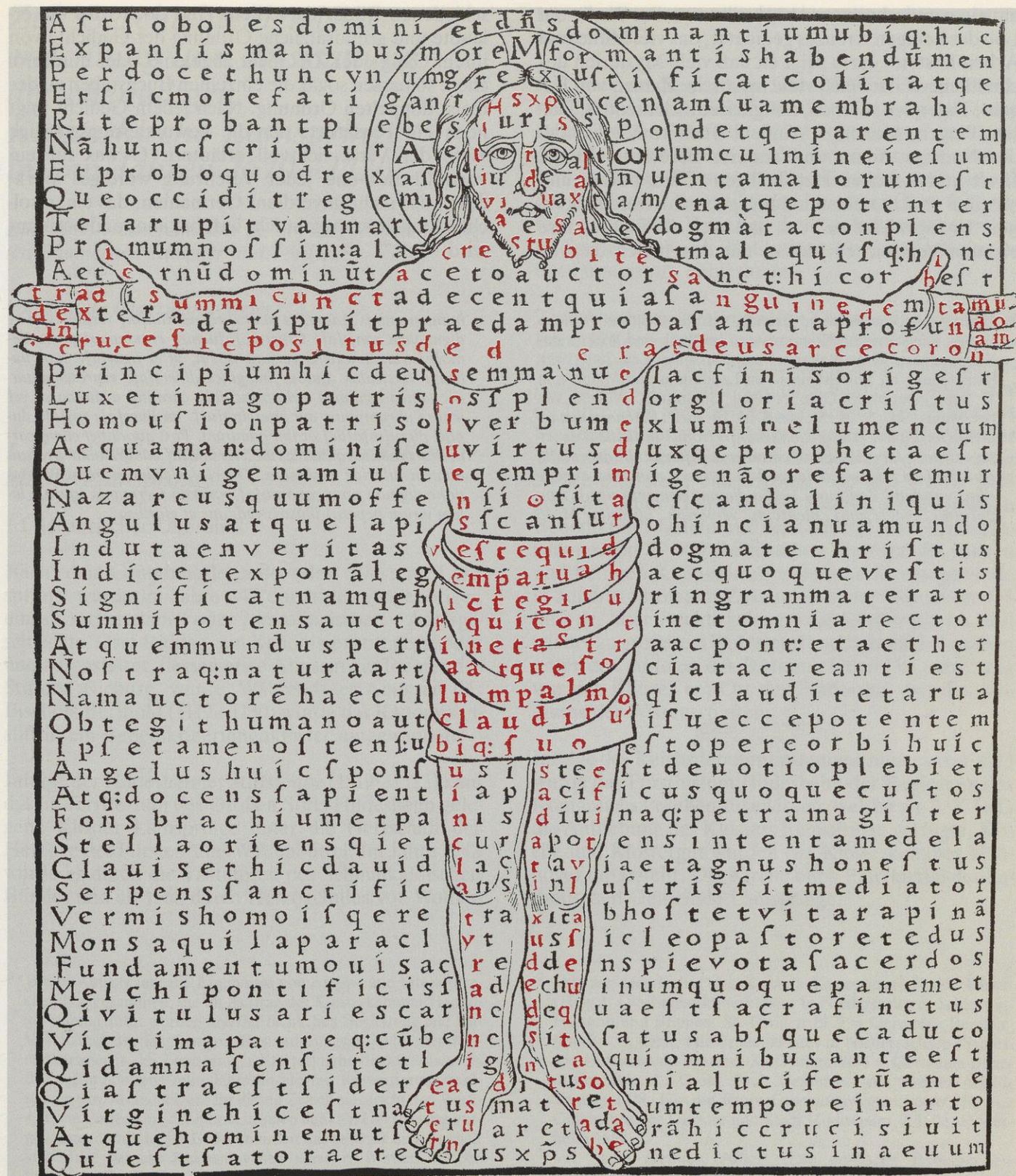


Abb. 6: Figura I „De imagine Christi“

hat ein wunderbares und höchst kunstvolles Werk zum Lob des heiligen Kreuzes gedichtet, das viel Mühe und Arbeit kostete; darin zeigt er, daß viele Mysterien des christlichen Glaubens, viele mystische Zahlen von Engeln, Tugenden, Gaben, Seligkeiten, Elementen, Zeiten, Plagen, Monaten, Winden, Büchern Moses, daß des Namens Adam und anderer berühmter Dinge Kraft und Ansehen zum heiligen Kreuz passen und mit ihm in Übereinstimmung gebracht werden können. Er fügte Vers zu Vers, daß auch die Figuren ihre eigenen Verszeichen haben, mit denen sich die ver-

schiedenen Bilder darstellen. Und doch wird die erlaubte und grundsätzliche Ordnung der Gedichte von ihrem Gang oder Ziel nicht abgelenkt oder unterbrochen: so passen sogar die einzelnen Buchstaben zu der meist doppelten Ordnung. Nach jedem Gedicht folgt noch ein Prosatext, der die bewunderungswürdige Tiefe der Verse lichtvoll erläutert. O was für ein vortreffliches und jeder Verehrung würdiges Werk, durch das nicht unverdient Germanien, das einen solchen Mann hervorgebracht hat, bekannt und berühmt wird . . .“⁴⁸

⁴⁸ Übersetzung von Berthold Emrich, veröffentlicht bei Wilhelm Weber, Künstlerische Komponenten im Werk und Wirken des Rabanus Maurus. In: Rabanus Maurus in seiner Zeit. 780–1980. [Ausstellung im Mittelrheinischen Landesmuseum Mainz vom 13. September bis 19. Oktober 1980]. Gesamted.: Wilhelm Weber, Mainz 1980, S. 18–51, hier S. 35. Bl. Aa1^v: *RAbanus theutonicus: mirificum et artificiosissimu[m] opus in laudem sanct[a]e Crucis. laboriosissimo carmine co[n]texuit: in quo multa christian[a]e fidei mysteria. multos mysticos numeros. angelorum. virtutum. donorum. beatitudinum. elementoru[m]. temporu[m]. plagaru[m]. mensium. ventorum. libroru[m] Mosi.*

huius nominis Adam. et aliaru[m] nobiliu[m] rerum. vim et dignitatem sanct[a]e Cruci co[n]uenire et adaptari posse demo[n]strat. innectens versum versui. vt et figur[a]e suos habeant versiculos. quibus imagines diuers[a]e representantur. nec tamen legitimus ordo principalis carminis a suo cursu vel tenore abrumpitur: aut intercipit[ur]. ita litter[a]e ips[a]e duplici pleru[m]q[ue] ordini quadrant. Post quodlibet etiam carme[n] solutus sequitur sermo. versuu[m] admirandam profunditatem dilucide explanans. O pr[a]eclarum et omni veneratione dignum opus. quo no[n] inmerito Germania (qu[a]e talem virum peperit) illustris redditur et gloriosa . . .

Zur Geschichte der Neuerrichtung und Ausstattung der ehemaligen Klosterkirche Lamspringe in den Jahren 1670–1720

Eine Archivrecherche über die am Kirchenbau beteiligten Baumeister, Künstler und Förderer

Von Renate Oldermann-Meier

1 Zur Geschichte von Kloster und Klosterkirche Lamspringe¹

1.1 Historischer Überblick

Nach der Gründungslegende² des Klosters Lamspringe wurde im Jahre 847 durch den Angehörigen eines sächsischen oder karolingischen Adelsgeschlechts, Graf Riddag, ein Kanonissenstift gegründet und ausgestattet, dessen erste Äbtissin die Tochter des Stifters, Ricburg, wurde. Während der Amtszeit des Bischofs Berthold (1119–1130) wurde das Kanonissenstift in ein Benediktinerinnenkloster umgewandelt.

Infolge der Hildesheimer Stiftsfehde (1519–1523) kam das im Territorium des Großen Stifts Hildesheim gelegene Kloster Lamspringe unter die Herrschaft der Herzöge des Fürstentums Wolfenbüttel. Im Jahre 1542 wurde es durch die Visitatoren des Schmalkaldischen Bundes und ab 1568 durch Herzog Julius von Wolfen-

büttel reformiert und in ein evangelisches Damenstift umgewandelt.

Auf der Grundlage des im Jahre 1629 von Kaiser Ferdinand erlassenen Restitutionsedikts übertrug das Generalkapitel der Bursfelder Kongregation im Jahre 1630 das infolge der Wirren des 30jährigen Krieges mittlerweile vakante Kloster an die Missionskongregation³ der englischen Benediktiner. Im selben Jahr 1629 erfolgte nach dem Endurteil des Reichskammergerichts zu Speyer auch die Restitution des Großen Stifts an das Fürstbistum Hildesheim.

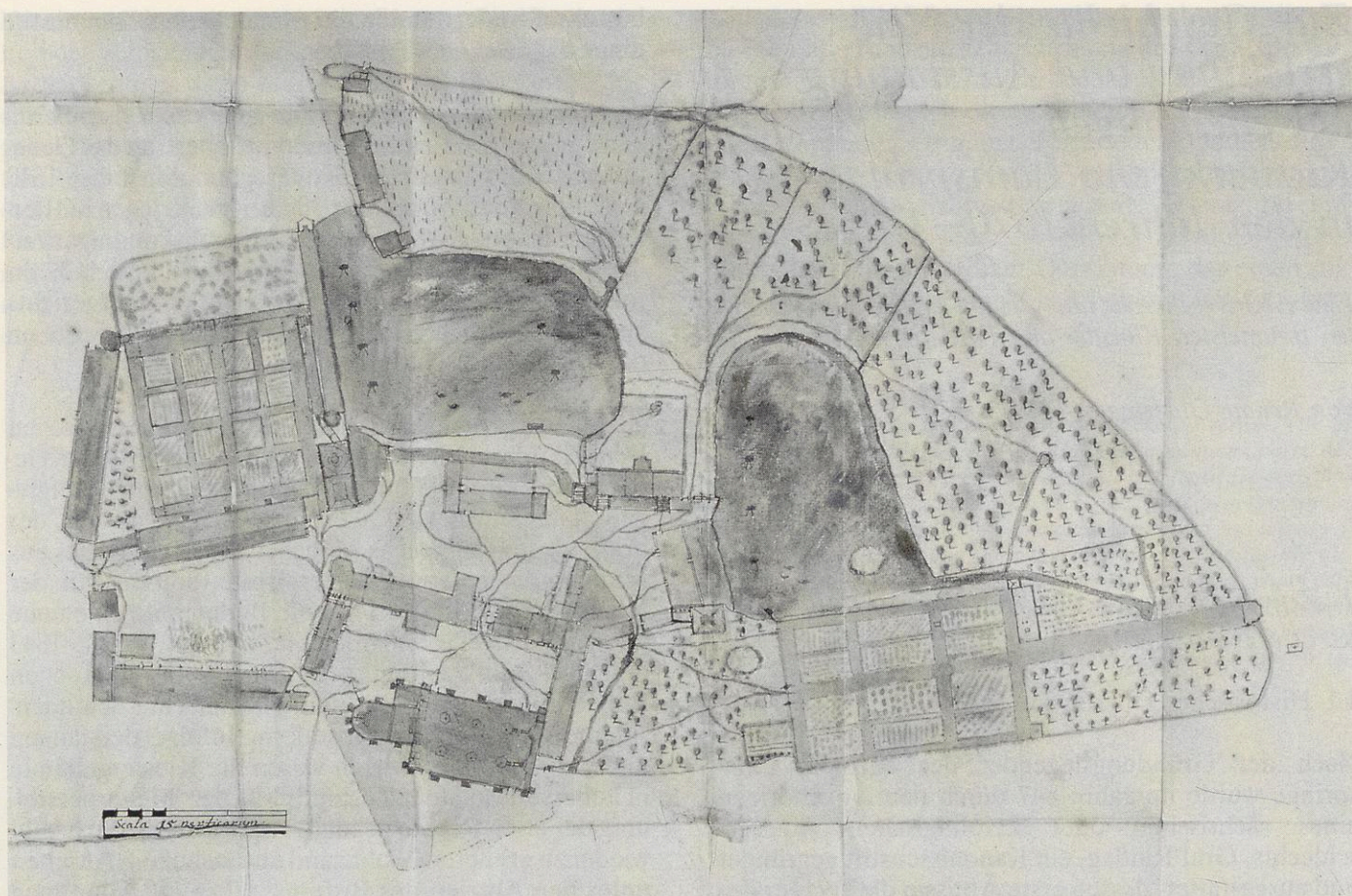
Zum Abt des neu gegründeten Klosters der englischen Benediktinermönche wurde im Oktober 1643 der Generalprocurator der englischen Benediktinerkongregation in Deutschland, Clemens Reyner, gewählt, der im Jahre 1644 mit sechs Mönchen und zwei Patres aus Marienmünster vom Kloster Besitz ergriff. Mit der Übernahme verbunden war die Bedingung, eine neue Klosterpfarrstelle einzurichten, was am 19. 11. 1643 geschah. Zum Zeitpunkt des Einzugs der englischen Benediktiner lastete auf dem Kloster eine Schuldensumme von 27.000 Reichstalern. Infolge der langen und heftigen Kriegswirren waren die Klostergebäude in äußerst desolatem Zustand. Mit der Wiederherstellung der alten Rechte gelangte das Kloster jedoch bald wieder zu größerem Wohlstand und zu hohem Ansehen unter den Abteien des Bistums. Über 150 Jahre lang war das Kloster ein Ort der Förderung und des Studiums der Wissenschaften.

Infolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 wurde das Fürstbistum Hildesheim der Regierung des Königreichs Preußen zugewiesen, welche am 3. 2. 1803 die Aufhebung des Klosters Lamspringe verfügte. Kirche und Klostergut wurden der Klosterkammer Hannover unterstellt. Die Kirche blieb Pfarrkirche der katholischen Gemeinde Lamspringe.

¹ Dieser Aufsatz faßt die Ergebnisse von Archiv- und Literaturrecherchen zusammen, die im Auftrag der Klosterkammer Hannover durchgeführt wurden und der fachlichen Begleitung und Unterstützung des langfristigen Restaurierungsprojektes der Klosterkammer in der Lamspringer Klosterkirche dienen sollen. In der auf mindestens zehn Jahre angelegten Restaurierungsmaßnahme wird in einer eigens für diesen Zweck eingerichteten Werkstatt die Entfernung der monochromen dunklen Überfassung vorgenommen, mit der im 19. Jahrhundert das gesamte ursprünglich vielfarbige barocke Kircheninventar versehen worden ist. Für fachlichen Rat danke ich Herrn Christian Pietsch, Kunstdezernent der Klosterkammer Hannover. Herrn Pfarrer Karl-Ernst Bock, Lamspringe, danke ich für viele hilfreiche Hinweise.

² Vgl. zur Geschichte des Klosters Lamspringe: Faust, Ulrich (Hrsg.), Die Benediktinerklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen. St. Ottilien 1979 = Germania Benedictina Bd. 6; ders., Die Frauenklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen. St. Ottilien 1984 = Germania Benedictina Bd. 11.; Graff, Paul, Geschichte des Kreises Alfeld. Leipzig 1928. Für die ältere Geschichte vgl. Lüntzel, H. A., Geschichte der Diözese und Stadt Hildesheim, 2 Teile, Hildesheim 1858.

³ Vgl. dazu Helmes, Albert, Die englische Benedictiner-Kongregation in Deutschland, insbesondere in Lamspringe bei Hildesheim, in: Theologische Monatsschrift 2 (1851), S. 395–409.



Lageplan des Klosters Lamspringe, ca. 1696. Der Plan zeigt die neuerbaute Klosterkirche mit den alten Klostergebäuden, die erst im Jahre 1731 neu errichtet wurden.

1.2 Der Zustand der alten Kirche

Im Auftrag des Präsidenten der englischen Benediktinerkongregation sollte die Abtei alle vier Jahre von Hildesheimer Äbten visitiert werden. Im ersten Visitationsbericht der Äbte Johannes und Hermann der Klöster St. Michaelis und St. Godehardi aus dem Jahre

1645 heißt es über den Zustand des Klosters: *Weil die beweinenwürdige Betrachtung der Ruinen, nicht nur der Gebäude des Klosters selbst, sondern auch der der vorzüglichen Meier desselben, ... augenscheinlich an den Tag legen, daß der Herr Abt dieses Ortes keinen förmlichen Convent einrichten kann, wie er es wünscht, ...*⁴

⁴ Dombibliothek Hildesheim: HS 532 a: Geschichte des Klosters Lamspringe, verfaßt von Johannes Townson, Doktor der Theologie und Mitglied dieses Klosters. Deutsche Übersetzung des vorstehenden Werkes (Dombibliothek Hildesheim: HS 532), 599 beschriebene Seiten. Provenienz: Aus dem Nachlaß des Domsekretärs Dr. Lüdgers. Hier: S. 345. Dombibliothek Hildesheim: HS 532: Townson, Johannes, Historia Mona-

sterii Sanctorum Martyrum Adriani et Dionysii vulgo Lamspring in Diocesi Hildesiensi in Inferiore Saxoniam siti, iussu Rmi Dni D. Joseph, Eiusdem Monasterii Abbatis Tertii, ex variis Originalibus litteris aliisque monumentis colli, coepta anno 1688, finita 1692. Abschrift, vom Verfasser revidiert, korrigiert und bis 1696 fortgeführt. Auf Papier, 551 Seiten und 2 Karten.

In der zweiten Visitationsurkunde aus dem Jahre 1649 statteten dieselben Äbte Bericht über den Zustand der Kirche ab: *Die Kirche ist leider ! völlig dem Einsturze nahe, hat allenthalben Risse und hält sich nur so eben aufrecht durch die Stütze der angrenzenden Gebäude, die alle dem Falle so nahe sind, daß sie nicht ausgebessert werden können. Der Herr Abt des Ortes hat nicht geringe Kosten für die Ausbesserung des Daches, woher das ganze Uebel wegen Nachlässigkeit der Vorgänger gekommen ist, verwandt, und durch diese seine Sorgfalt bewirkt, daß die Wände und Hölzer von dieser Seite nicht weiter verderben, aber das Uebel hatte vor seiner Ankunft schon eine solche Größe erreicht, daß es sich durchaus nicht ausbessern läßt, oder nur mit großen Kosten. Die Wand des südlichen Armes oder Kreuzes ist ganz von der Spitze des Tempels bis auf den Grund zusammengestürzt, und ebenso viele Bögen auf jener Seite. Dasselbe findet statt mit dem Gewölbe der Caplanei an der nördlichen Seite der Kirche. Mit einem Worte, der Anblick der Kirche ist sehr traurig und verzweifelt und sollte dem Eintretenden mehr Schrecken einjagen, als Andacht erwecken.*⁵

Auch über die Innenausstattung der alten Kirche erstatten die Visitatoren genauestens Bericht: *Ferner haben wir an Zierrathen, außer denen, welche der Herr Abt mitgebracht oder nachher angeschafft hat, wenig gefunden. Es sind folgende: drei nackte, entweihte Altäre und einen vierten unbrauchbaren auf dem Jungfrauenchore; ihr oberer hölzerner Aufsatz umfaßte 12 schmutzige geschnitzte, fast eine Elle hohe Statuen der Apostel und 16 andere, etwas größere Statuen. Auf diesem Altar lag ein leinenes Tuch, und an der vordern Seite war ein gestickter Vorhang aufgehängt, welches beides stinkend und faul war.*

Auch waren 4 eherne Leuchter da, welche zusammen 21 lb wogen. Der Herr Abt fand nachher noch 2 andere von 25 lb Gewicht, die verborgen gewesen waren. Im großen Thurme befanden sich 2 große Glocken und im kleinen 2 kleine, wovon die eine, die zwischen dem Chore und der Kirche hing, zerbrochen war. Ferner ein Crucifix mit den Statuen der h. Jungfrau Maria und des h. Johannes Ev. zu beiden Seiten von ziemlicher Größe, eine erbärmlich zerstörte, aber jetzt wieder hergestellte Orgel, einen Taufstein, eine Kanzel, viele Stühle für die Zuhörer, drei hölzerne Lesepulte und eine an einer Kette in der Mitte der Kirche hangende Statue der h. Jungfrau Maria. Außer diesem fand der Herr Abt

an dem vorgenannten verborgenen Orte einige zerbrochene eherne Gefäße und Theile eines Hängeleuchters an die 112 lb schwer.

Anschließend berichtete Abt Clemens Reyner an das Generalkapitel der Bursfelder Kongregation: *Die Gebäude sind zahlreich und öde, und die meisten sind dem Zustand der Ruinen so nahe, daß bei der letzten Visitation angeordnet wurde, ich möge erfahrene Architekten hinzuziehen, um deren Urteil über den Tempel und die anderen zahlreichen Gebäude in Erfahrung zu bringen, was nützlicher sei, sie zu reparieren oder aber sie sofort abzubrechen, bevor sie von selbst zusammenfallen.*⁶

Die Gottesdienste der englischen Mönche fanden zunächst in einer kleinen Hauskapelle statt, für die im Jahre 1653 der Renaissancealtar geschaffen wurde, der sich heute in der Sakristei der Kirche befindet. Die Gemeinde, die anfänglich nur aus zwei katholischen Gläubigen bestand, wuchs unter dem Einfluß der Mönche schnell an, so daß der Chronist Townson für das Jahr 1692 300 Katholiken im Kirchspiel feststellen konnte.

Die Bemühungen des Abtes Reyner, die alte Kirche durch Ausbesserung des Daches zu erhalten, wozu er aus eigenen Mitteln 3000 Reichstaler beisteuerte, blieben letztlich erfolglos. So wurde der Plan gefaßt, für die wachsende Gemeinde eine neue Kirche zu errichten, die bis zu 1000 Gläubigen aufnehmen konnte.

Am 17. März des Jahres 1651 starb der erste Abt der englischen Benediktinermönche, Clemens Reyner. Nachfolger und Bauherr der neuen Kirche wurde Abt Placidus Gascoigne (1653–1681). Die tatsächliche Durchführung lag jedoch in den Händen des Priors Josephus Sherwood, der im Jahre 1674 von Abt Placidus zum Koadjutor ernannt und im Jahre 1681 Abt wurde. Die Neuerrichtung der ehemaligen Klosterkirche erfolgte in den Jahren 1670 bis 1691. Kurz vor der Vollendung des Kirchenbaus starb Abt Josephus I. am 26. 6. 1690 in Hildesheim.

Neben der Durchführung des kostspieligen Kirchenneubaus hatte sich der Abt noch in manch anderer Hinsicht um das Wohl des Klosters verdient gemacht. So hatte er die verpfändeten Güter des Klosters ausgelöst, die Ableistung der Herrendienste wiederherge-

⁵ Ebd., S. 346ff.

⁶ HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 10.



Abb. 1: Mittelschiff der Klosterkirche mit Hoch- und Seitenaltären

stellt und die niedere Gerichtsbarkeit des Klosters im Flecken und in den Dörfern wiedererworben. Zudem hatte er die Befreiung des Klosters von der Steuerpflicht erreicht und zahlreiche lang andauernde Prozesse zum Abschluß gebracht. Für die Klosterhistoriographie von unschätzbarem Wert war sein Auftrag an den Pater Johannes Townson, eine Geschichte des Klosters Lamspringe zu schreiben, den dieser in den Jahren 1688–1692 ausführte und dabei zahllose, inzwischen verlorene Urkunden auswertete.

Ein Epitaph in der Klosterkirche erinnert an das vielfältige Wirken dieses Abtes: RMUS PRAEM D. JOSEPHUS SHERWOOD. ABBAS TERTIUS, HIC REQUIESCIT, TEMPLI AEDIFICIORUMQUE REPARATOR, FRATRUM AMATOR, REGULARIS DISCIPLINAE RELATOR, STUDIORUM PROMOTOR, BONORUM IURIUMQUE RECUPERATOR ET CONSERVATOR, ITEM LEGATIONE PRINCIPUM CELEBRIS FUT. OBIT AN. D. MDCXC, AET. SUAE LXI, DIE XXVI JUNII. R.I.P.

1.3 Die Grundsteinlegung der neuen Kirche

Die neue Kirche wurde als dreischiffige Hallenkirche⁷ mit vier Gewölbejochen in Hebersandstein gebaut und hat eine innere Breite von ca. 30 Metern. Der Kirchenbau umfaßt das Kirchenschiff, den Hochchor, die darunter liegende Krypta und die zweigeschossige Sakristei. An der Westseite der Kirche sind drei Emporengewölbe eingezogen, deren mittleres die Orgel trägt. Das mächtige Satteldach ist mit grauem Goslarer Schiefer gedeckt und beidseitig von 14 Erkern belebt. Im Dachreiter befinden sich nur die Uhrschlagglocken, während für die Läuteglocken ein besonderer Turm geschaffen wurde. Die barock ausgestattete Klosterkirche gilt als Beispiel der „westfälischen Nachgotik“,⁸ in der Hallenkirchen mit gotischen Bögen und Gewölben versehen wurden. Ähnliche Hallenkirchen finden sich in Niedersachsen in Wolfenbüttel (1608) und Bückeburg (1611).

Anläßlich der Grundsteinlegung für den Neubau der Klosterkirche am 26. Mai 1670, dem Fest des hl. Augu-

stinus von Canterbury, erging die Anweisung des Erzbischofs und Kurfürsten von Köln, zugleich Fürstbischof von Hildesheim, Maximilian Heinrich (1650–1688), an den Hildesheimer Weihbischof Jobst Edmund v. Brabeck und den Hildesheimer Statthalter, an seiner Statt diesem Akt beizuwohnen. Statthalter und Räte von Hildesheim ließen den Kölner Erzbischof daraufhin wissen, daß die Lamspringer Mönche aus Anlaß der Neuerrichtung der Kirche eine Schenkung für dieselbe erwarteten.⁹ Das Ansinnen wies der Erzbischof mit der Begründung zurück, die Benediktinermönche in Lamspringe selbst eingesetzt und mit Einkünften versehen zu haben, mithin der Fundator dieser neuen Benediktiner-Niederlassung zu sein. Er veranlaßte jedoch, dem alten Brauch folgend, zusammen mit dem ersten Steine einige Lüttich'sche Dukaten in das Fundament einmauern zu lassen. Darüber hinaus war er bereit, den Maurern ein *drankgeld* für ihre Arbeit auszusahlen.¹⁰

Nach Auskunft der *Historia Monastensii* Townsons gab Kurfürst Maximilian Heinrich – entgegen dem Inhalt der Korrespondenz – 500 Reichsthaler zur Verwendung auf den Bau der neuen Kirche und außerdem noch für ein Fenster 100 Reichsthaler.¹¹

Auch der calenbergische Landesfürst, der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich von Hannover (1665–1679), ließ sich bei der Grundsteinlegung vertreten. Er ersuchte den Hildesheimer Domherrn v. Holreden dahin, daß er solcher *ceremonia in unsern nahmen mit beywohnen und dabey unsere stelle bekleiden möge*...¹² Zum Kirchenbau spendete der Herzog jedoch im Jahre 1671 300 Reichsthaler.¹³

Weitere finanzielle Zuwendungen¹⁴ für den Kirchenbau erfolgten durch den Bruder und Nachfolger des Fürsten, Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, mit 500 Reichstalern, durch Fürstbischof Ferdinand von Paderborn mit 500 Reichstalern, durch Patricius Gordon, *ein Katholik und Schotte von Geburt, Hauptmann unter dem Herzoge Ernst August von Hannover*, mit ca. 400 Reichstalern und durch einen gewissen Pater Franz Morgen mit 500 Reichstalern. Hinzu kamen verschiedene Spenden zur Ausstattung der Kirche.

⁷ Vgl. Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover Bd. 17, II. Regierungsbezirk Hildesheim, 6. Kreis Alfeld, bearb. von Oskar Kiecker und Paul Graff, Hannover 1929.

⁸ Reuther, Hans, Die ehemalige Benediktiner-Abteikirche zu Lamspringe, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 3, 1964, S. 137–152, hier S. 150.

⁹ Vgl. HStA Hann.: Hild. Br. 1, Nr. 6880.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Townson, S. 478.

¹² HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 26.

¹³ Vgl. Townson, S. 482.

¹⁴ Vgl. Townson, S. 482–487.

1.4 Die Konsekration

21 Jahre später war die Kirche so weit fertiggestellt, daß am Jahrestag der Grundsteinlegung, am 26. Mai 1691, die Weihe der Klosterkirche durch den Hildesheimer Fürstbischof Jobst Edmund v. Brabeck (1688–1702) erfolgen konnte. Bei der Konsekration wurde das Mauerwerk im Kircheninneren an 12 Stellen gesalbt. Eines der bei dieser Gelegenheit angebrachten Apostelkreuze ist bis heute erhalten geblieben und an der nördlichen Seitenwand des Hohen Chors links vom Hochaltar zu sehen. Gleichzeitig mit der Kirche wurde der Hochaltar zu Ehren Gottes, der Jungfrau Maria und der Märtyrer Hadrian und Dionysius geweiht.¹⁵ Die Inschrift in einer Kartusche über dem Altarbild weist darauf hin: ALTARE PRIVILEGATUM EX 7.

Im Januar 1691 gab der Dominikaner-General Antonius Cloche in Rom die Erlaubnis zur Errichtung einer Rosenkranzbrüderschaft in der Klosterkirche Lamspringe.¹⁶ Im März desselben Jahres bestätigte Fürstbischof Jobst Edmund v. Brabeck die Gründung dieser Rosenkranzbrüderschaft mit Altar und Kapelle im Kloster Lamspringe.¹⁷

Im Jahre 1696 stellte der Hildesheimer Bischof Abt und Konvent des Klosters Lamspringe vier Privilegienbriefe¹⁸ aus, deren erster den Besuch der sieben Altäre der Kirche zum Zwecke der Bußminderung und Sündenvergebung vorsah. Folgende sieben Altäre sind aufgeführt: 1) Der Hochaltar zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria und der hl. Märtyrer Adrian und Dionysius, 2) der Altar des heiligsten Rosenkranzes, 3) der Altar des hl. Vaters Benedikt, 4) der Altar der hl. Katharina, 5) der Altar des hl. Joseph, 6) der Altar der hl. Anna, 7) der Altar des hl. Johannes Evangelista.

2 Das Bauwerk

2.1 Quellenlage zur Baugeschichte

Über den Ablauf der Baumaßnahmen liegen uns nur wenige unmittelbare Belege vor. In der Klostergeschichte Townsons war diesem Punkt ein eigenes Kapi-

tel¹⁹ gewidmet, in dem es über die in den Jahren 1643 bis 1696 gemachten Verbesserungen heißt: *doch scheint folgendes bemerkenswert zu sein 1) die neue, große, von grundauf errichtete Kirche mit einigen Altären, mit einer Orgel von 24 Stimmen und anderen Zierathen. Der Bau dieser Kirche wurde angefangen im Jahre 1670, der erste Stein wurde gelegt am 16. Mai, dem Feste des hl. Augustinus, ersten Erzbischofs von Canterbury, und an demselben Tage desselben Monats 1691 wurde sie durch den Fürstbischof Jobst Edmund eingeweiht; aber ein mehr ins Einzelne gehender Bericht über den Bau der neuen Kirche findet sich im Anhang unter Num. 10. Dort heißt es: Anhang Num. 10: Verzeichniß der Kosten bei dem Bau der neuen Kirche, fehlt leider! im Manuskripte.*²⁰

In Ermangelung dieses offenbar geplanten Kostenverzeichnisses bleiben zur Erhellung der Bauausführung nur Townsons verstreute Bemerkungen zu einzelnen Werkleuten in seiner Klostergeschichte. Daneben finden sich in den drei Lamspringer Kopialbüchern verzelte Handwerkerkontrakte sowie die Leibgedingverträge zwischen dem Kloster und einzelnen Arbeitsleuten.

Das Leibgeding war ein zwischen Abt und Konvent einerseits und dem Leibgedingmann andererseits auf Lebenszeiten ausgehandelter Vertrag, der zuweilen auch die folgende Generation miteinbezog. Unter der Voraussetzung eines Heimstättenbaus stellte das Kloster dem Leibgedingmann einen ausreichenden Grundbesitz zur Verfügung und sicherte sich auf diese Weise die Dienste von Bauleuten, Klosterbeamten und verschiedenen anderen Fachleuten auf Lebzeiten. Dabei behielten die Leibgedingleute das Recht, auch andere Dienstverhältnisse einzugehen.

2.2 Der Baumeister der Klosterkirche Lambers und der Architekt Siegel

Nach Auswertung dieser Quellen gilt folgendes als gesichert:

Als Baumeister der Klosterkirche hat der Laienbruder Eberhard Lambers aus dem Kloster Abdinghoff zu Paderborn zu gelten. Dazu Townson: Nach dem Ver-

¹⁵ Vgl. HStA Hann.: Hild. Or. 2. Lamspringe, Nr. 258.

¹⁶ Vgl. HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 34.

¹⁷ Vgl. HStA Hann.: Hild. Or. 2. Lamspringe, Nr. 256.

¹⁸ Vgl. HStA Hann.: Hild. Br. 1, Nr. 6877.

¹⁹ Townson, Teil 4, Kap. 14, S. 489: *Von den vom Jahre 1643 bis zum Jahre 1696 gemachten Verbesserungen.*

²⁰ Vgl. das Original, S. 467: *Designatio expensarum instructura novi templi eo pertinentum*, ohne Eintrag.

zeichnis der Klostergeistlichen gab es ihrer 32 im Kloster, dazu 3 Laienbrüder außer einem Laienbruder aus dem Kloster Abdinghoff zu Paderborn, der auf Bitten des Abtes Joseph auf einige Jahre hierher geschickt ist und als geschickter Baumeister den Bau des Gebäudes leitete und sich wegen seines besonderen Fleißes hierbei um das Kloster sehr verdient gemacht hat. Im Jahre 1693 wurde er nach dem Kloster des hl. Michael in Hildesheim gerufen und leistet dort getreue Dienste, ...²¹

An der Westwand der Klosterkirche Lamspringe findet sich die Grabplatte Eberhard Lambers', die ehemals seine Grabstätte im Südschiff der Kirche deckte und mit den Symbolen des Bauhandwerks – Winkelmaß, Zirkel und Hammer – verziert ist. Die Inschrift des Epitaphs lautet: REL. F. EVERHARDUS LAMBERS, LAICUS DONATUS EX ABDINGHOFF PADERBORNAE, OBIT DIE 18. MAII AN. 1708, AET, SUAE 90, R.I.P.

Am 22. 1. 1669 soll nach einer archivalisch nicht nachweisbaren Anmerkung Friedrich Bleibaums²² zwischen Abt Placidus und dem Maurermeister Jobst Scherk aus Hörmede in Westfalen ein Vertrag wegen der neuen Kirche geschlossen worden sein.

Als planender Architekt soll Hieronymus Seig fungiert haben, dem, nach einer von Friedrich Bleibaum ohne Quellenangabe angeführten Aktennotiz, wegen der *Model und des Directorii, auch von Wegen und Stegen halber 700 Reichsthaler gezahlt sind*.²³

Dieser Architekt Hieronymus Seig könnte nach Vermutung Curt Stöhrs²⁴ identisch sein mit dem im Lamspringer Erbregeister von 1667 aufgeführten Ambrosius Siegel. Aus diesem Erbregeister geht hervor, daß Siegel bereits seit dem Jahre 1651 in Lamspringe ansässig war: *Ambrosius Siegel hat gemeyert anno 1651, den 7. Augusti verzinset*.²⁵ Zu seinem Meierding gehörten ein *Winterfeldt ahm Soederberg, je ein Sommerfeldt an der Leinenkuhl und im Winckelfeld, ein Brachfeldt vorm Heber, Wiesenwachs zue Holtensen, ein Hopfenberg von St. Adrians Berg, ein Garten im Knobbenhoff*. Den Hopfenberg hat führ diesem Michael Breckhart

laut consensus in dato den 19. Januar 1653 ahn sich bracht, der selbigen in anno 1654, 6. May den leütenandten Siegel wieder abgetreten.

Die im Erbregeister ausgewiesenen Jahreszahlen sprechen dafür, daß Siegel seit 1651 sowohl an den Reparaturversuchen der alten Klosterkirche als auch an der Projektierung der neuen Klosterkirche beteiligt war.

Die Berufsbezeichnung *leütenandten* des Ambrosius Siegel bringt Curt Stöhr in Verbindung mit dem Bleibaum-Zitat über die Entlohnung Seigs für *Wege und Stege*. Er vermutet in ihm einen ehemaligen Kriegsbaumeister, dessen Kenntnisse in Statik und Baukunst dem Kloster sowohl für die architektonische Planung der Kirche als auch für die Anlage neuer Straßen von Nutzen waren. Feste Straßen wurden notwendig zum Transport der schweren Steine für den Kirchenneubau aus dem Heber-Gebirge.

2.3 Der Klosterschreiner Wolfgang Hohenberger

Gleichzeitig mit dem Baumeister Lambers war der Zimmermann Wolfgang Hohenberger am Bau der neuen Kirche beteiligt. Nach der Vermutung Curt Stöhrs könnte Hohenberger das im Bleibaum-Zitat erwähnte Holzmodell der Kirche angefertigt haben.

Das Jahr 1667 kann als das Todesjahr des Ambrosius Siegel gelten, denn in diesem Jahr wird das Meierding Siegels auf Hohenberger übertragen. In der zweiten Ausgabe des Lamspringer Erbregeisters von 1667²⁶ ist die oben zitierte Meierdingbeschreibung mit der Überschrift: *Ambrosius Siegel, inzo Wolffgang Hohenberg* versehen.

Aus einem im Jahre 1686 nachträglich im Kloster Lamspringe protokollierten Ehevertrag Hohenbergers geht hervor, daß dieser im Jahre 1668 die Witwe Ambrosius Siegels geheiratet hat: *Meister Wolfgang Hohenberger, bürger und schreiner des fleckens Lamspring, zeigte an, waßmaessen nunmehr für achtzehnen jahren mit dessen haußfrawen Annen Schmidt, weiland*

²¹ Townson, S. 496.

²² Vgl. Bleibaum, Friedrich, Bildschnitzerfamilien des hannoverschen und hildesheimer Barock, Straßburg 1924, S. 204, Anm. 4.

²³ Bleibaum, Friedrich, Der Meister des Chorgestühls in der Klosterkirche zu Lamspringe, in: Alt-Hildesheim 6 (1925), S. 25.

²⁴ Stöhr, Curt C., Das Kloster der englischen Benediktiner zu Lamspringe und seine Bauleute im 17. und 18. Jahrhundert, in: Alt-Hildesheim 27 (1956), S. 32.

²⁵ HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Lamspringe, Nr. 44, S. 114.

²⁶ HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Lamspringe, Nr. 45.

*herrn lieutenanden Ambrosii Seigels nachgelassenen wittiben, sich ehelich eingelaessen, und dan die zwischen ihnen beiden proiectirt und aufgerichtete ehedacta niemahle förmlich expedyrt worden, der damahlß gewesener gerichtsaktuar sehlig, herr Dethlef Dresen, auch darüber hingestorben.*²⁷

Aus dem Jahre 1687 hat sich ein Arbeitsvertrag des Abtes Josephus mit dem Klosterschreiner erhalten, aus dem hervorgeht, daß Hohenberger bereits *eine geraume zeit von jahren unserem gotteshause alhir ein schreinersarbeit sowoll für seine persohn alß auch mit gehabten gesellen bedient gewesen und die direction über die alhir vorfallende schreiner arbeit inskünftig ferner zue übernehmen will.*²⁸

Für diese Arbeit erhielt Hohenberger vom Kloster jährlich 50 Reichstaler, die freie Aussaat von 2 Hohllitern Leinen sowie freie Speise und Trank Zeit seines Lebens aus der Klosterküche. Wie der Vertrag weiter ausweist, war er als wohlhabender und seit langem mit dem Kloster verbundener Zimmermann finanziell in der Lage, dem Kloster ein Kapital von 150 Reichstälern zu leihen sowie seine Gehaltszahlungen für drei Jahre aussetzen zu lassen. Die Modalitäten der fälligen Rückerstattung dieses Kapitals wurden im Vertrag ebenfalls geregelt.

Mit Rücksicht auf das offenbar fortgeschrittene Alter Hohenbergers wurden seine Arbeitsaufgaben auf die Überwachung des Kirchenbaus beschränkt. Da die von ihm bislang ausgeführten Arbeiten im Vertrag nicht näher beschrieben werden, bleibt zu vermuten, daß der Dachstuhl und sämtliche Holzarbeiten in der Kirche, die die Grundlage für die liturgische Ausstattung der Kirche bildeten – Altarmensen, Beichtstühle, Orgelempore und Treppen –, von ihm und seinen Gesellen ausgeführt worden sind.

Über die Namen einiger dieser Schreiner und Zimmerleute, die beim Kirchenbau beschäftigt waren, gibt uns das Lamspringer Kirchenbuch²⁹ Auskunft. Unter den hier aufgeführten Familiennamen der Parochie finden sich: Meister Conradus Graur, *scriniarius* (Schreiner), *Westphalus ex Störmede, diacesis Coloniensis civis*, Meister Joes Henricus Megenberg, *scriniarius, patria Osterrodanus, ... civis*, Meister Henricus Hellwig, *scriniarius*, und Meister Joes Harbort, *scriniarius* aus

Hildesheim, ferner Jacobus Bilinek, *ex faber lignarius* (Zimmermann), gestorben am 27. 7. 1718 und Henninius Siepecke, *faber lignarius, in oppido habitans*. Im Sterberregister findet sich außerdem Andreas Haburg, *expertissimus hujus monasterii scriniarius*, gestorben am 22. 4. 1754.

Speziellere Holzarbeiten wurden an den *tornator* (Drechsler) vergeben. Das Sterberegister des Kirchenbuches verzeichnet für das Jahr 1698 am 10. 9. den Tod des Meisters Joes Gärtner, *tornator Bambergensis*, sowie den Tod seines Sohnes, Adamus Gärtner, am 16. 7. des Jahres 1740, der *artificio tornator* und gleichzeitig *quda monasterii egregius braccator* (Klosterbraumeister) war. Ein weiterer *tornator insignis*, Peter Gärtner, erscheint ohne Jahresangabe unter den Familiennamen der Parochie, gekennzeichnet mit dem Zusatz *civis Bokenemensis catholicus*.

Kurz vor der Fertigstellung des Neubaus der Klosterkirche brach in Lamspringe ein Brand aus, von dem Townson berichtet: *Im Jahre 1690 am 8. November, sonnenabends 4 Uhr Morgens, entstand in dem Hause des Schmieds Silius Sutener auf dem Klosterhofe ein Brand, wie? hat durch die Untersuchung nicht ermittelt werden können, und er wütete so sehr, daß die gefräßigen Flammen mit unglaublicher Schnelligkeit durch den benachbarten Zaun den Flecken ergriffen, und in einer Zeit von 6 Stunden der ganze Flecken mit dem größten Theile des Klosterhofes, nämlich 10 Gebäuden, in Asche gelegt wurde; zwar mit großer Anstrengung, aber noch mehr durch die göttliche Vorsehung blieb die neu-erbaute Kirche und das Kloster selbst unbeschädigt.*³⁰

Das Kloster Lamspringe wurde daraufhin und in den folgenden Jahren von zahlreichen Bewohnern des Ortes um Hilfe bei der Wiederaufrichtung ihrer Häuser ersucht. Auch Wolfgang Hohenberger war unter ihnen und schloß am 15. Dezember 1690, einen Monat nach der Brandkatastrophe, einen Vertrag mit dem Konvent des Klosters ab, in dem es heißt:

Zu wissen sey hirmit, demnach den 8ten verwichenen monats Novembris eine unvermuthliche fewersbrunst alhir entstanden, dadurch daß flecken Lamspring gantz undt gahr, leider! verzehret undt eingäschert worden, auch unter anderen hiesigen unsern schreineren, meister Wolffgang Hohenberger, der gestalt mit getrof-

²⁷ HStA Hann.: Hann. 72 Alfeld, Nr. 224.

²⁸ HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 67.

²⁹ Kirchenbucharchiv der Diözese Hildesheim: LA 1: Kirchenbuch Lamspringe (1660–1758), Nr. 2 Sterbedaten (1677–1758).

³⁰ Townson, S. 514.

fen, daß dessen behausung ebenfalß den flammen zu theil worden, undt im rauch mit ufgangen.

Alß hat er sich beim closter angeben mit anzeigen, daß zwaren willens wehre, ein heußlein wiederumb aufzubauen, weilen aber er so woll alß seine fraw nunmehr alt undt unvermögen, daß schwerlich dazu anlangen könnten, so gab er weiters dem closter zu verstehen, daß, falß dasselbe ein hauß auf dessen städte, welches sie, beyde eheleute, zeit lebens bewohnen undt gebrauchen mögten, aufzubauen belieben würde, alsdan hiesiges gotteshaus nach der beyder eheleute absterben, solches sambt stette, brauwgerechtigkeit undt aller zubehörung zu geniessen haben solle.³¹

Der Konvent verabredete daraufhin mit Hohenberger: *daß das closter Lamspringe vorgeschlagener maßen ein hauß aufbauen undt dan hirnechst nach beyder eheleuten absterben, (so der liebe Gott lange fristen wolle) nicht allein des gebeudes undt obgedachte zubehörung erbe sein, sondern auch die ... sonst schuldige drey hundert thaler, darüber sonst die freye disposition sich vorbehalten gehabt, gleichfalß gantzlich mortificiret undt dem closter anheimb gefallen sein sollen.*

Gleichwoll mit dem beding, daß die ihme, meister Wolff, uf dessen lebetag vom closter vermög vorgemelten vergleichs versprochene tegliche speise, im fall er ehender alß seine fraw mit todte abgehen würde, dieselbe zeit lebens nebst dem trunck zugewarten undt ihr auß der küchen gereicht werden solle.

Bereits 6 Tage später, am 21. Dezember 1690, starb Meister Wolfgang Hohenberger, *scriniarius excellentissimus*, und wurde am selben Tag in der Klosterkirche Lamspringe begraben.

Nach dem Tod seiner Frau fiel das Hohenbergersche Haus vertragsgemäß an das Kloster Lamspringe. Townson zählt es zu den Verbesserungen, die das Kloster seit 1643 zu verzeichnen hat: *6) Ein neues, von Grund auf errichtetes Haus im Flecken, dessen Grund und Boden mit allem Rechte der alte Klosterschreiner Wolfgang Hohenberg dem Kloster vermachte.³²*

2.4 Die Steinmetzen und Maurer der Kirche

Welche Hinweise finden sich nun auf weitere Bautätigkeit in und an der Kirche?

Aus dem Jahre 1679 wissen wir von einer Stiftung des Hannoverschen Landesherrn, Johann Friedrich, der dem Kloster Lamspringe für seinen Kirchenbau zwölf Fuder Tannendielen zur Verfügung stellte, die vermutlich zur Errichtung der Orgelempore und als Fußbodenbelag der Krypta verwendet worden sind.³³ Townson schreibt von einer bedeutenden Menge Eisen und Bretter als Geschenk des Hannoverschen Landesherrn. Dem Beispiel des Bruders folgte auch sein Nachfolger Ernst August, der dem Kloster Eisen zur Verfügung stellte. Holz und Eisen schenkten ebenfalls die Herzöge Rudolph August und Anton Ulrich von Braunschweig.³⁴

Im Jahre 1687 erhielt der Krüger aus Negenborn, Jürgen Kulmann, den Auftrag, die neue Kirche mit Sollinger Steinen zu pflastern. Die genaue Anweisung des Abtes Joseph Sherwood ist im folgenden zitiert. Es wird beschlossen: *daß er folgender maeßen behueff obgedachten pflasters die steine, alß von drey vierthell steinen mit vierkandt, daß hundert für zwey thaler, ellensteinen aber mit vierkandt, daß hundert von acht für drei thaler, dan ellenbreit von fünf vierthel lang, daß hundert für vier thaler, brechen und uff der kuhlen fertig schaffen solle und wolle. Dabei versprochen, diesen winter von denen drey vierthelsteinen tausend stück zu verschaffen.³⁵*

Im Jahre 1685 erhielt der Maurer und Steinhauer, *lapicida*, Jacob Berner ein Leibgeding,³⁶ das verbunden war mit einer Altenteilsregelung für eine Witwe namens Magdalena Becker. Bis zu seinem Tode am 30. Oktober 1696 war Berner für das Kloster Lamspringe als Steinhauer tätig.

Neben Berner arbeitete der lutherische Steinmetz Andreas Fickelen an der Lamspringer Klosterkirche. Er erhielt im Jahre 1691 ein Leibgeding³⁷ und war bis zu seinem Tod am 11. 1. 1732 für das Kloster tätig. Das

³¹ HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 136.

³² Townson, S. 493.

³³ Vgl. HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 27.

³⁴ Vgl. Townson, S. 482f.

³⁵ HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 75.

³⁶ Vgl. ebd., S. 29.

³⁷ Vgl. ebd., S. 143.

Lamspringer Kirchenbuch weist ihn als *murarius* (Maurer) aus dem sächsischen Voigtland aus; sein Sohn Peter war ebenfalls Maurer in Lamspringe.

Die beiden Steinmetze Berner und Fickelen, deren Arbeit vom Kloster mit einem Leibgeding honoriert wurde und deren Namen im Verzeichnis der Familiennamen der Parochie Lamspringe erscheinen, waren vermutlich verantwortlich für alle Steinmetzarbeiten, die größeres künstlerisches Geschick voraussetzten, z.B. das Bearbeiten der Säulenblöcke, das Ausstemmen der Fensterprofile und Fensterumrandungen etc.

Daneben waren zahlreiche Werkleute tätig, die im Sterberegister des Kirchenbuchs als *murarius* oder *lapicida* bezeichnet werden und vom Kloster nicht durch weitere Verträge gebunden wurden. Sie sind als die eigentlichen Maurer der Klosterkirche anzusehen: Meister Joes Wedehausen, *civis, murarius, patria Westphalus* mit seinem Sohn Joes Christophorus, *lapicida, novitus*; Petrus Krotegin, *murarius* aus Italien, gestorben am 15. 2. 1695; Thomas Leutz, *lapicida*, gestorben am 17. 12. 1701; Anthonius Rizz, *murarius Italus*, gestorben am 6. 12. 1705 im Alter von 71 Jahren; Petrus Fickelen, *murarius*, Sohn des Andreas Fickelen, gestorben am 26. 4. 1714.

Während die genannten Maurer am Kirchenbau beteiligt waren, sind vier weitere Maurer und Steinmetze wohl mit der Arbeit am Bau der Abteigebäude betraut gewesen, die ab 1731 unter dem Abt Joseph II. Rokkeby (1730–1761) errichtet wurde. Die Namen dieser Bauleute sind: Jacobus X, *lapicida* aus dem Eichsfeld, gestorben am 2. 3. 1754, Joachimus Üter, *lapicida*, gestorben am 24. 4. 1758, und Andreas Stode, *murarius*, gestorben am 16. 5. 1758. Als vierter erhielt der Maurermeister Jürgen Köpfel im Jahre 1728 auf dem Klosterhof ein Leibgeding.³⁸

Die künstlerisch anspruchsvolleren Steinmetzarbeiten lagen in den Händen des aus Antwerpen stammenden Steinbildhauers Jacobus v. Irschott, *sculptor insignis*. Irschott war zuvor bereits in Hildesheim tätig gewesen, wo er für das Jahr 1676 im Register der St. Godehardikirche zu Hildesheim als *Jakob Irschott in der Karthu-*

*se*³⁹ erscheint. Sein Tod am 9. April 1698 wird im Sterberegister des Lamspringer Kirchenbuchs in ungewöhnlicher Ausführlichkeit beschrieben. Demnach scheint er bei voller Gesundheit unvermittelt vom Schlagfluß getroffen worden zu sein.

Als Steinbildhauer sind ihm die Kapitelle der Strebe- Pfeiler und die Ausgestaltung der Wandkonsolen mit Blattwerk und Früchten sowie die Ornamente am Fuß des Hochchors beiderseits der Chortreppen zuzuschreiben. In vollkommener Harmonie mit dem sich oberhalb anschließenden Holzschnittwerk der Chorschranken verwendet der Steinbildhauer ein ähnliches mit Rosenzweigen verbundenes Akanthusrankenmotiv wie der Bildschnitzer des Chorabschlusses.

2.5 Der Architekt Hans Jacob Voigt

Im Jahre 1691 konnte nach dem Tode Meister Hohenbergers mit dem Schweizer Jean-Jaques Chastellain – später eingedeutscht in Hans Jacob Voigt – ein neuer Zimmermann und Architekt für das Kloster Lamspringe gewonnen werden. Im Jahre 1691 wurde er mit dem Wiederaufbau des abgebrannten Klosterkruges und des abgebrannten Hohenbergerschen Hauses⁴⁰ sowie im Jahre 1695 mit dem Bau der Zehntscheune zu Sehlem und einer Scheune zu Bönningen⁴¹ betraut.

Im Jahre 1694 wurde er dem Kloster durch ein Leibgeding⁴² verpflichtet. Das zu dem Leibgedingvertrag gehörige Haus war wie alle anderen abgebrannt und wurde von ihm neu gebaut. Doch schon ein Jahr später tauschte er sein auf dem Klosterhof neu errichtetes Leibgedinghaus gegen das ebenfalls von ihm erbaute und zwischenzeitlich vom Kloster anderweitig vergebene Hohenbergersche Haus. Mit dem Kauf dieses Hauses⁴³ für 200 Reichstaler konnte er sich den verschiedenen an das Leibgeding geknüpften Verpflichtungen gegenüber dem Kloster, u.a. den Diensten⁴⁴ der Klosterhöfischen, entziehen.

Der zum Hohenbergerschen Haus gehörende Garten, *Wulffes garten* genannt, wurde ihm jedoch nur als Leib-

³⁸ Vgl. HStA Hann.: Hann. 94, Spez. 3, A. 1., Nr. 2 Kopialbuch des Klosters Lamspringe (1700–1746), Bd. 2.

³⁹ Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 216, Anm. 3.

⁴⁰ Vgl. HStA Hann.: Hann. 77 a, Nr. 492.

⁴¹ Vgl. HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 234.

⁴² Vgl. ebd., S. 224.

⁴³ Vgl. ebd., S. 241.

⁴⁴ Die auf dem Klosterhof wohnenden Bürger hatten wöchentlich einen Tag Handdienst abzuleisten und mußten beim Rapsschneiden, Heumachen, Aufziehen und Ausjäten des Flachses sowie beim Treiben bei der Klapperjagd helfen.

geding verschrieben. Nach Voigts Tod ging dieser Garten an seinen Schwiegersohn über, den nachmaligen Zimmermeister und Architekten der Abteigebäude Conrad Stöhr, gestorben am 8. 2. 1750.

Über Voigts Tod am 30. 3. 1717 heißt es im Sterberegister: *Sepultus est in hoc cameterio magister Joannes Jacobus Voigts, architectus, consuetis ecclesiae sacramentis a me praevis munitus R.I.P.*

Gemeinsam mit Voigt verpflichtete das Kloster einen weiteren Zimmermann, Meister Henrich Hellewing. Dieser erhielt im Jahre 1703 vom Kloster ein Leibgeding⁴⁵ und erscheint sowohl im Verzeichnis der Familiennamen der Parochie als auch im Sterberegister am 27. 10. 1727 als *scriniarius* bzw. *faber lignarius hujus monasterii*. Zwischen dem Architekten Voigt und dem Zimmermann Hellewing läßt sich eine ähnliche Zusammenarbeit vermuten wie zuvor zwischen dem Baumeister Lambers und dem Zimmermann Hohenberger.

2.6 Die Ziegelbrenner Schickling und Stranzi

Die Kenntnisse über die am Bau der Kirche beteiligten Bauleute werden abgerundet durch die Verträge mit zwei Ziegelbrennern. Im Jahre 1701 werden in dem ausführlichen Kontrakt mit dem Ziegelbrenner Johann Schickling⁴⁶ Mengen und Kosten der verschiedenen Steinsorten – als Ziegel, Barn-, Hohl-, Last- und Leistensteine – beschrieben, die Schickling zu graben und zu brennen hatte. Die Dachsteine sollte er nach der *Alfeldischen form* anfertigen, deren Form das Kloster stellte. Alle weiteren Arbeitsinstrumente hatte er selbst anzuschaffen. Daß er schon längere Zeit als Ziegelmeister in Lamspringe tätig war, geht aus dem Auftrag hervor, wie im Vorjahr auch den eingefallenen alten Ofen zu reparieren.

Im Jahre 1720 wurde auf der *Kuhemasch* eine gänzlich neue Ziegelhütte eingerichtet, nachdem die bis dahin genutzte Hütte am *Schabellen grundt zu Reyershausen* ausgeschöpft worden war. Zum Brennen von Barn- und Ziegelsteinen verpflichtete Abt Augustinus Tempest (1708–1729) den Ziegelmeister Christoff Stranzi aus Prag.⁴⁷ Die Materialien erhielt Stranzi vom Klo-

ster, die zur Arbeit nötigen Instrumente mußte er sich selbst besorgen.

Die Gesamtzahl der am Bau der Kirche beteiligten Werkleute war beträchtlich. Dazu sei noch einmal Townson zitiert: *Außer diesen Dienern wurden bisweilen noch verschiedene Werkleute gehalten, als zwei Schreiner, oft drei, Maurer, Zimmerleute, desgleichen verschiedene Tagelöhner u.s.w. Aus diesem Allem geht hervor, daß gewöhnlich an die 100 Personen ihren täglichen Unterhalt von dem Kloster haben, außer den Gästen, die selten fehlen.*⁴⁸

3 Die Ausstattung

3.1 Krypta und Hochchor

Nach Meinberg⁴⁹ war der Kirchenbau im Jahre 1689 fertiggestellt. Allerdings soll bereits am 15. August 1688 vor dem Hochaltar auf dem Chor zum erstenmal ein feierliches Hochamt gehalten worden sein. Schon Jahre zuvor habe man in der Krypta Gottesdienst gehalten. Diese Aussagen lassen sich zwar archivalisch nicht belegen, jedoch anhand verschiedener Hinweise erhärten.

An der südlichen Kryptawand findet sich in einem Fenster eine Bleiverglasung von 44 cm Höhe und 34 cm Breite, die neben der Inschrift: SPES MEA (EST) DOMINUS und dem farbigen Wappen des Stifters die Jahreszahl 1683 trägt. Es könnte sich hierbei um eine Stiftung des Erzbischofs von Köln, Maximilian Heinrich, handeln, von dem Townson berichtet, daß er für ein Fenster der Kirche 100 Reichstaler gegeben habe. Mit dem Einbau dieses Fensters war die Krypta so weit fertiggestellt, daß sie als Gottesdienstraum genutzt werden konnte.

Im Jahre 1688 erhielt die Krypta einen Muttergottesaltar, dessen Schenkung der Hildesheimer Kanzler Johannes Arnold von Bockhorst, Reichsritter vom goldenen Sporn, versprochen hatte. Nach dessen Tod am 15. Juni 1687 löste seine Witwe Maria Anna von Eschen von Eschenhorst am 12. August 1688 das gegebene Versprechen mit der Zahlung von 80 Reichstalern ein.⁵⁰ Das Wappen des Kanzlers und seiner Gemahlin

⁴⁵ Vgl. HStA Hann.: Hann. 94, Spez. 3, A. I., Nr. 2 Kopialbuch des Klosters Lamspringe (1700–1746), Bd. 1, S. 179.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 12.

⁴⁷ Vgl. ebd., Bd. 2.

⁴⁸ Townson, S. 498.

⁴⁹ Meinberg, A., Geschichte des Klosters und Fleckens Lamspringe. Selbstverlag 1869. Dombibliothek Hildesheim: Mb 680.

⁵⁰ Vgl. Townson, S. 484.



Abb. 2: Altarschranke Heinrich Lessens d. Ä.

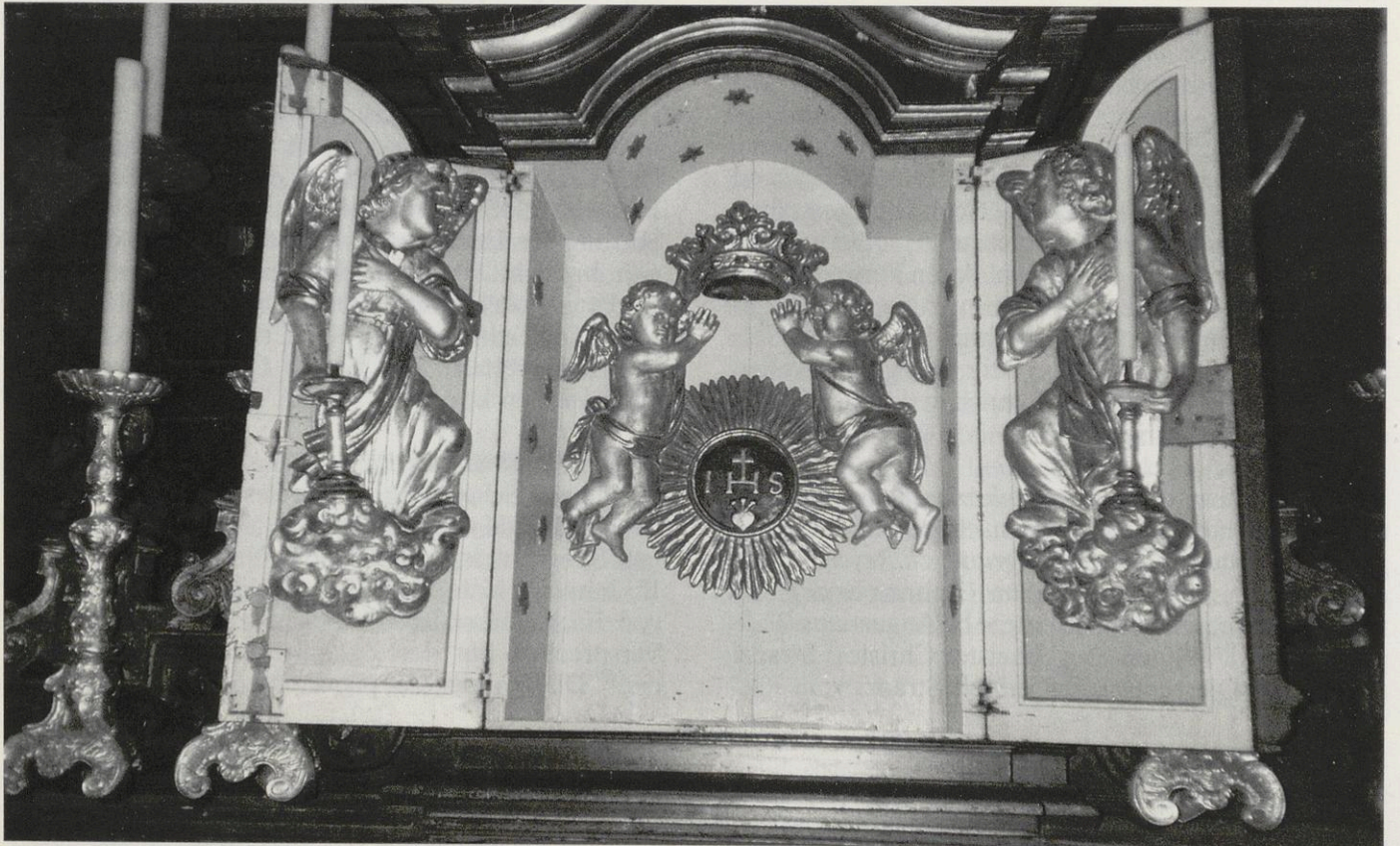


Abb. 3: Engelsfiguren im Tabernakel des Hochaltars

(ein Bock und eine Esche) findet sich über dem Mittelteil des Altars in der Krypta.

Auf die Fertigstellung des Hochchors verweisen zwei weitere Jahreszahlen in den Fenstern der Südseite des Chors. In den Jahren 1684 und 1685 wurden diese Fenster von Hermann Werner, Bischof von Paderborn, und Jacob II., König von England, gestiftet. Die Inschrift des östlichen Südfensters mit dem Bischofswappen lautet: HERMANNUS WERNERUS DEI ET APOSTOL. SEDIS GRATIA EPISCOPUS PADERBORNENSIS, S.R.I. PRINCEPS, COMES PYRMONTANUS ET PRAEPOSITUS CATHEDRALIS ECCLESIAE HILDESYMENSIS ANNO 1684.

Im westlichen Südfenster findet sich das englische Königswappen mit der Unterschrift: JACOBUS II. DEI GRATIA MAGNAE BRITANNIAE, FRANCIAE ET HIBERNIAE REX, DEFENSOR FIDEI ETC. ANNO 1685. Darüber die Darstellung des Hosenbandordens, umgeben von der Inschrift: HONI SOIT QUI MAL Y PENSE.

Für den Beginn des Messedienstes auf dem Chor schon vor der Kirchenweihe spricht auch die noch heute vorhandene kleine Tür an der Südseite des Hochchors, die den Zugang zum Chor entweder von den alten Klostergebäuden her oder über eine Treppe von außen ermöglichte. Die Tür, die heute als offener Schrank zur Aufbewahrung der Meßbücher dient, zeigt in der Umrandung noch immer die Vorrichtung für das ehemalige Türschloß. Auch von außen ist die nachträglich vermauerte Tür deutlich auszumachen.

3.2 Die Arbeiten des Bildschnitzers Heinrich Lessen des Älteren

Hochaltar, Chorgestühl und Altarschränken

Im Jahre 1688 entschloß sich das Kloster, daß hohe altar in der neuen kirchen völlig perfectiren zu laessen.⁵¹ Offensichtlich hatte man sich zunächst mit dem Altar der alten Kirche aus dem Jahre 1653, der heute in der Sakristei aufgestellt ist, beholfen.

Die Finanzierung des Altars erfolgte aus einer Stiftung des Domkapitulars und Amtmanns von Steinbrück,

Wiedelah und Marienburg, Georg von Hörde.⁵² Dieser hatte dem Kloster im Jahre 1675 bis zur Erbauung der Kirche 500 Reichstaler zum Nießbrauch übergeben. Danach sollten die 500 Reichstaler für den Hochaltar verwendet werden. Die endgültige Fertigstellung des Altars erlebte v. Hörde, der am 15. 8. 1693 starb, nicht mehr. In der Mitte des Gebälks vom oberen Altargeschoß wurde das Wappen des Stifters eingearbeitet.

Am 2. Januar 1688 unterzeichnete Pater Johannes Townson stellvertretend für den Abt Joseph Sherwood den Vertrag zur figürlichen Ausschmückung des Hochaltars mit dem Bildhauer Heinrich Lessen aus Goslar.

Lessen wurde mit der Anfertigung der *Zierahten* auf beiden Seiten des Hochaltars beauftragt, und zwar nach vorgezeigtem abriß, der leider nicht erhalten ist. Mit diesen *Zierahten* waren die Putten und die sie umgebenden mit Trauben und Rosen gezierten Laubgirlanden des Altarfrieses oberhalb des Sockels gemeint.

Des weiteren sollte er zweyen thüren von eichenholtz, maessen die übrige arbeit von lindenholtz gemacht wird, sambt einem wapfen und zwey bildern mit einer fackeln in der handt, alß uff jede thür einß verfertigen. Als Arbeitslohn wurden mit Heinrich Lessen 60 Reichstaler verabredet.

Die beiden fackeltragenden Engelsskulpturen wurden an den Innenseiten der Tabernakeltüren so angebracht, daß sie in geöffnetem Zustand des Tabernakels der Monstranz Licht spenden konnten. Zwei weitere Engelsfiguren schweben vor der inneren Rückwand des Tabernakels und halten dabei eine Krone über das Jesus-Monogramm IHS.

Die Existenz dieser Engelsfiguren war bislang unbekannt. Die insgesamt vier Engelsbildwerke wurden erst aufgrund der archivalischen Recherchen im Tabernakel ausfindig gemacht.⁵³

Der Tatsache, daß diese vier Engelsbilder bis jetzt im Inneren des Tabernakels versteckt waren, ist es zu verdanken, daß die Figuren vor der im späten 19. Jahrhundert vorgenommenen Überfassung mit brauner Ölfarbe bewahrt blieben. Damit besitzt die Klosterkirche

⁵¹ HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 75.

⁵² Vgl. Townson, S. 480.

⁵³ Der Fund wurde von der Verfasserin zusammen mit Herrn Pfarrer Karl-Ernst Bock und dem Restaurator der Klosterkirche, Herrn Dieter Paule, im April 1993 gemacht.

Lamspringe erfreulicherweise wenigstens vier Skulpturen, die noch 300 Jahre nach ihrer Entstehung die originale teilweise versilberte Glanzvergoldung zeigen.

Die genannten Engelsskulpturen unterscheiden sich erheblich von den fast grob gearbeiteten Puttenfiguren des Altarfrieses rechts und links vom Tabernakel. Sie sind schlanker von Gestalt, tragen ein weich fallendes Gewand mit Flügeln und schweben auf fein modellierten Wolken. Sie scheinen von derselben Hand gearbeitet zu sein wie die Engel im Tabernakel des Rosenkranzaltars. Weder der ältere noch der jüngere Lessen haben vergleichbare Puttenfiguren geschaffen. Es ist daher möglich, daß hier neben den beiden Lessen noch ein dritter Meister gearbeitet hat, dessen Name bislang unbekannt ist.

Zusätzlich zur Arbeit am Hochaltar sollte Lessen auch die Bildschnitzarbeiten an den Chorstühlen vornehmen, für die ihm pro Stück zwei Taler versprochen wurden. Der gesamte Arbeitsauftrag sollte bis zum folgenden Pfingstfest fertiggestellt sein. Diese Planung paßte zeitlich genau zu der beabsichtigten ersten Feier eines Hochamtes im Hochchor am 15. August 1688.

In knapp fünf Monaten konnte Lessen die umfangreichen Holzschnitzarbeiten nur mit Hilfe weiterer Bildschnitzer aus seiner Werkstatt bewältigen. Zwei im Kopialbuch niedergelegte Lehrverträge geben zudem Hinweis darauf, daß Lessen einen oder mehrere Lehrlinge hielt.

Einen dieser Lehrverträge schloß das Kloster Lamspringe am 4. April 1688⁵⁴ selbst mit dem Bildhauer aus Goslar ab: Für sieben Jahre, von Ostern 1688 an, sollte der Sohn eines verstorbenen ehemaligen Klosterbediensteten, Peter Müller mit Namen, bei Lessen in die Lehre gehen. Das Kloster verpflichtete sich, für Ausstattung und Unterhalt des Jungen während dessen Lehrzeit aufzukommen und sicherte sich im Gegenzug dessen Arbeitskraft nach Beendigung der Ausbildung, selbstverständlich *gegen billigmessige belohnung*. Auch das Anliegen des Klosters, dem Jungen den sonn- und feiertäglichen Kirchgang zum Kloster Riechenberg zu ermöglichen, findet in dem Vertrag Berücksichtigung.

Sechseinhalb Jahre später wurde ein weiterer, von Michaelis 1694 an gültiger Lehrvertrag⁵⁵ zwischen dem Kloster und dem Bildhauer Lessen aus Goslar geschlossen. Der neue Lehrjunge, Johann Bartholomäus Haerß, dessen Vater, Andreas Haerß, unter den Familiennamen der Parochie des Lamspringer Kirchenbuchs als *civis lamspringensis* aufgeführt wird, wird im Kirchenbuch als *sculptor* (Steinbildhauer) bezeichnet. Die Konditionen des Vertrages entsprechen denen des Peter Müller; für den Kirchgang wird neben dem Kloster Riechenberg auch das Kloster Grauhof vorgeschlagen.

Das im Original erhaltene, nicht bemalte eichene Chorgestühl der Lamspringer Klosterkirche umfaßt auf beiden Seiten je 26 Klappsitze und ist mit reichem Schnitzwerk versehen. Die Abschlüsse der Armlehnen zwischen den Sitzen enden nach unten in der Darstellung verschiedener Menschenantlitze, unterbrochen von den Köpfen von Adler und Löwe. An den Wangen und Mittelstützen der Sitzreihen finden sich Puttenfiguren und auf der südöstlichen Seite als Analogie zum Leiden Christi die Darstellung des Pelikans, der seine Jungen aus der Ader trinken läßt. Besonders hervorgehoben sind die Sitze der Äbte. Ein an einer Kette hängendes Weihrauchfaß und Blumenvasen sind dekorativ umgeben von gerafften Tüchern und Quasten. Alles Schnitzwerk ist verbunden mit Laub- und Rosenranken sowie Eichenzweigen, aus denen Traubenhänge und Granatäpfel hervorquellen.

Auch die Altarschranken der Seitenaltäre sowie die Treppenwangen der zum Chor hinaufführenden neunstufigen Treppe stammen aus der Werkstatt Heinrich Lessens d. Ä. Dies läßt der stilistische Vergleich mit Lessens Chorgestühl zu.

Die rechteckig angelegte Altarschranke des Benediktusaltars (die Schranke des Rosenkranzaltars wird z. Zt. restauriert) ist in ihrem vorderen Teil ausgefüllt durch bewegte Puttenfiguren, die vier Füllhörner mit Äpfeln und Birnen in den Armen halten. Die Tür der seitlichen Schranke an der Südseite ist mit einer Vase geschmückt, die entsprechende Tür an der Nordseite mit einer Ährengarbe. Die Fortsetzung der Seitenschranken zum Altar hin weist ein Ornament aus Akanthusranke mit Rosenblüten auf, dazwischen fin-

⁵⁴ Vgl. HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 99.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 294.

den sich Granatäpfel und Trauben. An den Antrittspfeilen stehen Passionsputten, die Kreuz und Dornenkrone halten.

Das gleiche Dekor von Laubranke und Rosenblüten, das in unsymmetrischer Anlage die ganze Fläche ausfüllt, findet sich in der Treppenbrüstung. Zwischen den Ranken schwimmen kräftig gearbeitete Kinderfiguren.

Ein gesonderter Vertrag über die Arbeiten Lessens an Altarschränken und Treppengeländer liegt zwar nicht vor, jedoch liegt es nahe, beide Arbeiten in die Zeit nach der Einweihung des Hochchors (1688) und vor die Entstehung der Taufschranken zu datieren, deren Fertigstellung mit der geschnitzten Jahreszahl 1696 gesichert ist. In diesem Zeitraum wandte man sich der Ausgestaltung des Kircheninnenraumes zu.

Archivalisch ebenfalls nicht zu belegen ist der Meister der Taufschranke.⁵⁶ Die große Ähnlichkeit mit Motiven und Technik von Altarschränken und Treppenwangen läßt die Taufschranke jedoch als Werk Heinrich Lessen d. Ä. erscheinen. In Laubranken eingebettete Sonnenblumen, Granatäpfel, Trauben und Puttenköpfe sind auch hier das wiederkehrende Motiv. Im nördlichen Teil der Taufschranke spielen vier Puttenfiguren. Jobst Heinrich Lessen d. J., den Friedrich Bleibaum für den Meister der Taufschranke hielt, kommt für diese Arbeit nicht in Frage, da er nachweislich in den Jahren 1695–1698 an der Kanzel der Frankenberger Kirche zu Goslar arbeitete.⁵⁷

Weitere Arbeiten Lessens d. Ä. lassen sich im Hildesheimer Raum nachweisen: Das Lamspringer Chorgestühl findet sein Pendant im Gestühl des Mittelschiffs der Jacobikirche in Goslar, das ebenfalls Meister Lessen d. Ä. zugeschrieben wird.⁵⁸ Als frühe Arbeiten Lessens gelten der auf das Jahr 1675 datierte Hochaltar der Frankenberger Kirche in Goslar⁵⁹ und die Kreuzigungsgruppe in der katholischen Kirche von Vienenburg, die 1677 als Triumphkreuz für die ehemalige

Klosterkirche von Wöltingerode gearbeitet worden war.⁶⁰

In enger Beziehung stand die Bildhauerwerkstatt Lessen zu den beiden Klöstern Riechenberg und Grauhof. In Riechenberg wird den beiden Lessen die Mitwirkung an der Gestaltung des Hochaltars und der beiden Seitenaltäre zugeschrieben.⁶¹ Diese Ausstattungsstücke wurden im Jahre 1807 von der französischen Besatzungs-Regierung an die Jacobikirche in Goslar überwiesen.⁶² Gestühl, Kanzel und Beichtstuhl gehörten 1803 zu den bereits vorhandenen Ausstattungsstücken der Jacobikirche, an denen ebenfalls die Hand der beiden Bildschnitzer Lessen erkennbar ist.

Eine weitere Arbeit Lessens d. Ä. läßt sich in Lamspringe selbst nachweisen. Im Jahre 1692 entstand dort der Neubau der bei dem großen Brand im Jahre 1690 zerstörten evangelischen Kirche. Die Ornamentik der Krönung des Sandsteinportals, des Altars und der Kanzel zeigt dieselbe Darstellung von Laub und Putten wie die Arbeiten Lessens in der Klosterkirche.⁶³

3.3 Die Grabmale

Im Jahre 1690 war Maurus I. Corker (1690–1696) Abt geworden. Er ließ im Jahre 1693 auf der Südseite der Krypta die beiden Grabmale für die Stifter des Klosters, den Grafen Riddag zu Winzenburg, seine Gemahlin Imhildis und beider Tochter Rickburga sowie für den englischen Märtyrer Oliver Plunkett errichten.

Die deutsche Übersetzung der heute kaum noch lesbaren lateinischen Inschrift des Stiftergrabes lautet: *Hier ruhen die Gebeine Riddags, des sehr erlauchten und frommen Grafen von Winzenburg, welcher dieses Kloster von Grund auf errichtete für seine einzige Tochter Rickburga, welche Nonne und erste Äbtissin dieses Klosters war im Jahre des Heils 847. Dieses Grabmal errichtete der Hochwürdige Herr Maurus Corker, Abt dieses Klosters im Jahre des Herrn 1693.*⁶⁴

⁵⁶ Der reich geschnitzte hölzerne Deckel über dem Taufbecken stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, das Taufbecken selbst wurde im 19. Jahrhundert erneuert.

⁵⁷ Vgl. Vertrag zwischen den Predigern der Frankenberger Kirche und Jobst Heinrich Lessen vom 17. 11. 1695, Pfarrarchiv des Ev.-Luth. Pfarramtes zum Frankenberge.

⁵⁸ Vgl. Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 216 und Gidion, Hans, Geschichte der Kirche und Gemeinde St. Jakobi in Goslar. Goslar 1963, S. 77 ff.

⁵⁹ Vgl. Dehio, Georg, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Bremen-Niedersachsen, bearb. von G. Weiß u. a. München Berlin 1992, S. 532.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 1310.

⁶¹ Vgl. Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 219.

⁶² Vgl. Kunstdenkmäler der Provinz Hannover Bd. 2–3, II. Regierungsbezirk Hildesheim, Stadt Goslar. Hannover 1901, S. 142.

⁶³ Vgl. Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 219.

⁶⁴ Townson, S. 519 f.

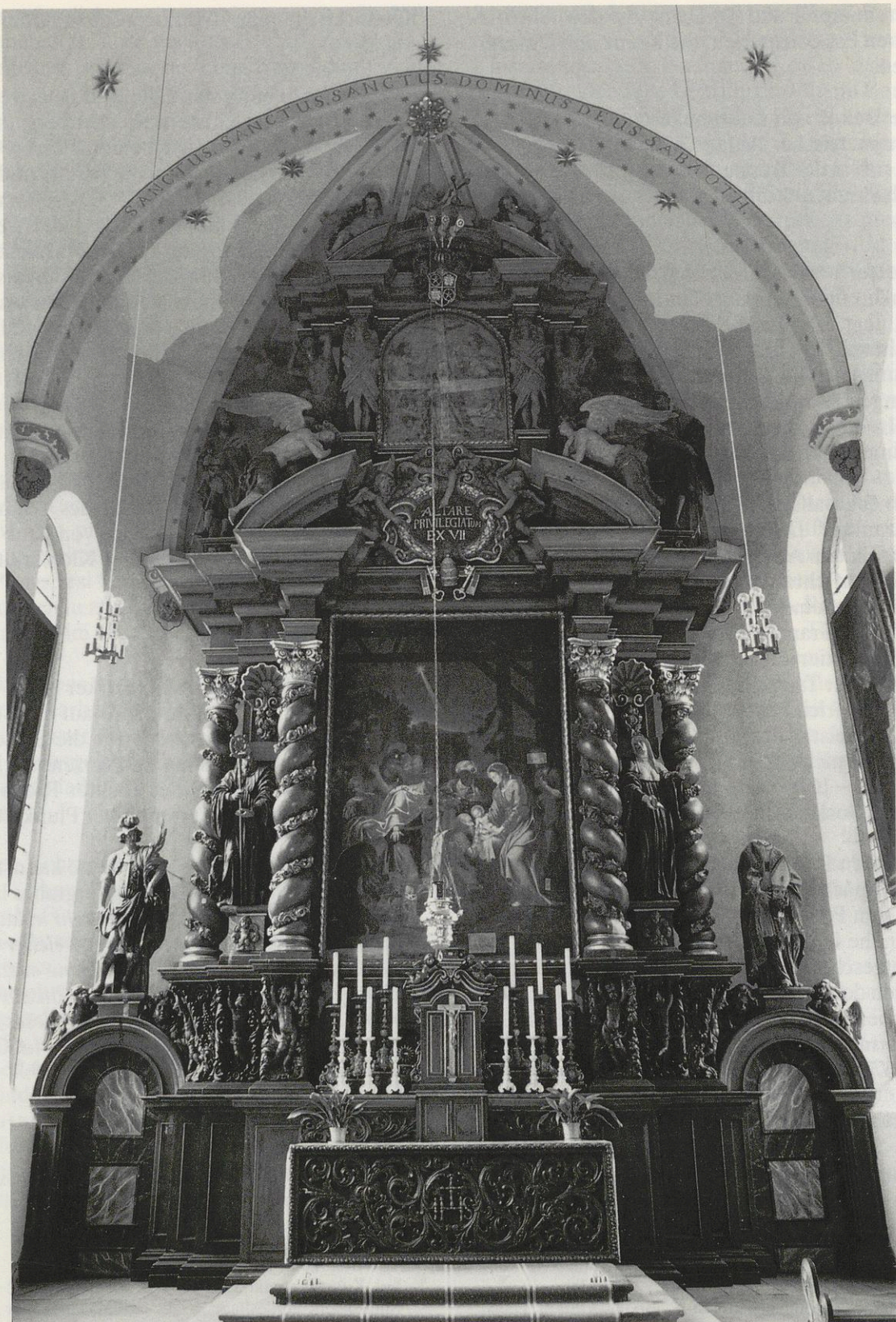


Abb. 4: Hochaltar mit Figureschmuck Mauritz Gröningers

Die Errichtung des Grabmals für Oliver Plunkett geht auf die persönliche Beziehung zurück, die Abt Maurus I. Corker mit dem irischen Priester und Bischof von Armagh verband. Oliver Plunkett mußte seinen unermüdlichen Einsatz im Dienste der katholischen Kirche Irlands mit einer Anklage wegen Hochverrats büßen, die den Primas schließlich nach London in das Gefängnis von Newgate verschlug. Hier lernte er Maurus Corker kennen, der als Lamspringer Mönch in Missionsgeschäften nach England gesandt und unter König Karl II. fünf Jahre lang zur Kerkerhaft verurteilt worden war. Zwischen Pater Maurus und Oliver Plunkett entstand eine Freundschaft, wie einige erhaltene Briefe dokumentieren.⁶⁵

Nach einem unfairen Prozeß ohne die Möglichkeit der Verteidigung wurde am 8. Juni 1681 das Todesurteil gesprochen: Hängen, Vierteilen und Verbrennen der Eingeweide. Maurus Corker wurde im Jahre 1685 begnadigt. Nach seiner Freilassung gelang ihm die Überführung einiger Gebeine des Bischofs in die Klosterkirche Lamspringe. Die deutsche Übersetzung der lateinischen Inschrift des Epitaphs für den irischen Erzbischof lautet: *Reliquien des heiligen Andenkens an Oliverius Plunket, Erzbischof von Armadage, Primas von ganz Irland, der aus Haß gegen die katholische Religion mit einem Stricke erhängt, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden und ins Feuer geworfen wurden. Er starb als berühmter Märtyrer zu London am 1. Juli im Jahre des Heils 1681. Dieses Grabmahl errichtete der hochwürdige Herr Maurus Corker, Abt dieses Klosters im Jahre des Herrn 1693.*⁶⁶

3.4 Die Arbeiten des Bildhauers Mauritz Gröninger

Der Hochaltar

Vier Jahre nach der Weihe der Klosterkirche vergab das Kloster am 25. Mai 1695 erneut einen Auftrag zur Ausgestaltung des Hochaltars.⁶⁷

Für die Anfertigung von vier überlebensgroßen Heiligenfiguren des St. Benedikt, der hl. Scholastika, des St. Hadrian und des St. Dionysius konnte der Koadjutor des Abtes Maurus I. den Münsteraner Bildhauer Mauritz Gröninger gewinnen. Für die vier an beiden

Seiten des Altars anzubringenden Figuren wurde eine Höhe von 7 *schun*, für zwei weitere Figuren des Petrus und Paulus, die oben auf dem Altar *auf den stuctur zu stehen kommen* eine Höhe von 6 *schuen* verabredet. Ausgenommen von den Arbeiten war die obere Platte des Altars, ebenso enthielt der Vertrag die Regelung, daß die Vorarbeiten, das Aushauen der Figuren aus dem rohen Eichenholz, von den Zimmerleuten des Klosters durchgeführt werden sollten.

Im weiteren wurde mit dem Bildhauer die Vollendung von vier *pilawen mit laubwerck umbgewunden* vereinbart, die ebenfalls auf des Klosters Kosten aus dem Eichenholz gehauen und durchbohrt werden sollten. Als weiteren Zierat des Altars *wünschte das Kloster zwey nackend liegende engelen von ungefehr 3½ schuen anzufertigen*.

Für seine Bildhauerarbeiten erhielt Mauritz Gröninger 200 Reichstaler sowie freien Tisch und Trank für sich und seine Gesellen. Die Fertigstellung der Skulpturen wurde auf den Tag *St. Andrea*, den 30. November, desselben Jahres verabredet. Ein solch umfangreiches Werk innerhalb nur eines halben Jahres zu vollenden, erforderte unzweifelhaft die Zusammenarbeit mit weiteren Bildhauern.

Im Jahre 1695 stand Mauritz Gröninger⁶⁸ auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Geboren um 1650 und aufgewachsen in Paderborn (gestorben am 21. September 1707 in Münster), hatte er am 6. Oktober 1674 ein Patent⁶⁹ als Hofbildhauer des Fürstbischofs von Münster, Christoph Bernhard v. Galen, erhalten.

Dieses Patent haben die Nachfolger v. Galens in der Folgezeit mehrfach erneuert, u. a. im Jahre 1687 auch der Kölner Kurfürst und Erzbischof Maximilian Heinrich,⁷⁰ der nicht nur Fürstbischof von Münster, sondern auch Fürstbischof von Hildesheim war. Ihm war also die *sonderlich gerühmte Kunst* des Hofbildhauers von Münster bekannt, so daß er mit entsprechender Sachkenntnis eine Empfehlung an Abt und Konvent von Kloster Lamspringe aussprechen konnte. Im Jahre 1688 beauftragte der Kölner Erzbischof sogar selbst Gröninger mit der Anfertigung von 16 Statuen für den Schloßgarten zu Poppelsdorf bei Bonn.

⁶⁵ Vgl. Nowack, Josef, Oliver Plunkett. Hildesheim 1980.

⁶⁶ Townson, S. 519.

⁶⁷ Vgl. HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe, Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 240.

⁶⁸ Vgl. Koch, Ferdinand, Die Gröninger. = Beiträge zur Westfälischen Kunstgeschichte, Heft 1. Münster 1905, S. 144ff.

⁶⁹ Stadtarchiv Münster: Nr. XVII. 65.

⁷⁰ Staatsarchiv Münster: Inventar Nr. 62.

Gröningers Arbeiten sind geprägt durch die niederländische Kunst, vor allem die Rubenssche Malerei sowie durch die belgische Bildhauerschule des Artus Quellinus d. Ä. und die französische Bildhauerschule, deren Werke er nach Beendigung seiner Lehrzeit während seiner Wanderzeit kennengelernt und studiert haben wird.

Gröningers vorzüglichste Arbeiten finden sich im Dom zu Münster. Für die drei im gotischen Stil errichteten Kapellen des Doms arbeitete er im Jahre 1677 für 500 Taler⁷¹ drei Reliquienaltäre und eine Gedächtnistafel zur Erinnerung an die Grundsteinlegung der Maximuskapelle. Im Jahre 1678 schuf Gröninger das Grabdenkmal des Bischofs Christoph Bernhard v. Galen in der Josephskapelle des Doms, das nach dem Urteil Ferdinand Kochs „für Münster ... die erste, größere Schöpfung der Barockkunst überhaupt, ...“⁷² bedeutete. Im Jahre 1692 arbeitete er zwei Riesenreliefs mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts und der Wiedersehendmachung des geblendeten Paulus über dem Eingang und im Inneren der Paradieshalle des Doms und im Jahre 1705 sechs Chorschrankenreliefs aus gelbweißem Alabaster. Als letzte große Lebensaufgabe entstand im Jahre 1706 das Grabmal des Fürstbischofs Friedrich Christian von Plettenberg aus schwarzem Marmor und Alabaster an der Südwand des Hochchors, ein herausragendes Beispiel für Gröningers bildhauerisches Schaffen. Nach dem Urteil Kochs gehört die Gestalt des Bischofs von Plettenberg „zu dem Besten ...“, was die deutsche Barockplastik überhaupt hervorgebracht hat.“⁷³

Weitere Arbeiten Gröningers befinden sich in der Jesuitenkirche zu Paderborn, wo der Künstler im Jahre 1695 vier in Holz geschnitzte Evangelistenfiguren für den Altar fertigstellte, sowie in der Jesuitenkirche zu Coesfeld, in der die Engelsköpfe über den Eingängen zur Sakristei aus seiner Hand zu stammen scheinen. Bevorzugt arbeitete Gröninger mit einer Kombination aus schwarzem Marmor und Alabaster, nur ausnahmsweise verwendete er Baumberger Stein und Holz.

Neben der Würdigung des künstlerischen Werks Gröningers, vor allem seines glänzenden technischen Könnens, macht Koch jedoch auch auf Gröningers fehlende Phantasie aufmerksam, die ihn immer wieder

Kopien bekannter Werke der niederländischen und französischen Bildhauer- und Malerkunst anfertigen ließ.

Daneben verweist Koch auf eine außerordentliche Uneinheitlichkeit in Gröningers Arbeiten: „Neben dem Schönsten aus späteren Jahren finden sich Unbeholfenheiten und Halbheiten, wie sie schlimmer auch ein Anfänger kaum verüben würde.“⁷⁴ Für diesen Mangel macht Koch die Mitwirkung verschiedener anderer Hände, hauptsächlich seiner wenig geübten Söhne, verantwortlich.

Gröninger unterhielt in Münster eine Werkstatt. In der Laischaftsliste des Martinikirchspiels zu Münster, in der seine Familie im Jahre 1689 registriert ist, sind für seinen Haushalt neben den Familienmitgliedern ein Geselle und zwei Lehrbuben aufgeführt.⁷⁵ Die drei Söhne Gröningers aus erster Ehe, Johann Wilhelm, Gottfried und Johann Michael waren ebenfalls als Bildhauer tätig, wobei jedoch nur Johann Wilhelm mit einer eigenständigen Leistung hervortritt.

Koch, der die Lamspringer Altarfiguren offensichtlich nicht gekannt und sie deshalb in seine Untersuchung nicht mit einbezogen hat, wird in seiner Beurteilung des Gröningerschen Werks von Friedrich Bleibaum unterstützt. Für Bleibaum gehört „das Figürliche (am Lamspringer Hochaltar) ... nicht zu dem Besten, was aus der Werkstatt Mauritz Gröningers hervorgegangen ist, doch möchte man die Gestalt des Adrian mit Brustpanzer und Helm für eine eigene Arbeit des Meisters halten.“⁷⁶

3.5 Die Arbeiten des Bildschnitzers Jobst Heinrich Lessen des Jüngeren

Kanzel, Chorschranke und Dorsale

Weitere Aufträge zur Ausstattung der Klosterkirche erhielt im März 1701 der Goslarer Bildhauer Jobst Heinrich Lessen.⁷⁷

Lessens Geburtsjahr ist nicht zu ermitteln, es ist aber zu vermuten, daß er der Sohn des 1642 geborenen Heinrich Lessen ist. 1696 erwarb der jüngere Lessen

⁷¹ Nach der Rechnungsablage der Kaplanei, vgl. Koch, S. 171.

⁷² Koch, S. 173.

⁷³ Ebd., S. 203.

⁷⁴ Ebd., S. 183.

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 154.

⁷⁶ Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 222.

⁷⁷ Vgl. HStA Hann.: Hann. 94, Spez. 3, A. I., Nr. 2 Kopialbuch des Klosters Lamspringe (1700–1746), Bd. 1, S. 10.



Abb. 5: Dorsale des Chorgestühls von Jobst Heinrich Lessen d. J.

das Bürgerrecht in Goslar, vielleicht im Zusammenhang mit der Erbschaft des Lessenschen Hauses und dem Tod des Vaters. Im April 1701 heiratete er und ist von da an bis 1720 durch die Geburten seiner Kinder in Goslar nachweisbar.

Die Arbeiten in der Klosterkirche Lamspringe gehören zu Lessens frühesten urkundlich belegten Werken. Sein gesamtes künstlerisches Werk ist bis ca. 1735 zu verfolgen.⁷⁸

Das Kloster, vertreten durch Abt Maurus II. Knightley (1697–1708), verabredete mit Herrn Jobst Heinrich Lessen die Anfertigung eines *Predigtstuhls*, und zwar *nach dem abriß*, der jedoch nicht mehr vorhanden ist. Gesichert ist lediglich, daß die Tischlerarbeit aus Eichen- und der Zierat aus Lindenholz anzufertigen war, wobei der Bildhauer das Holz auf eigene Kosten herbeizuschaffen hatte. Die Entlohnung wurde auf 300 Reichstaler festgesetzt.

Darüber hinaus wurde der Bildhauer mit der Anfertigung der beiden Chorschranken und der Rückwand für die 26 schon vorhandenen Stühle auf dem Chor beauftragt. Die Bretter der Chorschranken sollten *zwarne einfach, doch dicke sein*, die Rückwand über den Stühlen hatte *von der arm lehne biß anß haubt gesimßßen 3 ellen oder 6 fuß hoch* zu messen. Wie beim Predigtstuhl sollte Eichen- und Lindenholz verwendet und vom Meister selbst bereitgestellt werden. Für beide Arbeiten zusammen wurden 200 Reichstaler angesetzt.

Die Reihenfolge der Arbeiten sah zunächst die Fertigstellung des Chors mit der Errichtung der Schranken und des Dorsales des Chorgestühls vor. Die Kanzel sollte den Abschluß der Arbeiten bilden.

⁷⁸ Vgl. Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 215.



Abb. 6: Kanzelhaube Jobst Heinrich Lessens d. J.

Der Zeitraum bis zur Fertigstellung wurde auf zwei Jahre festgesetzt. Auch Lessen arbeitete mit Gesellen, denen das Kloster Beköstigung bei der Aufstellung der fertigen Arbeiten in der Kirche versprach. Die Schnitzarbeiten selbst wurden offensichtlich in der Werkstatt des Künstlers in Goslar hergestellt. Dazu heißt es im Vertrag: *So offen, alß nun von diesen beschiedenen dreyen stücken eines fertig, soll daßselbe auf avisation gedachten bildhawers ... auf des klostern kosten abgeholt werden.*

Chorschränken und Rückwände des Chorgestühls beeindruckt durch die Plastizität der Schnitzarbeit und ihre ornamentale Pracht. Die Chorschränken sind durch je drei mit Blattwerk und Trauben umwundene Säulen gegliedert. Die Zwischenflächen sind mit Laub- und Blumengirlanden ausgefüllt, deren

schwunghafte Ausführung den Eindruck von ins Gegenständliche gebannter Bewegung entstehen läßt. Die Säulen ruhen auf Konsolen, die mit Puttenköpfen verziert sind. Zwischen den Konsolen befinden sich zierlich gearbeitete Fruchtkörbe. Die über das Gebälk hinauswachsende Laubranke wird von drei Pinienzapfen eingefasst.

Das Dorsale ist ebenfalls durch Säulen in Sitzbreite unterteilt, die abwechselnd mit Rosen und Traubengirlanden umwoben sind. Auf den Flächen zwischen den Säulen findet sich unterhalb des Gebälks in ruhiger Wiederkehr das Motiv der Muschel. Auf dem Gesims ruht Blattwerk mit Granatäpfeln und weiteren Früchten.

Die Faszination, die von der Kanzel ausgeht, liegt in der Feingliedrigkeit der Schnitzerei und im ornamentalen Detail. Reich gefüllte Blumenvasen mit wechselnden Motiven zieren die Flächen zwischen den Säulen des Kanzelkorbs. Blumen und Fruchtsträube setzen sich in den Füllungen der Treppenwangen fort, über die sich abschließend eine kunstvolle Akanthusranke breitet, in der sich heiter bewegte Puttenfiguren tumeln. In den Laubgirlanden des Schalldeckels schweben Putten, die die Passionssymbole (Geißelsäule mit Petrushahn, Judasbeutel und Strick, Dornenkrone, Essigschwamm und Rohr, Hammer und Speiß) in den Händen halten. Der den Schalldeckel bekrönende Posaunenengel hält ein Spruchband mit Worten aus Jesaja in der Hand: CLAMA, NE CESSES, QUASI TUBA EXALTA VOCEM TUAM, ET ANNUNCIA POPULO MEO SCELERA EORUM. JES. 58,1.

Das früheste urkundlich belegte Werk Jobst Heinrich Lessens d. J. ist die Kanzel der Frankenberger Kirche in Goslar. Der im November 1695 von den Predigern und Vorstehern der ehemaligen Kirche St. Peter und Paul mit Lessen geschlossene Vertrag⁷⁹ sieht ein Honorar von 207 Talern vor sowie die *auffen kirchhoefft stehende linde*. Die letzte Honorarzahlung nach Fertigstellung erfolgte im August 1698. Ein kleines, mit zwei Stifterwappen versehenes sechseckiges Lesepult in derselben Kirche wird von Bleibaum ebenfalls Jobst Heinrich Lessen d. J. zugewiesen.

Ein späteres Werk Lessens ist für die Kapelle des St. Annenstiftes in Goslar nachgewiesen. Hier befindet

⁷⁹ Pfarrarchiv des Ev.-Luth. Pfarramtes zum Frankenberge.

sich ein vom Meister selbst und seiner Ehefrau gestifteter Altaraufsatz aus dem Jahre 1713.⁸⁰

Ebenfalls in Goslar⁸¹ begegnen weitere Merkmale der Bildschnitzerkunst Lessens in den vier Evangelisten über dem Portal der Renaissancekanzel der Jakobikirche, an den hölzernen Spiralsäulen unter der Orgelempore der Stephanikirche sowie im Holzlaub der Emporenbrüstung von St. Stephani. Aus dem Jahre 1736 stammt ein kleiner, für die Kirche des Neuwerksklosters in Goslar gearbeiteter, holzgeschnittener Kruzifix mit Maria und Johannes, eine Nachbildung der Kreuzigungsgruppe vom Altaraufsatz der St. Annenkapelle.

Weitere Zuschreibungen an Lessen d. J. nimmt Georg Dehio⁸² vor. Demnach stammen auch der geschnittene Kanzelaltar der evangelischen Kirche von Woltwiesche, Gemeinde Lengede, aus dem Jahre 1711 sowie die Kanzel der katholischen Klosterkirche St. Michael in Marienrode, Stadt Hildesheim, aus dem Jahre 1720 von dem aus Lamspringe bekannten Meister.

3.6 Die Seitenaltäre

In die Amtszeit des Abtes Maurus II. Knightley fällt dem Chronisten Townson zufolge auch die Errichtung der vier Lamspringer Nebenaltäre St. Joseph, St. Catharina, St. Johannes und St. Maria Magdalena. (Letzterer war im Privilegienbrief von 1696 noch als der hl. Anna gewidmet bezeichnet.) Über Ausführung und Datierung dieser Altäre liegen jedoch keine Nachrichten vor.

Dasselbe gilt auch für die beiden Seitenaltäre, den Rosenkranzaltar und den Benediktusaltar. Die einzige überkommene Nachricht besagt, daß der Domkapitular Johannes Gottfried von Hörde, Bruder des Stifters des Lamspringer Hochaltars, Georg von Hörde, für die Erbauung eines Seitenaltars 500 Reichstaler stiftete.⁸³ Dieses Geld, so heißt es bei Townson, hat Abt Joseph Sherwood noch zu Lebzeiten des Stifters, der am 25. Oktober 1686 starb, in Empfang genommen.

Nachdem im Jahre 1691 in Rom die Erlaubnis zur Gründung einer Rosenkranzbrüderschaft mit Altar

und Kapelle gegeben worden war, mußte sich das Kloster zunächst mit einem Altarprovisorium – einer auf die Wand gemalten Altarattrappe – begnügen, was noch heute am Rosenkranzaltar zu erkennen ist. Die ursprünglich vor dieser Altarattrappe an der Wand angebrachten Altarschränke wurden nach Aufstellung des Altars auf das nunmehr erforderliche Maß gekürzt und vorgezogen.

Ein Vergleich zwischen den Skulpturen der Seitenaltäre und den Hauptfiguren des Hochaltars legt die Vermutung nahe, daß der Skulpturenschmuck von derselben künstlerischen Hand gearbeitet wurde. Somit würden auch die Figuren der Seitenaltäre aus der Werkstatt Gröningers stammen, ohne daß hierüber eine archivalische Nachricht vorliegt. Gröninger starb im Jahre 1707. Das Datum der Fertigstellung der Bildhauerarbeiten oder der abschließenden Arbeiten der Faßmaler wird durch die geschnittene Jahreszahl 1713 auf einer Schriftenrolle in der Hand eines neben dem Altar stehenden Cherubim dokumentiert. Zu diesem Zeitpunkt war Gröninger bereits 6 Jahre tot. Es ist daher denkbar, daß sein Sohn Johann Wilhelm das Werk des Vaters vollendet hat.

3.7 Die in der Kirche tätigen Maler

3.7.1 Hieronymus Sies

Das künstlerische Wirken des Malers Hieronymus Sies ist bei Townson gleich zweimal bezeugt. Einmal nennt Townson ihn in der Reihe der aufgenommenen Laienbrüder, unter denen dieser an siebter Stelle steht: 7) *Hieronymus Sies, aus der Stadt und Diözese Antwerpen am 27. Juni 1688. Er war Maler und hat sämtliche Gemälde in der neuen Kirche gemalt.*⁸⁴

An anderer Stelle wird sein Tod notiert: *Unter dem Abt Tempest starb am 5. Februar 1725 der Laienbruder des Klosters Lamspringe: Franziskus Hieronymus Sies, gebürtig aus Antwerpen, welcher alle in der Klosterkirche befindliche Gemälde verfertigt hat.*

Dessen Bruder, Pater Benedictus Sies, war ebenfalls

⁸⁰ Die Widmungsinschrift am Gesims über dem Hauptbild lautet: *Diesen alther haben wir gott zu Ehren setzen lassen in diesem gottes hause Jobst Heinrich Lessen und seine haus Frau Catharina Machdalena Bähr 1713.* Kunstdenkmäler, Stadt Goslar, S. 206.

⁸¹ Vgl. Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 212 ff. und Kunstdenkmäler, Stadt Goslar, S. 84 ff.

⁸² Vgl. Dehio, S. 922 und S. 1412.

⁸³ Vgl. Townson, S. 481.

⁸⁴ Townson, S. 576.



Abb. 7: Weihwasserbecken in Stuccolustrotechnik von Hieronymus Sies

*Mitglied des Klosters Lamspringe, er versah einige Zeit im Jahre 1697 die Pfarrgeschäfte in Lamspringe und starb am 30. Oktober desselben Jahres.*⁸⁵

Hieronymus Sies bemalte in den Jahren 1688 und 1689 das Deckengewölbe der Lamspringer Kirche. Die Gratabänder der einzelnen Gewölbeteile wurden in Blau gefaßt und mit einer Vielzahl von vergoldeten Sternen verziert. In den Gewölbekappen finden sich Sterne und variierende Blumenbuketts. Nach Beendigung der Arbeiten brachte Sies über der Orgelempore

seine Initialen mit der Jahreszahl 1689 an. Es ist dies das Datum, das Meinberg für die Fertigstellung der Kirche ansetzte.⁸⁶

Nach Abschluß der Deckenmalerei verließ Sies offensichtlich Lamspringe, denn schon für die Jahre 1690 und 1693 ist seine Arbeit an den Fresken und Altarbildern der Klosterkirche zu Corvey bezeugt.⁸⁷

Nach seiner Rückkehr nach Lamspringe arbeitete er an vier zum Auswechseln bestimmten Gemälden für den Hochaltar mit den Motiven Anbetung der Hirten, Mariae Empfängnis, Abendmahl und Allerheiligen. Für den Rosenkranzaltar malte er das Mittelbild Maria mit dem Jesuskind im Rosenhag, vor der im Vordergrund zwei betende Mönche knien. Das Mittelbild des Benediktusaltars versah er mit der Darstellung des Todes des Heiligen. Stilistisch ist Sies der Renaissance-Malerei der flämischen Idealisten zuzurechnen.

Weitere zwanzig Tafelgemälde von vier mal zwei Metern Größe arbeitete Sies für Chor und Seitenschiffe. An der Südwand des Chors finden sich sieben, an der Nordwand des Chors fünf in Öl gemalte Heiligenbilder. An der Nordwand der Seitenschiffe hängen zwischen den Fenstern fünf und an der Südwand drei Apostelbilder.

Ein besonders schönes Beispiel barocker Sakralkunst ist das von Sies vermutlich im Jahre 1715 in Stuccolustrotechnik geschaffene Weihwasserbecken.⁸⁸ Diese Technik lehnte sich an an die vor allem in Oberitalien zu hoher Kunstfertigkeit gelangte Herstellung von Einlegearbeiten an Vorsatzplatten und Füllungen im sogenannten Florentiner Mosaik. Bei der seit Anfang des 17. Jahrhunderts verwendeten Technik diente dunkler Schiefer oder dunkler Marmor als Untergrund für Arbeiten mit farbigen Steinen.

Das Lamspringer Weihwasserbecken besteht im Kern der Fußplatte aus rotem Sandstein, Schaft und Becken aus Estrichgips mit einem durch die Achse des Schafts gehenden Rundholz als Verstärkung. In Ermangelung der kostbaren italienischen Steine wurde die Umkleidung des Weihwasserbeckens in Lamspringe in Gußmasse aus zwei nacheinander aufgetragenen schwar-

⁸⁵ Ebd., S. 532.

⁸⁶ Vgl. Kap. 3.1.

⁸⁷ Vgl. Thieme/Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Hans Vollmer. Nach-

druck der Original-Ausgabe von 1923, München 1992, Bd. 31.
⁸⁸ Vgl. Siebern, H., Wiederherstellung des Weihwasserbeckens in der Klosterkirche in Lamspringe, in: Die Denkmalpflege 17 (1915), S. 73–76.

zen Gipsschichten ausgeführt. Auf der geglätteten Oberfläche wurden Zeichnungen aufgetragen und z. T. flächig ausgehoben. Die dabei entstandenen Vertiefungen wurden mit getöntem Gips gefüllt, das gesamte Werk mit Öl getränkt und mit Wachs überzogen.

Der Bildschmuck des Weihwasserbeckens besteht aus ornamentalen sowie gegenständlichen Motiven. Von Vögeln und Schmetterlingen umgebenes Blumen- und Rankenwerk wechselt sich ab mit Ansichten malerischer architektonischer Schauplätze. Eine besondere Rarität ist die Ansicht von Kloster Lamspringe mit dem Flecken im Hintergrund auf einer Sockelschräge am Fuß des Beckens.

Weitere Bilder von Sies in Stuccolustrotechnik befinden sich auf dem hohen Chor mit den Bildnissen des heiligen Benedikt und der Madonna sowie an einem Pfeiler im Nordwesten der Kirche. Hier hängt eine mit reichem Ornament umgebene Darstellung des Klosterwappens, die mit der Jahreszahl 1714 versehen ist.

Dreizehn Bildtafeln in Stuckmarmor mit der Jahreszahl 1716 haben ihren Platz in der Sakristei. Diese Bildtafeln mit biblischen und ornamentalen Motiven von besonderem künstlerischem Reiz sind heute zu einem kleinen Altarbild vereinigt, was Friedrich Bleibaum zu der Vermutung veranlaßte, die Dekoration könnte ursprünglich für das Taufbecken bestimmt gewesen sein.⁸⁹

Die in eine der Stuckplatten geätzte Darstellung des heiligen Georg findet ihre Entsprechung in einer Bildtafel des St. Georg im Chor der in den Jahren 1711–1718 neuerbauten Klosterkirche des Augustiner-Chorherrenstifts in Grauhof bei Goslar.⁹⁰ Als Ritterheiliger wurde St. Georg im Kloster Lamspringe zum Andenken an seine aus dem karolingischen Reichsadel stammende Stifterfamilie besonders verehrt.

Nach Beendigung seiner Tätigkeit im Kloster Lamspringe wurde Sies vermutlich in das Kloster Escherde⁹¹ gerufen. Wie aus dem Totenbuch des Klosters Escherde hervorgeht, malte er hier die vortrefflichen Bilder in der Kirche, im Refektorium und im Collocu-

torium, dem Unterredungszimmer. Die besonderen Leistungen des Malers für ihr Kloster würdigten die Benediktinerinnen von Escherde dadurch, daß sie ihn nach seinem Tod in ihren *catalogus defunctorum* aufnahmen.⁹²

5. Febr. 1728 Obiit Religiosus Frater Hieronymus Sies Monasterii Lamspringensis professus, ob Imagines praeclaras tam in Ecclesia quam Refectorio et Collocutorio ab ipso pictas optime de hoc Monasterio meritus.⁹³

Gestorben ist Sies allerdings im Kloster Lamspringe am 5. Februar 1727. Seine Grabplatte befand sich ursprünglich im Fußboden des südlichen Seitenschiffs und wurde bei der Renovierung der Jahre 1980–1982 auf Anregung von Herrn Pfarrer Bock zusammen mit der Grabplatte für Eberhard Lambers an der Kirchenwestseite aufgehängt. Die Inschrift des stark verwitterten Steines lautet: REL. F. HIERONIMUS SIES PIE OBIIT A. D. MDCCXXVII DIE V FEBRU AET. LXXIII REL PROFES XLIV BONUS PICTOR REQUIESCAT IN PACE AMEN. Darunter finden sich die Darstellung eines Totenkopfes und die Worte: „Heute Mier Morgen Dier.“

Auffallend ist die Verbindung der Lamspringer Künstler zu Antwerpen. Gleichzeitig mit Hieronymus Sies arbeitete der ebenfalls aus Antwerpen stammende Steinbildhauer Jacobus von Irschott bis zu seinem Tod im Jahre 1698 in Lamspringe. Auch der Bildhauer Mauritz Gröninger hat nach seiner Kenntnis verschiedener Werkvorlagen Rubens in Antwerpen studiert. Es ist denkbar, daß eine schon aus älterer Zeit bestehende Verbindung zwischen dem Maler (und dessen Bruder) und den beiden Bildhauern zur Zusammenarbeit in Lamspringe geführt hat.

3.7.2 Die Faßmaler

Neben Hieronymus Sies, dem Maler der Altarbilder, waren weitere Maler an der Ausschmückung der Altäre beteiligt. Es waren dies die Faßmaler, die die hölzernen, zum Teil etwas starren Figuren durch ihre barocke Farbgebung erst zum Leben erweckten und damit der Innenausstattung der Kirche ihren prächtigen Charakter verliehen.

⁸⁹ Bleibaum, Bildschnitzerfamilien, S. 223.

⁹⁰ Vgl. Siebern, S. 76.

⁹¹ Das ehemalige Benediktinerinnenkloster Escherde lag im Kreis Gronau in der Diözese Hildesheim.

⁹² Für diesen Hinweis danke ich Herrn Karl-Heinz Bajorath, Mit-

arbeiter der Pfarrarchivpflege, Hildesheim.

⁹³ Dombibliothek Hildesheim: HS 527: Kloster Escherde, *Catalogus defunctorum Monasterii Escherdensis Ordinis S. Benedicti in Dioecesi Hildesiensi. NB post Restitutionem. 1782.*

Schriftliche Verträge mit den Faßmalern, Hinweise auf die von den Malern angewendeten Techniken und benutzten Materialien liegen nicht vor. Einige Namen überliefert jedoch das Lamspringer Kirchenbuch.

Hier findet sich der Maler D. Joannis Jordanus, *pictoris per A.R.D. Patrem Hermannum Schmedding S.O.Cist. Derenburgensem*, der im Jahre 1709 und 1711 zwei seiner Kinder beerdigte. Es ist anzunehmen, daß er sich zu diesem Zeitpunkt im mittleren Lebensalter befand, so daß er altersmäßig als Faßmaler der Altarfiguren in Frage kommt. Aus einem weiteren Eintrag des Sterberegisters⁹⁴ des Jahres 1709 geht hervor, daß Pater Schmedding nach dem Fortgang seines Vorgängers Leonard Leo von Abt Tempest mit der Wahrnehmung des Pfarrdienstes in Lamspringe betraut worden

⁹⁴ Sterberegister, S. 263, jüngere Paginierung. Im Wortlaut heißt es: *Postquam post discessum R.P. Leonardi Leo officium parochi mihi a Reverendissimo D. Augustino Tempest Abbate Lamspringensi commissum est mihi inquam F. Hermann Schmedding ord. Cisterc. professo in Derneburg.*

und vorher Mönch im Zisterzienserkloster Derneburg war. Hier wird auch Joannis Jordan als Faßmaler gearbeitet haben.

Für das Jahr 1745 ist am 4. 10. der Tod des Joannes Petrus Haburg, *pictor expertus* bezeugt. Für das Jahr 1752 ist am 24. 7. der Tod des Joannes Henricus Theiler, *pictor expertus* verzeichnet. Beide können in ihrem mittleren Lebensalter ebenfalls mit den Faßmaleralarbeiten in der Kirche betraut gewesen sein. Ein vierter Maler Melchior Kiechmann, *pictor cum braccatura* (Braurecht) erscheint unter den Familiennamen der Parochie ohne Angabe des Todesjahres. Townson berichtet überdies von einem Schützling des Klosters, der im Kloster die Malerkunst umsonst erlernte.⁹⁵

⁹⁵ Vgl. Townson, S. 488.

Sämtliche Zitate aus Archivalien wurden kursiv gesetzt, Zitate aus Sekundärliteratur mit Anführungsstrichen gekennzeichnet.

Anhang

HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe
Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 67

(Arbeitsvertrag Wolfgang Hohenberger)

1687 Juni 2. Lamspringe

Wir Josephus, erwählter und bestetigter abt des closter und gotteshauses Lambspring thun kundt und bekennen hirmit öffentlich für unß und unsere nachkommen.

Demnach hiesiger unser schreinermeister Wolffgang Hohenberger eine geraume zeit von jahren unserem gotteshause alhir ein **schreinersarbeit** sowoll für seine persohn alß auch mit gehabten gesellen bedient gewesen;

Alß haben wir nach gehabter und furgelegter abrechnung mit demselben einß vor alle wegen dessen annoch habender forderung und praetension contrahirt, auch zue völliger dessen vergnügung, wie es nahmen haben magh oder kan, beiderseits dahin schlüssig worden, also und der gestalt, daß hiesiges closter gedachten schreinermeister Wolffgang Hohenberger zeit seines lebens all und jedes jahres besonder in vier terminen, davon den 1ten Januar 1687 den anfang zue machen, zahlen und entrichten solle und wolle fünfzig thaler, dan jahres zwei hltr. leins, so er aber anschaffen mueß, ufs closter landt ihm frey säen und danebst seinen gewöhnlichen trunck und speise vom closter zeit lebens zue geniessen haben solle. Anlangendt daß hiesigem gotteshause vor einigen jahren geliehene capital der hundertfünfzig thaler, davon er oder dessen frau hiernegst die freye disposition ihnen vorbehalten, ist beiderseits einmühtig belibet, daß mit denen ihm von sothanem capitall gebührendt geldtzinßen dessen dem closter schuldig und felliger korn, garten, hopfen und wiesen zinßen sambt den gebührenden zehenden vom lande compensirt werden sollen. Die sonsten uf gedachtes capital etwah ufgeschwollenen zinßen sindt zwaren mit abgegebenem korn und sonsten zur genüge abgeführt, dannach aber hat er wegen nachstendigen jahrs gehalt zu fordern, auch ihm vom closter entrichtet und guet gethane werden sollen, hundert und fünfzig thaler, davon aber kein interesse oder zinsen erfolgen oder gezahlt werden.

Dabey sich mehrgedachter meister Wolffgang Hohenberger verobligirt, die direction über die alhir vorfallende schreiner arbeit inskünftig ferner zue übernehmen, und will, wie ihm hirmit vergönnet, einen jungen annehmen, und wie preuchlich drey jahre lang lernen, auch uf vorkommende arbeit gesellen, so ihre wochentliche besoldung vom closter empfangen sollen, halten und mit notwendiger verzehrung versehen. Unterdessen soll und will meister Wolffgang zue arbeit für sich selbst nicht astringirt oder sonsten über vermögen ausserhalb obgedachter direction nicht verbunden sein.

Wan nun dieser vergleich und ufgerichteter contract beiderseits also belibet und bewilliget, alß haben wir denselben zu mehrer versicherung und steter fester haltung eigenhändig unterschrieben und mit unserem gewöhnlichen insiegel betruckten lassen.

So geschehen, Lambspring den 2ten Junii 1687.

Josephus Abt.

HStA Hann.: Hild. Br. 3, 11 Kloster Lamspringe
Nr. 49 Copialbuch (1681–1700), S. 75

(Arbeitsvertrag Heinrich Lessen)

1688 Januar 2. Lamspringe

Zu wissen, demnach hiesiges gotteshauß daß hohe altar in der neuen kirchen völlig perfectiren zu laessen gesinnet.

Alß ist mit H. Lesse, bildhawern zu Goßlar, folgender maessen contrahirt, daß derselbe die nöthige **zierachten** behueff gedachten **altars** uf beiden seithen nach vorgezeigtem abriß nebst zweyen thüren von eichenholtz, maessen die übrige arbeit von lindenholtz gemacht wirdt, sambt einem wapfen und zwey bildern mit einer fackeln in der handt, alß uff jede thür einß, verfertigen solle und wolle für sechßig thaler.

Dann wegen der **stüele** ist gleichfalß utrimquo belibet, daß für jedes stück die bildthawer arbeit daran betreffend, ihm zwey thaler gegeben werden sollen.

Wobey er bildhawer weiters versprochen, daß altar oder vielmehr die angenommene zierachten zu selbigen gegen künftigen Pfingsten fertig zu schaffen und zu liefern.

Zu wessen urkundt und versicherung gegenwertiger darvor verfertiger schein von beiden theilen eigenhändig unterschrieben worden.

So geschehen Lambspring, den 2ten Januar 1688.

Fr. Jo. Townson
Heinrich Lessen.

(Arbeitsvertrag Mauritius Gröninger)

1695 Mai 25. Lamspringe

Actum Lamspringe, Anno 1695, den 25ten Maii, ist zwischen ihro hochwolgeboren herren coadjutoren zum Lamspring und herrn Mauritium Gröninger folgender contracto vorgenommen undt geschlossen, alß:

Es verspricht herr Gröninger **4 figuren**, nemblich Benedicti, Scholastica, Adriani und Dionysii von 7 schun, Petri und Pauli, so oben aufs hohe altar auf den structur zu stehen kommen von 6 schuen hoch, ohne die platte zu verferdigen. Undt sollen solche stücke von eichenholtz auf des closters unkosten von den zimmerleuthen auß dem rawen gehawen werden.

Dan weiters verobligirt sich gemelter Gröninger an selbiges altar **4 pilawen** mit laubwerck umbgewunden, so ebenfalß auß closters kosten von eichenholtz außgehawen undt durchgebohret werden sollen, zu perfectiren.

Wozu dan derselbe weiter zum zieraht des altars **zwey** nackend liegende **engelen** von ungefehr 3 ½ schuen verehrt, welches alles dan vor St. Andrea fest zue perfection zu bringen verhofft.

Hingegen verspricht der herr coadjutor ihme, herrn Gröninger, nach verfertigten figuren und pilawen bahr und ohne aufgehalten nebst dem freyen tisch undt tranck für sich undt seine leuthe zu zahlen 200 thaler, undt da zeit wehrender arbeit etwaß geldes verlanget wurde, soll solches nicht ermangeln.

Zu steter festerhaltung dieses seind zwey gleich lautende contracten aufgerichtet undt von beider seits unterschrieben.

Actum ut supra.

Mauritz Gröninger aula principis monasterium statuarius.

(Arbeitsvertrag Jobst Heinrich Leßen)

1701 März 11. Lamspringe

Anno 1701, den 11ten Martii sein zwischen dem closter Lamspring und herren Jobst Heinrich Leßen, bildhawer zu Goßlar, wegen verfertigung eines predigtstuhls, bekleidung vor dem chor und der rückwenden oben den stühlen daselbst an beiden seiten folgende punctationes abgeredet und beschloßen worden:

- 1) Es leßet daß closter Lamspring durch sogemehten herrn Leßen einen **predigtstuhl**, darzu er daß nöthige holtz, alß zur tischerarbeit eichen- und zum zieraht linnenholtz, auf seine eigenen kosten herbey schaffet, nach dem abriß, so ahn beyden seithen mit des closters insiegel betrucket, verfertigen, dafür ihme versprochen worden 300 reichsthaler.
- 2) Ist ihm die **bekleidung ahn beyden seithen vor dem chor**, darinnen die bretter zwarne einfach, doch dicke sein sollen, nebst der **rückwand über 26 stühle**, so von der arm lehne biß anß haubt gesimßßen 3 ellen oder 6 fuß hoch kombt, und darzu er ebenfalls, so woll daß eichenholtz zu tischerarbeit alß daß linnen zum zierath anschaffet, gleicher gestalt, nach dem abriß mit des closters insigel betrucket, verdinget worden *ad 200 reichsthaler*
a 500 reichsthaler.
- 3) Soll die bekleidung vor dem chore zum ersten, die rückwand darnach und der predigtstuhl zum letzten gemacht werden.
- 4) So often, alß nun von diesen beschiedenen dreyn stücken eines fertig, soll daßselbe auf avisation gedachten bildhawers (welcher obbeschriebenes alles in 2 jahren zu verfertigen versprochen) auf des klosters kosten abgeholt werden.
- 5) Bey der aufrichtung verschaffet daß closter die etwa nöthige materialia ahn eyßen und bley, auch gibt daßelbe für mehrgedachten Herrn Leßen und seinen gesellen nöthiges eßen und trinken.
- 6) Wegen der bezahlung ist veraccordiret, daß bey außlieferung dieses contracts ihme, mehr besagten H. Leßen, sollen außgezahlet werden 50 reichsthaler, die übrige 450 reichsthaler sollen in den negsten 4 jahren alß zwischen oster 1701 biß 1702 pro primo termino et sic consequenter jedesmahl mit 112 reichsthaler 18 groschen richtig bezahlet werden.

Dieses nun also steif und feste zu halten, so seind darüber zwey gleichlautende scheine aufgerichtet, und hat jeder theil einen nebst vorgetrucktem pittschaft und beyderseits eigenhändiger unterschrift davon behalten, datum ut supra.

Maurus Abt mpra
Jobst Heinrich Leßen meine eigene handt.

(Arbeitsvertrag Johann Schickling)

1701 März 23. Lamspringe

Anno 1701 dem 23ten Martii wurde mit dem ziegelbrenner meister Johan Schickling wegen verfertigung einiger **ziegel-, barn und andern steinen** zwischen dem closter Lamspring und ihm folgender contract abgeredet und beschlossen:

- 1) Eß verpflichtet sich vorgemelter meister Johann Schickling, diesen bevorstehenden sommer durch an guten und ohnthadelhaften ziegel-, barn-, hohl-, last- und leistensteinen, darzu er die erde graben thut, auch sonst alle andere nöthige arbeit verrichtet, zu brennen die summa von 50.000 stücken, hiezuo thuet er pro
- 2) Ihme die nöthige instrumenta alle mit ein ander anschaffen außer die form zu den platten tachsteinen, welche ihm daß closter machen läßet.
- 3) Die tachsteine sollen alle nach der Alfeldischen form gemacht werden, außgenommen, waß ihm wegen andere expresse wird committiret werden, auch, damit man wißen möge, wieviele er jedesmahl gebrandt, soll er so offt einen offen außziehen thuet
- 4) Ein summ und zwarne schiftlich, wie viele an jeder gattung vorhanden, demjenigen, der die aufsicht darauf hat, getrewlich einbringen.
- 5) Soll er auch aniemandt so wenig ahn zerbrochenen, alß guten steinen daß geringste schenken oder vorehren, eß sey dan, daß ihm darzu expresse erlaubniß gegeben werde.
- 6) Soll er ferners auf die steine, kalck, holtz, pott, erde, dielen und andere sich befindende und vom closter angeschaffte instrumenta fleisige absicht haben, auch davon auf jedesmahliges erfordern rechnung thuen.
- 7) Darentgegen seind ihm von einem jeden tausentt versprochen worden 3 reichsthaler nebst 1 groschen trunckgeld vom hundert, so verkauft wirdt, waß aber daß closter für sich verbrauchet, davon hat er an trinckgelde nichts zu praetendiren.
- 8) Daß er den eingefallenen alten offen repariren, dafür soll er, gleich wie vorm jahre geschehen, sein taglohn haben.
- 9) Soll ihm auch in der ziegelhütte eine kleine stube gemacht werden, daß darinnen speißen und bey einfallenden kalten regenwetter sich darinnen wärmen könne.
- 10) Dießem nun also getrewlich nachzukommen, so seind darüber zwey gleich lautende scheine außgefertiget und von beyden theilen unterschrieben worden, davon auch ieder ein exemplar zu sich genommen.

Actum Lamspringe.

Ex speciali commissione Rmi Dni Praelati subscripsi

Jo. Townson p.t. iudicii praefatus
Mein Zeichen M. Johann Schickling.

(Arbeitsvertrag Christoff Stranzi)

1720 Juli 12. Lamspringe

Demnach die bißhero an der so genandten Schabellen grundt zu Reyershausen belegene kloster ziegelhütte wegen abgehenden materialien dermaßen zum abgang kommen, daß man dieselbe liegen zu laßen und dieser behuef eine newe hütte auf der newen Kuemasch hinwieder anzulegen für rahtsamb befunden. So hat man zu solchem ende einen erfahrenen meister mit nahmen Christoff Stranzi von Prag anhero überkommen laßen, und mit demselben deß brennens halber folgenden contract errichtet:

- 1mo. verpflichtet sich vorgemelter meister Christoff Stranzi jedesmahl theilß an guten barn-, theilß auch an ohnthadelhaften **ziegelsteinen**, in der zahl 26000 stück, nebst 60 fuhder kalck in den newangelegten offen auf einmahl zu brennen und auß dem offen zu schaffen, wozu ihm die erde, holtz, sand und sonst erforderende materialia von klostern seithen herbey geschaffet. Er hingegen alle darzu nöthige arbeit in praeparirung der erde, form, trucknung der steinen, einsetz, bren- und außziehung derselben, auch obige 60 fuhder kalksteine übernimmt und pro
- 2do. ihm die nöthige instrumenta alle miteinander selbst verschaffen thuet.
- 3tio. sollen die tagsteine nach der jetzigen form gemacht werden, eß wäre dan, daß ihm etwahe vom kloster eine andere expresse vorgeschrieben würde. Damit nun auch
- 4to. aller unterschleif auf einmahl gehoben und daß kloster nicht gefehrdet werde, soll er nicht befuegt sein, ohne special erlaubnuß und anmeldung weder an zerbrochenen, noch heile steinen und kalck daß geringste zu verkaufen, viel weniger zu verschencken. Dan soll er
- 5to. auf den offen, hutten, diehlen, steine, kalck und andere dem kloster zustehende sachen fleißige absicht haben, auch davon auf jedesmahliges erfordern rechnung thuen. Wohingegen
- 6to. demselben vom kloster für jedes tausend mit einschließung des kalcks an machelohn 2 kayser florenus oder 1 reichsthaler, 12 mariengroschen, item für alle übrige arbeit in praeparirung der erde, trucknung, brennung, ein- und außsetzung der steinen und kalcks von jeden offen (wan er obige versprochene zahl erreichen thuet) überhaubt noch 30 kayser florenus oder 20 reichsthaler, auch jedes mahl eine tonne brauhan zum trangke für sich und seine gesellen zu geben, angelobet und versprochen worden. Ferners und zum
- 7tem. freye wohnung, auch freyes holtz zur fewerung für sich und seine leute.
- 8tavo. diesem nun also getrewlich nachzuleben, seint darüber zwey gleich lautende scheine außgefertiget, von zweyen zeugen unterschrieben und jedem theile ein exemplar davon einge-reicht worden.

Geschehen Lamspringe, den 12ten Julii 1720

Augustinus, abbas

X
daß meister Christoff Stranzi obiges creutz zeichen gemacht, bezeuge
hirmit qua testis
Joes Gembken, monasterii Lamspringensis aedituus mpr.
Johann Werner Schumann mpr.

Prozessionsfiguren – Vergessene Schätze brauchen unsere Hilfe

Eine Bestandsaufnahme in der Region Hildesheim

Von Monika Tontsch

Der Gegenstand und das Ergebnis der Bestandsaufnahme

1992 erhielt ich als Kirchliche Denkmalpflegerin im Bistum Hildesheim zwei Anfragen, die mein Interesse weckten. In (Bad Salzdetfuth-) Groß Düngen war auf

dem Kirchenboden eine bekleidete Marienfigur ohne Jesuskind gefunden worden, die seit Jahren unbeachtet geblieben war und sich in einem sehr schlechten Zustand befand. Die Frage war, wie man diese Figur wiederherstellen könne. Aus (Schellerten-) Dinklar erreichte mich kurze Zeit später eine ähnliche Anfrage. In der dortigen St. Stephanus-Gemeinde sind drei reich geschmückte Figuren – Maria mit Kind, Anna mit Kind und der Pfarrpatron Stephanus – erhalten.

Ein Jahr später (1993) konnte die aus Groß Düngen stammende Madonna umfassend restauriert werden, in Dinklar wurde mit der heiligen Anna ein Anfang gemacht (Abb. 1, 2). In beiden Fällen gelangen die schwierigen Arbeiten nur durch eine enge Zusammenarbeit von Pfarrgemeinde, Restauratoren und der Kirchlichen Denkmalpflege.



Abb. 1: Heilige Anna mit Marienkind (Schellerten-Dinklar, St. Stephanus), Zustand 1992, vor der Restaurierung



Abb. 2: Heilige Anna mit Marienkind (Schellerten-Dinklar, St. Stephanus), Zustand 1993, nach der Restaurierung

Da mir einige weitere bekleidete Prozessionsfiguren aus dem Hildesheimer Umland bekannt waren, lag die Vermutung nahe, daß ein größerer Bestand mehr oder weniger vergessen auf Kirchenböden und in Pfarrhäusern zu finden sein dürfte. Die Figuren entstanden in der Mehrzahl im 18. Jahrhundert (etwa ab 1700) und sind überwiegend seit Jahrzehnten außer Gebrauch, daher im Bestand extrem gefährdet.¹ Das liegt u. a. an den verwendeten Materialien wie Echthaarperücken und Textilien zur Bekleidung.

Im Mai 1993 erfolgte zur Vorbereitung der Bestandsaufnahme eine Fragebogen-Aktion in der heutigen Region Hildesheim, die aus den fünf Dekanaten Stadt Hildesheim, Alfeld-Gronau, Bockenem-Detfurth, Borsum-Dinklar und Förste-Sarstedt besteht, unter dem Motto „Prozessionsfiguren – Vergessene Schätze brauchen unsere Hilfe“. Die „Region Hildesheim“ deckt zentrale Teile des mittelalterlichen Hochstiftes Hildesheim ab, das nach Verlusten durch die Reformation 1643 als sogenanntes „Großes Stift“ in seinen Hauptbestandteilen restituiert wurde und noch im 18. Jahrhundert bestand.²

Die Umfrage ermittelte in den 66 angeschriebenen Kirchengemeinden noch einen Bestand von immerhin 28 Prozessionsfiguren. Drei weitere Figuren noch unbekannter Herkunft befinden sich im Dom- und Diözesanmuseum Hildesheim sowie im Magazin der Kirchlichen Denkmalpflege. Schließlich sind noch siebzehn Figuren durch Eintragung in älteren Inventaren, bzw. Erwähnung in der Literatur gesichert, aber abgängig oder noch nicht wiedergefunden. Beide Gruppen sind im Anhang tabellarisch aufgeführt.

Zum Bestand gehören neben der Muttergottes mit dem Jesusknaben die heilige Anna mit Marienkind³, Anna Selbdritt⁴ und der Kirchenpatron⁵ (Abb. 3). Interessant ist die vermutlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgte Umwandlung einer Maria mit Kind in eine Maria Immaculata (Abb. 4). Das Loch im linken Handteller – dort wurde das Jesuskind mit einem Holzzapfen befestigt – wurde nachträglich geschlossen und die ursprünglich gewinkelten Arme ausgestreckt.⁶

Dieser Bericht kann nur in komprimierter Form erste Ergebnisse der Untersuchung vorstellen. Die bis jetzt bekannten Prozessionsfiguren aus der Region Hildesheim weisen folgende Merkmale auf:

1. Der Korpus der großen Figur besteht aus Holz, wobei ein Lattengestell den Unterkörper bildet. Ober-



Abb. 3: Heiliger Martin (Giesen-Emmerke, St. Martinus), 1993

körper, Arme und Kopf sind vollplastisch geschnitzt, die Arme teilweise beweglich. In einigen wenigen Fäl-

¹ Die Figur aus (Hildesheim-) Itzum ist erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden.

² Vgl. Karl Henkel, Handbuch der Diözese Hildesheim, Hildesheim 1917, S. 14ff.; Handbuch des Bistums Hildesheim Teil 1 – Region Hildesheim, hrsg. v. Bischöfl. Generalvikariat, Hildesheim (Selbstverlag) 1993.

Das Bistumsgebiet im Jahre 1760 zeigt eine Karte in: Karl Henkel, Die kirchliche Organisation des Pfarrklerus der Diözese Hildesheim in den letzten 150 Jahren, Hildesheim 1912.

³ Bisher zweimal, in einem dritten Fall unklar: (Schellerten-) Dinklar und (Schellerten-) Wöhle.

⁴ Einmal: Algermissen, St. Matthäus, jetzt Leihgabe im Heimatmuseum.

⁵ In vier Fällen: (Harsum-) Asel St. Katharina, Harsum St. Cäcilia, (Giesen-) Emmerke St. Martinus und (Schellerten-) Dinklar St. Stephanus.

⁶ Algermissen, St. Matthäus, jetzt Leihgabe im Heimatmuseum.



Abb. 4: Maria Immaculata (Algermissen, St. Matthäus, jetzt Heimatmuseum), Zustand 1993



Abb. 5: Madonna, beschädigt (Harsum-Machtsum, St. Nikolaus), 1993

len ist die Hand, auf der das Kind sitzt, nicht ganz, sondern nur als Handteller ohne Finger ausgebildet. Das kleine Kind (Jesus oder Maria) ist vollplastisch aus Holz gearbeitet.

2. Nur die sichtbaren, das heißt unbedeckten Teile der Figuren sind bemalt.

3. Die Figuren, auch die „Kinder“, tragen Echthaarperücken, wobei das Jesuskind wie das Marienkind lange Haare besitzt (bei den Jesuskindern teilweise später abgeschnitten). Nur die Haare der männlichen Heiligen (Martin und Stephanus) sind geschnitten.

4. Die Bekleidung wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wieder ergänzt und erneuert. Interessant ist die Sitte, das alte, verschlissene Gewand als Untergewand zu erhalten. Zur Bekleidung, insbesondere der großen Figuren, zählen daher nicht selten mehrere Röcke und

Mäntel übereinander. Zuunterst sind in einigen Fällen noch alte Leinenreifröcke, dann weiße Unterröcke mit Spitze vorhanden. Darüber liegen Reste alter Seidenkleider (18. Jh.) und Samtkleider (19. Jh.) (Abb. 5).

5. Eine Besonderheit ist der Goldstickereibesatz (sog. Goldspangen), der von ehemaligen Trachtenhauben (Goldmützen) stammt und in reicher Zahl auf den Kleidern und Umhängen zu finden ist, die im 19. Jahrhundert angefertigt wurden.⁷ Im Laufe des vorigen

⁷ Schiel und Söding unterscheiden

- a) Die Spanning- oder Spangenmützen als wertvollste mit bis zu sechs sogenannten Spangen
- b) die Gold- oder „Blenkermütze“, auch Pollmütze, mit einfacherem Goldgewebe und Tressen
- c) die einfache Bandmütze mit breiten Bändern.

Die Spangenmütze, deren Besätze in großer Zahl auf den Gewändern zu finden sind, gehörten den Töchtern und Frauen der



Abb. 6: Sogenannte Spannigmütze, um 1935

Jahrhunderts kamen die Trachten in der Region mehr und mehr aus dem Gebrauch, und die Goldspitzen wurden für diese Kleider, aber auch für Kaseln gespendet (Abb. 6, 7).⁸

6. Als besondere Würdezeichen tragen die Figuren silberne Kronen, einige vergoldet und mit Steinbesatz, die in der Mehrzahl mit dem Beschauzeichen der Stadt Hildesheim und einem identifizierbaren Meisterzeichen versehen sind. Auf diese Weise kann man den Entstehungszeitraum der Kronen und in der Regel der Figuren selbst auf wenige Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts festlegen. Einige Kronen sind auch datiert und die Namen der Stifter vermerkt. Zum weiteren Schmuck gehören ein Zepter (Maria) und eine Weltkugel (Jesuskind), beide meist aus Metall. Die Heiligen halten geschnitzte Attribute, z.B. die hl. Cäcilia eine Portativ-Orgel.



Abb. 7: Madonna mit Kind (Harsum-Klein Förste, St. Johannes Baptist, jetzt Heimatmuseum Harsum-Borsum), 1993

7. Von den Gläubigen wurden seit dem 18. Jahrhundert Schmuck und Medaillen als Votivgaben für die Figuren gestiftet. Dieser Behang ist entweder auf das Kleid genäht oder wird getrennt verwahrt. In großer Zahl sind sogenannte Reliquienkreuze (18. Jh.) erhalten, die volkstümlich, aber sehr kunstvoll gearbeitet sind. Die eine Seite zeigt stets den Gekreuzigten und

reichsten Bauern. Jede Goldspange kostete nach Schiel etwa einen Taler, die ganze Mütze etwa 10–12 Taler. Schiel, *Alte Volkstrachten in der Umgegend von Hildesheim in: Unsere Diözese* 9. Jg. 1. Heft, 1935, S. 41–48; August Söding, *Das Jahr entlang – Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim. Erster Teil: Von der Aussaat bis zum Erntedankfest*, in: *Unsere Diözese* 11. Jg. 3. Heft, 1937, darin: *Gottes Segen und des Bauern Hand erhalten uns das ganze Land! Alte Trachten aus dem Borsumer Kaspel*, S. 138–144.

⁸ Frdl. Auskunft von Pfarrer Franz Tenge, Harsum. In der Pfarrkirche St. Cäcilia werden Kaseln mit o. g. Besatz verwahrt.

die andere Seite die Schmerzensmutter, von sieben Schwertern durchdrungen. Dazu kommen Schmuckkreuze und Ketten, Broschen und Ohrringe (Abb. 7).⁹

8. Zu den meisten Bildnissen existiert ein hölzernes Tragegestell mit vier Stangen und einem „Hocker“ in der Mitte, auf dem die Figur festgeschraubt werden konnte. Einige der Gestelle stammen noch aus dem Spätbarock und sind mit Engelsköpfen verziert.¹⁰ Die übrigen sind eher schlicht und wohl in späterer Zeit erneuert worden.

9. Die Figuren wurden in der Regel das Jahr über im Pfarrhaus oder auf dem Kirchenboden aufbewahrt. Dazu diente ein verglaster Holzkasten, wie er z. B. in (Hildesheim-) Bavenstedt, (Diekholzen-) Egenstedt und (Harsum-) Machtsum noch erhalten ist. In Einzelfällen wurde dieser Glaskasten auch in der Kirche aufgestellt.

10. Die Erwähnung der Bildwerke in den alten Kircheninventaren sowie eine detaillierte Aufzählung des gestifteten Schmuckes belegen die Bedeutung und Wertschätzung der Stücke. In einigen Fällen sind sogar noch Rechnungen für Stoffe und Zubehör bei Neueinkleidungen vorhanden.¹¹

Bitt-Prozessionen in der Region Hildesheim

Auf die Frage, zu welchen Anlässen die Prozessionsfiguren getragen wurden, lautet die Antwort: bei der Hagelfeier-Prozession. Der Hagelfeiertag mit gleichnamiger Prozession ist seit Jahrhunderten fester Bestandteil des ländlichen religiösen Brauchtums. Eine Ausnahme macht das sogenannte Borsumer Kaspel (Borsum, Hönnersum, Hüddesum, Machtsum), das drei Bittage kennt.

Vielerorts wird der Hagelfeiertag heute, wenn auch in verkürzter und vereinfachter Form, noch gehalten.¹² Auf den vorreformatorischen Ursprung deutet die Tatsache, daß auch evangelische Gemeinden diesen Tag in modifizierter Form begehen:

„Sicher haben starke Unwetterschäden verschiedentlich Anlaß zur Einführung der Hagelfeiern gegeben. Im allgemeinen aber sind sie in evangelischen Gemeinden als die protestantische Umformung der katholischen Flurumgänge in Predigtgottesdienste anzusehen.“¹³

Nach der Befragung in den Pfarreien, die noch Prozessionsfiguren besitzen, ergibt sich folgendes Bild: In einigen Gemeinden wurde in der Zeit um den 2. Weltkrieg aufgehört, die Figur oder die Figuren bei der Hagelfeier-Prozession mitzutragen.¹⁴ In der Mehrzahl wurde dieser Brauch zu Beginn bis in die Mitte der sechziger Jahre abgeschafft.¹⁵ Eine Diaserie von 1962, die den ganzen Bittgang zeigt, existiert im Pfarrarchiv von (Hildesheim-) Itzum. Das heute wertvolle Bildmaterial wurde bei einer der letzten Prozessionen dieser Art, d. h. mit einer Tragefigur, aufgenommen (Abb. 8).

In (Bad Salzdetfurth-) Hockeln entfiel das Mitführen der Figur Anfang der siebziger Jahre, in (Bad Salzdetfurth-) Detfurth erst 1990. In Bavenstedt, Egenstedt und Winzenburg werden nach Auskunft der Pfarrämter bis in die Gegenwart Prozessionen mit der Tragefigur durchgeführt.

Neben der Hagelfeier fand bzw. findet in (Diekholzen-) Söhre¹⁶ und Harsum eine sogenannte Mause-

⁹ Die Ohrringe sind entweder am Kleid angeheftet, oder Maria bzw. die Heilige trägt sie an den Ohren.

¹⁰ Z. B. Algermissen, Heimatmuseum.

¹¹ Z. B.: Inventar von 1853 (Erg. 1867) der St. Stephanus-Kirche in Dinklar (Pfarrarchiv) Eintrag F. An Sculpturen und Gemälden S. 54 Nr. 19 „1 Muttergottesbild mit dem Jesuskinde von Holz, woran folgender Schmuck sich befindet.

a) Zwei vergoldete Kronen, vermutlich von Silber, besetzt mit grünen und rothen Glassteinen.

b) Ein silbernes Scepter, nicht vergoldet.

c) Eine kleine vergoldete Weltkugel mit einem kleinen Kreuze.

d) Eine Schnur von acht silbernen Bohnen.

e) Sechs silberne Kreuze.

f) Vier vergoldete Kreuze.

g) Ein Paar vergoldete Ohrringe.“

Die Mutter Anna (Nr. 20, S. 54 f.) und der hl. Stephanus (Nr. 22, S. 55 f.) werden ebenso aufgeführt sowie die drei Tragegestelle (Nr. 23, S. 55).

¹² Früher meist am Freitag nach Christi Himmelfahrt, wurde er später auf den arbeitsfreien Samstag verlegt. Aber auch andere Termine sind bekannt, z. B. Dienstag vor Pfingsten (z. B. Hi.-Itzum). Im Borsumer Kaspel anstelle der Hagelfeier-Prozession früher drei Bittage mit Prozessionen am Montag, Dienstag und Mittwoch vor Christi Himmelfahrt (vgl. Anm. 13, S. 306).

¹³ August Söding, Brauchtum und Sitte, in: Der Landkreis Hildesheim-Marien burg, bearb. v. Wilhelm Ever, Bremen-Horn 1964, S. 306.

¹⁴ Bekannt sind (Bad Salzdetfurth-) Groß Dungen, (Giesen-) Klein Giesen und (Schellerten-) Dinklar.

¹⁵ Algermissen, Diekholzen, (Giesen-) Emmerke, (Harsum-) Borsum, (Hildesheim-) Itzum und (Schellerten-) Wöhle.

¹⁶ Nach frdl. Auskunft von Herrn Pfarrer Peter Pollmann wurden Hagel- und Mausefeier auf Beschluß des Kirchenvorstandes 1971 abgeschafft. Siehe auch Peter Pollmann, Die Mause-Feier in Söhre, in: Hildesheimer Heimatkalender 1988, S. 84–88.



Abb. 8: Hagelfeier-Prozession in Hildesheim-Itzum (St. Georg), 1962

Feier¹⁷ statt, die auch mit einer Prozession verbunden ist. In mehreren Gemeinden bestand auch der Brauch, die Figuren bei der Fronleichnamsprozession mitzutragen.

Der Ablauf der Hagelfeier-Prozession folgte lange Jahrzehnte, wahrscheinlich Jahrhunderte, einer festen Tradition, die mehr und mehr in Vergessenheit gerät. Die hier gegebene Beschreibung orientiert sich an persönlichen Erinnerungen von Pfarrern, Heimatpflegern und älteren Gemeindemitgliedern.¹⁸ Die Liturgie ist mündlich überliefert, im Zentrum steht die Allerheiligen-Litanei. Gesungen werden Marienlieder, regional gebräuchliche Heiligenlieder und Bittgesänge.¹⁹

Der Weg durch die jeweilige Feldflur mit Station an den Flurkreuzen wurde in diesem Jahrhundert überwiegend verkürzt. So dauerte die Prozession in der Vergangenheit einen halben oder gar den ganzen Tag.²⁰ Im Ursprung und bis in unser Jahrhundert hinein nahm das ganze Dorf am Flurumgang teil.

In Wöhle erinnern sich noch Frauen an die Vorbereitung zur Hagelfeier-Prozession, die dort am Freitag nach Christi Himmelfahrt abgehalten wurde. Am Himmelfahrtstag wurden die Tragefiguren der Mutter Anna und der Muttergottes vom Boden geholt und von den Mädchen des Dorfes (ab etwa 13 Jahren) geschmückt. Bei dieser Gelegenheit versah man sie mit frischen

¹⁷ In Harsum findet die Mausefeier am Sonntag nach Fronleichnam, in Söhre fand sie am Sonntag nach Maria Heimsuchung (2. Juli) statt.

¹⁸ Hier möchte ich besonders Herrn Pfarrer Tenge, jetzt Harsum, und den Heimatpflegern von Borsum und Algermissen, Herrn Schrader und Herrn Schütte, für Auskünfte danken.

¹⁹ Diese Lieder sind z. T. nur noch im alten Hildesheimer Gebetbuch enthalten, das durch das Gotteslob mit kleinem Diözesan-Anhang abgelöst wurde.

²⁰ Bis Mitte des 18. Jahrhunderts steuerte die Kirchenkasse in Dinklar das Bier zur Verpflegung bei. Auskunft Pfarrer Tenge nach Unterlagen aus dem Pfarrarchiv.

Kränzen und Blumen, Verstaubungen wurden entfernt und der Schmuck geordnet. Nicht selten wird an diesem Vorbereitungstag ein neu gestifteter Schmuck angebracht oder ein neuer Schleier angelegt worden sein. Es war eine Ehre für die jungen Mädchen, Maria oder Anna am folgenden Tag ein Stück des Weges tragen zu dürfen.

Versuch der überregionalen Einordnung

„Das Bekleiden von Bildwerken läßt sich nach den erhaltenen Denkmälern und Urkunden bis in das spätere Mittelalter zurückverfolgen. Grundsätzlich ist es an die Entstehung des Andachtsbildes gebunden, mit Vorliebe wurden Gnadenbilder bekleidet.“²¹ Das bereits in ottonischer Zeit bekannte Bekleiden einer Holzfigur mit Metallblechen mag als eine Vorstufe des hier behandelten Phänomens gelten.²²

„Das vollständige Bekleiden mit kostbaren Stoffen scheint erst in gotischer Zeit aufzukommen, doch sind, da Gnadenbilder immer erneut bekleidet wurden, nur wenige gotische Gewänder erhalten.“²³

In der Barockzeit und besonders seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erreichte das Bekleiden von Marien- und Heiligenfiguren in Deutschland einen Höhepunkt. Zum einen wurden weiterhin gotische und romanische Skulpturen mit Kleidung versehen, zum anderen eigens Figuren zum Bekleiden gefertigt: „Manche Statuen wurden von vorneherein auf Bekleiden berechnet und daher nur roh bearbeitet; oftmals – vor allem bei Prozessionsbildern – fertigte man nur Holzgestelle an, denen man Kopf und Hände in Bildhauerarbeit anfügte.“²⁴

Neben den Marienfiguren, die seit altersher bekleidet wurden, treten in der Barockzeit männliche und weibliche Heilige hinzu.

In der Art der Verehrung sind zwei Gruppen zu unterscheiden:

1. Das wundertätige Gnadenbild, das in einer Kirche oder Kapelle verehrt wurde bzw. das Andachtsbild, das ebenfalls das Jahr über in der Kirche stand (Abb. 10).
2. Das Prozessionsbild, das bis zu den jährlichen Prozessionen meist in einem verglasten Holzkasten verwahrt wurde, der in der Sakristei, auf dem Kirchenboden oder in der Kirche stand (Abb. 9).

Die Übergänge zwischen diesen beiden Gruppen kön-



Abb. 9: Madonna in zugehörigem Holzschrank (Dieckholzen-Eggenstedt), 1993

nen fließend sein: In Warendorf im Bistum Münster wurde aus einer Prozessionsmadonna des 18. Jahrhunderts das Gnadenbild der „Glorreichen Jungfrau von Warendorf“, da während einer Prozession 1753 ein gelähmtes Kind Heilung erfuhr.²⁵ „So ist aus einer

²¹ Hans Wentzel, „Bekleiden von Bildwerken“, Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte Bd. II, Stuttgart 1948, Sp. 219ff., hier Sp. 219.

²² Vgl. im Bistum Hildesheim die Große Goldene Madonna, vor 1022 (?) entstanden, mit Veränderungen.

²³ Wie Anm. 21.

²⁴ Heinrich Schauerte, Bekleidung der Marienbilder, in: Marienlexikon (hrsg. im Auftrag des Institutum Marianum Regensburg e.V.) 1. Bd., St. Ottilien 1988, S. 415f.

²⁵ Am 29. Mai 1793 wird nach einer Bittprozession berichtet: „Diesmal tragen Kommunionkinder das Marienbild. Die Mutter eines gelähmten Kindes, die Frau des Bäckers Rolf, habe an der Prozession zum Pattkamp teilgenommen und die



Abb. 10: Bekleidetes Andachtsbild in der Jesuitenkirche zu Antwerpen, 1993

Prozessionsfigur, an „der doch vorzeiten nichts wunderthätiges gespürt worden“, wie Pfarrer Teeken an die bischöfliche Behörde berichtet, ein Gnadenbild geworden, ein Zeichen, in dem besondere Gnaden des Himmels wirksam werden.“²⁶

Bei den untersuchten Bildwerken in der Region Hildesheim handelt es sich um Figuren, die zumindest heute keinen festen Platz mehr im Kirchenraum haben. Doch wird die Aufstellung im verglasten Holzkasten in der Kirche, wie es für Detfurth belegt ist, noch in unserem Jahrhundert in einigen Gemeinden bestanden haben.²⁷ Die Verehrung einer der Figuren als ausgesprochenes Gnadenbild ist vom heutigen Kenntnisstand her jedoch auszuschließen.

Für Tirol, wo Ursula Mayerhofer ähnliche Traditionen beschreibt, zieht die Autorin den Schluß, der auch für

Hildesheim Gültigkeit hat: „Auf jeden Fall ist festzustellen, daß es sich bei den bekleideten Prozessionsfiguren keinesfalls immer um Gnadenbilder handelt, die das Jahr über einen zentralen Platz auf einem Altar einnehmen. Ihre überwiegende Zahl wird, wie bereits erwähnt, entweder in Glasschreinen in den Kirchen oder aber auf Dachböden aufbewahrt.“²⁸ Der Bestand in Tirol unterscheidet sich vom Hildesheimer z.B. durch die häufige Verwendung von Glasaugen und Wachsköpfen, was beides auf spanische und süditalienische Einflüsse des 17. Jahrhunderts zurückgeführt wird.²⁹ Ähnlichkeiten zeigen sich allerdings in den eleganten Gewändern der weiblichen Heiligen, die dadurch fast weltlichen Charakter erhalten. „Die Bekleidung der Prozessionsfiguren des 18. Jahrhunderts ist an höfischen Vorbildern orientiert und unterscheidet sich von der zeitgenössischen Sakralplastik. Geblümete Stoffe und Brokatmuster lockern die Strenge auf.“³⁰ Zur „höfischen“ Erscheinung der Figuren tragen auch der Schmuck und die obligatorischen Kronen bei.

In den übrigen deutschen Bistümern ist ein mehr oder weniger großer Bestand an Prozessionsfiguren überliefert, der aber kaum systematisch untersucht ist.³¹ Im früher kurmainzischen Eichsfeld, das heute zum Bistum Hildesheim bzw. Erfurt-Meiningen gehört, sind bekleidete Prozessionsfiguren vorhanden, die allerdings bisher nicht inventarisiert werden konnten. Im Bistum Münster sind neben der schon erwähnten Warendorfer Madonna in verschiedenen Gemeinden des Münsterlandes und im Offiziatat Vechta Figuren bekannt, und im Erzbistum Paderborn gehören mehrere Bildwerke zur Sammlung des dortigen Diözesanmuseums.

Schulmeisterin gebeten, mit dem Bilde vor ihrem Hause anzuhalten, damit sie ihr Kind zur Muttergottes tragen und es ihr zeigen könne. Man sei diesem Wunsch nachgekommen. Und als die Mutter ihr Kind wieder ins Haus gebracht habe, habe dieses plötzlich wieder stehen und gehen können.“ Dorothea Westhoff, Das Bild der „Glorreichen Jungfrau“, in: Festschrift 1752–1977. 225 Jahre Mariä Himmelfahrt in Warendorf, Warendorf 1977, S. 46.

²⁶ Wie Anm. 25.

²⁷ An die frühere Aufstellung in Detfurth erinnert sich Pfarrer Tenge, Harsum.

Die permanente Aufstellung der Prozessionsfiguren in den Kirchen dieser Region mag auch durch die überwiegend geringe Größe der Gebäude erschwert worden sein.

²⁸ Ursula Mayerhofer, Bekleidete Prozessionsfiguren in Tirol, in: Jahrbuch für Volkskunde 1985, S. 107–120, hier S. 109.

²⁹ Wie Anm. 28, S. 110.

³⁰ Wie Anm. 28, S. 111.

³¹ Die Autorin befragte hierzu die Kollegen aus den deutschen Bistümern und bedankt sich an dieser Stelle für die freundliche Unterstützung.

Die bekleideten Figuren in den anderen Diözesen haben bis auf wenige Exemplare nicht überlebt. Typisch mag ihr Schicksal im Gebiet der Westeifel sein, das heute zu Trier, im 18. Jahrhundert zu Luxemburg gehörte. Hier konnte Andreas Heinz durch ausführliche Archivstudien und Recherchen in den Kirchen nachweisen, daß im 18. Jahrhundert eine Fülle an reich bekleideten und mit Votivgaben gezierten Heiligenfiguren existierte, häufig als „Kopien“ des Luxemburger Mariengnadenbildes „Trösterin der Betrübten“. Fördernden Einfluß auf diese Entwicklung schreibt er dem Jesuitenorden zu: „Die Jesuiten pflegten einen sehr volksnahen Stil der Unterweisung. Um die einfachen, des Lesens und Schreibens meist unkundigen Bauersleute für die Wahrheiten des Glaubens aufgeschlossen zu machen, suchten die Patres durch äußeren, die Sinne ansprechenden Aufwand das Volk religiös anzusprechen und zu begeistern. Sie förderten auch die Sitte, die Marienbilder mit glitzernden Metallkronen zu zieren und mit prächtigen Gewändern zu schmücken.“³²

Nicht zuletzt begünstigte der allgemein steigende Wohlstand um die Wende zum 18. Jahrhundert auch in ländlichen Gebieten kostbare Stiftungen und Anschaffungen. Beide Argumente können wir auch für das Hildesheimer Stift in Anspruch nehmen.

Aber schon die Zeit der Spätaufklärung und das dem Barock kritisch gegenüberstehende 19. Jahrhundert sagte in vielen Gegenden dem Prozessionswesen und den bekleideten Figuren den Kampf an, so auch in der Westeifel. Überregional federführend war Kaiser Joseph II. (1765–1790), der 1784 ein Generale erließ, „das vorschrieb, allen ‚Aufputz‘ der Marienbilder zu entfernen.“³³ Dem wurde sicher nur teilweise Folge geleistet; in den österreichischen Niederlanden unterließ man gar, die Verordnung zu publizieren. Der Trierer Bischof Josef von Hommer (1824–1836) setzte die Ablehnung bekleideter Marienfiguren – mit unterschiedlichem Erfolg – vehement fort. Die z.T. dennoch in den Kirchen verbliebenen Figuren wurden schließlich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Gips-Figuren im neugotischen Stil ersetzt.³⁴

Für die Bistümer Würzburg und Bamberg kann Barbara Goy an der Wende zum 19. Jahrhundert eine vergleichbare Ablehnung bekleideter Heiligenfiguren belegen. Sie kommt zu dem Schluß: „Grundsätzlich sehen wir bei Kirche, Staat und in der Publizistik die Forderung nach schlichterer Gestaltung der Heiligendarstellungen. Man wandte sich ausdrücklich gegen den barocken Prunk.“³⁵

Dazu kam in Würzburg und Bamberg, beide neu zu Bayern gehörig, 1804 ein Verbot der Hagelfeiertage und der damit verbundenen Flurumgänge; schon 1770 waren sie auf Sonn- und Feiertage gelegt worden. In Würzburg wurde kurze Zeit später die Prozession an Sonn- oder Feiertagen wieder erlaubt, wenn ein halber Tag nicht überschritten wurde. „Der behördliche Kampf um die an sich bescheidenen Flurgänge kann nur im Zusammenhang mit der Feiertagsreduktion verstanden werden. Gerade in ländlichen Bezirken war die ‚Hagelfeier‘ nicht nur eine Prozession, sondern es wurde der ganze Tag mit Arbeitsenthaltung ‚gefeiert‘. Dieser Verlust an Arbeitsleistung in der höchst aktiven Zeit des Frühsommers schien mit dem neuen wirtschaftlichen Denken immer mehr unvereinbar.“³⁶

Für das Bistum Hildesheim ist eine ablehnende Haltung gegenüber bekleideten Figuren ebenso wenig wie gegenüber dem ländlichen Prozessionswesen bekannt. Der reiche Schmuck und die neuen Kleider, die die Figuren gerade im 19. Jahrhundert erhielten, spricht zudem gegen solche Tendenzen.

Die Fülle an wertvoll ausgestatteten Statuen, verbunden mit den z.T. noch heute ausgeübten Bräuchen ist ohne Zweifel ein Schatz unserer Diözese, den es zu erhalten gilt. Der fast vollständige Verlust ähnlicher Figuren in anderen Bistümern macht sie darüber hinaus zu Raritäten und zu Zeugnissen einer in weiten Bereichen verlorenen Volksfrömmigkeit, die gerade in den nördlicheren Gegenden Deutschlands niemand vermuten würde. Da auch bei uns die Erhaltung dieses Gutes finanzieller und persönlicher Anstrengungen bedarf, möchte ich alle Interessierten, besonders in den zuständigen Pfarrgemeinden, ermuntern, sich mit uns hierfür zu engagieren.

³² Andreas Heinz, Die Verehrung der Trösterin der Betrübten in den Altluxemburgischen Gebieten der Eifel und an der Obermosel, in: *Hémecht: Zeitschrift für Luxemburger Geschichte* Nr. 2/1978, S. 233–258, hier S. 250f.

³³ Andreas Heinz, Schicksale einer Wallfahrt, in: Sonderdruck *Hémecht* Nr. 1/1979 Luxemburg, S. 30.

³⁴ Wie Anm. 32, hier S. 257.

³⁵ Barbara Goy, Aufklärung und Volksfrömmigkeit in den Bistümern Würzburg und Bamberg (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, hrsg. von Theodor Kramer, Bd. XXI) Würzburg 1969, S. 88.

³⁶ Wie Anm. 35, S. 113.

Anhang

Politische Gemeinde	Kirchengemeinde	Objekt	Datierung	Zustand / Bemerkungen
Algermissen	St. Matthäus jetzt: Heimatmuseum	Jungfrau Maria	1. Hälfte 18. Jh., verändert im 19. Jh. Krone: Hildesheim Christian Heinrich Syri (1704–1764)	Maria mit Kind umgewandelt in Maria Immaculata
Algermissen	St. Matthäus jetzt: Heimatmuseum	Hl. Anna Selbdritt	1. Hälfte 18. Jh.	Beschädigungen am Haar, Farbfassung und Holz
Bad Salzdettfurth- Dettfurth	St. Gallus	Madonna mit Jesuskind	1. Hälfte 18. Jh. Krone: Hildesheim, Friedrich Ulrich Meyer (gest. 1746, Witwe bis 1769)	insgesamt gut, bis vor kurzem getragen
Bad Salzdettfurth- Groß Dungen	St. Cosmas und Damian	Madonna (mit Jesuskind)	1. Viertel 18. Jh. Krone: Hildesheim, Jobst Martin Köster (gest. 1723)	1992/93: Krone restau- riert, Kleider erneuert, Jesuskind aus dem Kunsthandel, Kleidung passend angefertigt
Bad Salzdettfurth- Hockeln	St. Johannes Ev.	Madonna mit Jesuskind	2. Hälfte 18. Jh.	Holzkonservierung und Reparatur der Kleider nötig
Diekholzen	St. Jakobus d.Ä.	Madonna mit Jesuskind	18. Jh.	Schäden an Holz Fassung, Kleidung und Schmuck
Diekholzen- Egenstedt	St. Nikolaus	Madonna mit Jesuskind	Mitte 18. Jh. Kronen: Hildesheim, Ernst Heinrich Meyer (1700–1774)	gut Aufbewahrung in originalem Schrank, wird noch getragen
Diekholzen-Söhre	Maria Himmelfahrt	Madonna mit Jesuskind	18. Jh.	Figuren unbekleidet (Kleider anscheinend vernichtet)
Giesen-Emmerke	St. Martinus	Hl. Martin	um 1700 Unterkörper als Block (nicht Gestell) geschnittene Haare	Holzkonservierung dringend nötig
Giesen- Klein Giesen	St. Martin	Madonna mit Jesuskind	1. Hälfte 18. Jh. Kronen: Hildesheim, Christian Kretzer II (gest. 1735)	Metall- und Holz- konservierung dringend nötig
Gronau	St. Joseph	Madonna mit Jesuskind	1. Hälfte 18. Jh. Kronen: Hildesheim, Christian Heinrich Syri (1704–1764) reicher Behang	Holz- und Textil- konservierung erwünscht

Politische Gemeinde	Kirchengemeinde	Objekt	Datierung	Zustand / Bemerkungen
Harsum	St. Cäcilia	Madonna mit Jesuskind (a)	18. Jh.	Bestand gefährdet
Harsum	St. Cäcilia	Madonna mit Jesuskind (b)	1. Hälfte 18. Jh. Krone: Hildesheim, Hermann Jonas Böse (gest. 1762)	Bestand gefährdet
Harsum	St. Cäcilia	Hl. Cäcilia	18. Jh. Krone: 1815 verändert (datiert)	Bestand gefährdet
Harsum-Asel	St. Catharina	Hl. Catharina	wohl 18. Jh. keine Perücke separat: reicher Schmuck	modernisiert (20. Jh.)
Harsum-Borsum	St. Martinus	Madonna mit Jesuskind	18. Jh.	stark gefährdet
Harsum-Hüddesum	St. Matthias	Madonna mit Jesuskind	18. Jh. wertvoller Schmuck u. a. Trachtenketten	relativ gut; Kronen müssen repariert werden
Harsum-Machtsum	St. Nikolaus	Madonna	18. Jh.	desolat, Schmuck fehlt, Figur und Bekleidung beschädigt verglaster Holzkasten
Harsum-Klein Förste	St. Johannes jetzt: Heimattmuseum Borsum	Madonna mit Jesuskind	18. Jh. Kronen (spätere Zutat aus Borsum), beide 2. Hälfte 18. Jh. reicher Behang	insgesamt gut
Hildesheim-Bavenstedt	Unbefleckte Empfängnis Mariens	Madonna mit Jesuskind	18. Jh. verglaster Holzkasten zur Aufbewahrung vorhanden	insgesamt gut; wird noch getragen
Hildesheim-Einum u. Hi.-Ochtersum (Magazin Denkmalpflege)	Unbefleckte Empfängnis Mariä	Madonna mit Jesuskind	Anfang 19. Jh. Krone M.: Hildesheim J. F. Jütte (um 1774–1840)	Figuren und Bekleidung schadhaft
Hildesheim-Itzum	St. Georg	Madonna mit Jesuskind	19. Jh. Diaserie von 1962 zeigt die Prozession	insgesamt gut
Schellerten-Dinklar	St. Stephanus	Madonna mit Jesuskind	18. Jh. reiche Kronen (Marken fehlen)	Restaurierung der Bekleidung erwünscht
Schellerten-Dinklar	St. Stephanus	Hl. Anna mit Marienkind	18. Jh.	Figuren, Bekleidung und Kronen 1993 restauriert
Schellerten-Dinklar	St. Stephanus	Hl. Stephanus	2. Hälfte 18. Jh. Krone dat. 1777	insgesamt gut

Politische Gemeinde	Kirchengemeinde	Objekt	Datierung	Zustand / Bemerkungen
Schellerten-Wöhle	St. Cosmas und Damian	Madonna mit Jesuskind	18. Jh. separat: reicher Behang	Holzkonservierung nötig
Schellerten-Wöhle	St. Cosmas und Damian	Hl. Anna mit Marienkind	1. Hälfte 18. Jh. Krone datiert 1709, separat: reicher Behang	Holzkonservierung nötig
Winzenburg	Mariä Geburt	Madonna mit Jesuskind	1. Hälfte 18. Jh. Krone M.: Hildesheim F. U. Meyer (gest. 1746, Witwe bis 1769) Krone K.: Hildesheim, Paul Jobst Süry (gest. 1731)	Holzrestaurierung empfohlen; wird noch getragen
Hildesheim Dom- und Diözesanmuseum	Herkunft unbekannt	Madonna mit Jesuskind	18. Jh.	Konservierung nötig
Hildesheim- Ochtersum (Magazin Denkmalpflege)	Herkunft unbekannt	Madonna mit Jesuskind (a)	18. Jh. Seidenkleider 1. Hälfte 19. Jh.	Bestand gefährdet
Hildesheim- Ochtersum (Magazin Denkmalpflege)	Herkunft unbekannt	Madonna mit Jesuskind (b)	18. Jh. Krone: Hildesheim C. F. Hartmann (gest. 1747)	Konservierung nötig
				31 Figuren

Gesicherte, aber z. Zt. nicht auffindbare oder abgängige Figuren:

Politische Gemeinde	Kirchengemeinde	Objekt	Informationsquelle
Algermissen	St. Matthäus	Hl. Matthäus	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 74
Algermissen	St. Matthäus	Thronende Madonna	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 74
Diekholzen-Barienrode	St. Nikolaus	Madonna mit Jesuskind	Inv. 1856 Bistumsarchiv (Barienrode 10)
Giesen-Emmerke	St. Martin	Madonna mit Jesuskind	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 55
Giesen-Groß Förste	St. Vitus	Hl. Anna mit Marienkind	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 89
Giesen-Groß Förste	St. Vitus	Madonna mit Jesuskind	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 90
Harsum-Adlum	St. Georg	Madonna mit Jesuskind	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 5
Hildesheim-Achtum	St. Martin	Madonna mit Jesuskind	1968/69 vom jetzigen Pfarrer i. R. Tenge, Harsum, an Pfarrer Engfer (BGV Hildesheim)
Hildesheim-Himmelsthür	St. Martin	Madonna mit Jesuskind	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 122
Hildesheim-Himmelsthür	St. Martin	Heilige	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 122
Hildesheim-Ochtersum	St. Altfried (früher St. Godehard)	Madonna mit Jesuskind	1835 erwähnt, Bistumsarchiv, Ochtersum 1826–1917 (Inv. von 1835)
Holle-Wohldenberg	St. Hubertus	Madonna mit Jesuskind	2 Kronen, Zepter, Weltkugel und drei Votivkreuze erhalten
Nordstemmen-Klein Escherde	Frühere Fachwerkkapelle	Madonna mit Jesuskind	1938 erwähnt, KD Landkreis Hildesheim, S. 143
Poppenburg	St. Joseph	Anna mit Marienkind	KD Kreis Alfeld II, S. 192
Schellerten-Bettmar	St. Katharina	Madonna mit Jesuskind	bis etwa 1. Weltkrieg vorh. (Auskunft Pfarrei, 1993)
Schellerten-Dingelbe	St. Michael	Madonna mit Jesuskind	bis im Jahre 1965 vorhanden (Auskunft der Pfarrei, 1993)
Schellerten-Ottbergen	St. Nikolaus	Madonna mit Jesuskind	bis ca. 1950 vorhanden (Auskunft Pater Bulla, Ottbergen, 1993)

KD = Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover

Ein Pfarrer als dilettierender Künstler: Georg Friedrich (1784 bis 1830)

*Drei architektonische Entwürfe
für die Kirche St. Michael zu Göttingen
aus dem frühen 19. Jahrhundert*

Von Jens-Uwe Brinkmann

In den Jahren 1787–89 erhielt die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Göttingen bestehende katholische Gemeinde „ein anständigeres Gebäude auf der Kurzenstraße“¹ nach den Plänen des Klosterbaumeisters und Universitätsarchitekten Georg Heinrich Borheck (1751–1834), die heutige Kirche St. Michael.² Bei den Vorbereitungen zur Ausstellung anlässlich des 200jährigen Jubiläums der Kirche 1989 fanden sich im Archiv der Gemeinde drei Zeichnungen, die – nach einer knapp gehaltenen Vorstellung im Katalog – an dieser Stelle ein wenig ausführlicher gewürdigt werden sollen.³ Es handelt sich um unsignierte architektonische Entwürfe wohl aus der Zeit um 1815–25, die dem zu jener Zeit extrem schlichten Kirchenbau zu einer würdigeren Ausgestaltung zu verhelfen bestimmt waren.

Das erste Blatt zeigt im unteren Teil den Grundriß, darüber den Aufriß des in den Jahren 1822–26 ausgeführten Hochaltars der Kirche (Abb. 1).⁴

Über einer in der Mitte segmentbögig gegen das Kirchenschiff vorschwingenden doppelten Stufenanlage erhebt sich auf dreistufigem, etwa quadratischem und an den Ecken abgerundetem Podium die Mensa. Sie nimmt etwa die Hälfte der Grundfläche des Podiums ein. Über einem niedrigen glatten Sockel schwingt der an den Ecken mit Akanthusblättern besetzte Stipes nach oben hin aus und schließt gegen die Altarplatte mit einem Gesims aus flachem Architrav, glattem Fries und Konsolengebälk ab. Die Front trägt in der Mitte das Christusmonogramm in einem hochovalen Medailion, das mit Lorbeerfestons und flatternden Tänien geschmückt ist und durch einen runden Nagelkopf am Stipes befestigt zu sein scheint.

Das mächtige, in der Form eines hinten abgeflachten Kreissegments gestaltete Drehtabernakel bekrönt die Altarmensa. Es erhebt sich über einem durch flache

Profile oben und unten begrenzten Sockel. Der Aufbau öffnet sich in der Mitte in einem runden Bogen mit einfachem Rahmenprofil, den als Hinweis auf das allerheiligste Altarsakrament Ähren und Weinrebe bekrönen. Die seitlichen Flächen sind durch kräftige Kanneluren bereichert. Über dem zweistufigen flachen Gesims erhebt sich hinter einem aus unten angeschnittenen Ovalen und kleinen Kreisen mit eingestellten Blüten im Wechsel bestehenden Flechtbandornament die flache Kuppel. Sie wird durch das apokalyptische Lamm auf dem Buch mit den sieben Siegeln bekrönt.

Dreistufige Postamente rechts und links vom Tabernakel tragen sechs Altarleuchter. Deren sich nach oben verjüngender Fuß wird durch Voluten und Schuppenornament bestimmt. Darüber sind über doppeltem Profil Akanthusmanschetten angeordnet, aus denen sich der sich nach oben verjüngende Schaft mit dem ausladenden Kerzenteller entwickelt.

Die Mensa wird hinterfangen von einem einstufigen Sockel auf flachbogigem Grundriß, auf dem sich ein viersäuliger Baldachinaufbau erhebt. Die Säulen steigen über quadratischer Plinthe und Basis aus Wulst und flachem zweiteiligem Profil auf und verjüngen sich leicht nach oben. Die flache Kapitellzone trägt Akanthuslaub; der zweiteilige Abakus ist durch ein Blattornament verziert. Die Säulen tragen ausladende Gebälkstücke, deren Architrav durch ein Eierstabornament vom niedrigen Fries getrennt ist. Dieser trägt Tropfenleisten aus je vier Guttae. Die Gebälkzone ist bestimmt durch ausladende, eckig gebrochene Voluten, die über den Tropfenleisten des Frieses aufsteigen und an ihrer Front durch ein Akanthusblatt und eine vierblättrige Blüte ornamentiert sind. Je drei Konsolen

¹ Moses Rintel: Versuch einer skizzierten Beschreibung von Göttingen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit, Göttingen 1794, S. 169–170.

² Zur Geschichte der Gemeinde und des Kirchengebäudes vgl. Sabine Wehking: St. Michael Göttingen 1789–1989, Ausstellungskatalog Göttingen 1989. Sabine Wehking: „Ein jeder darf sich gleichen Rechts erfreuen . . .“ Die Geschichte der Katholischen Kirche in Göttingen 1746–1990, Göttingen 1992 = Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen, Band 7.

³ Frau Dr. Sabine Wehking sei an dieser Stelle herzlich dafür gedankt, daß sie mich auf die Zeichnungen aufmerksam gemacht und mir freundlicherweise den Zugang zum Pfarrarchiv St. Michael ermöglicht hat. In diesem Zusammenhang danke ich auch Herrn Pfarrer Heribert Graab S. J. für die wohlwollende Unterstützung bei der Arbeit.

⁴ Feder, teilweise gelb laviert, 53,7 x 19,5 cm, Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 1.

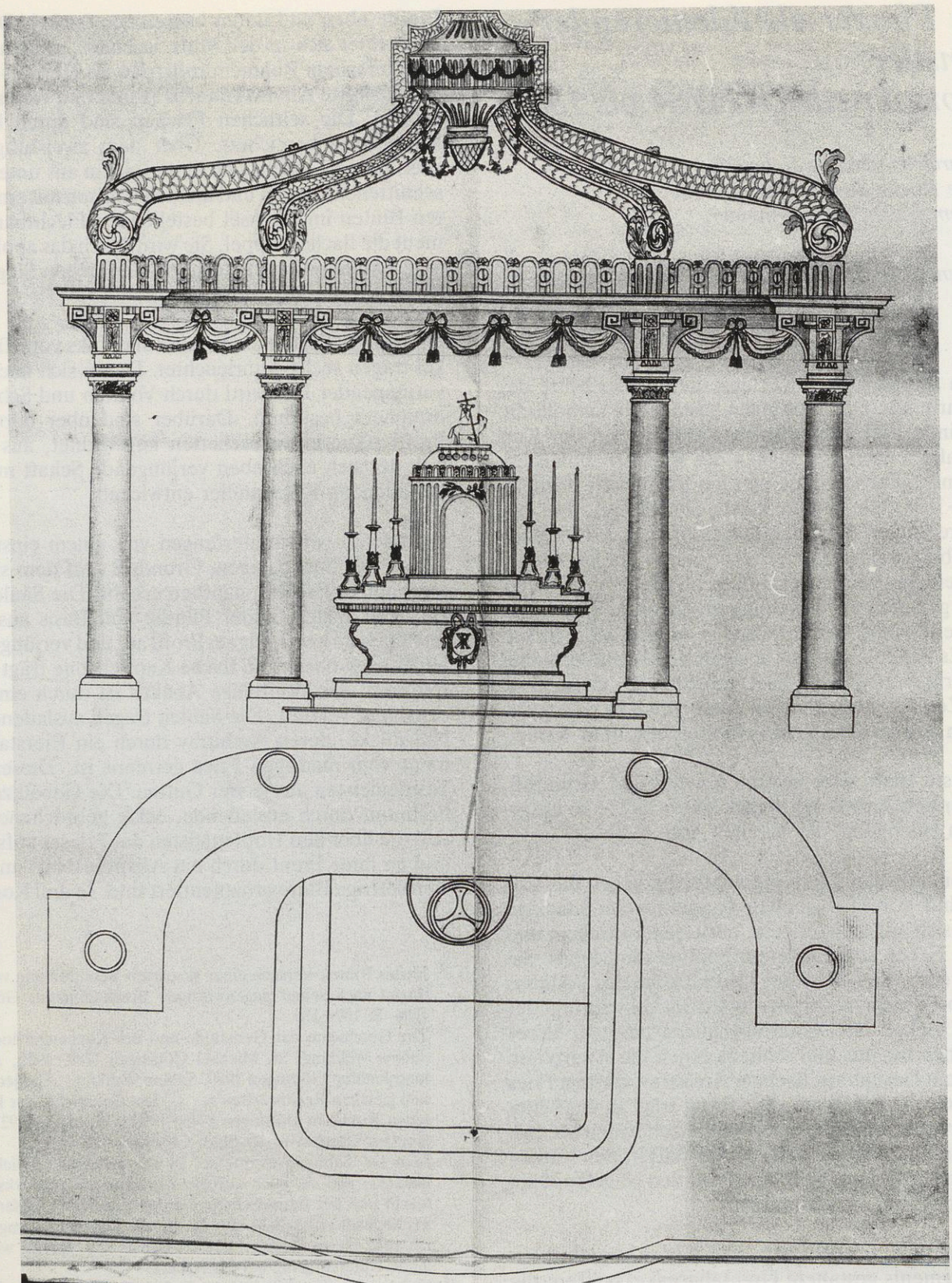


Abb. 1: Altarentwurf für St. Michael in Göttingen

sind zwischen den Voluten angeordnet und tragen mit ihnen zusammen das durchlaufende, fünffach gestufte Gesims, das den architektonischen Aufbau nach oben zu einer Einheit zusammenschließt. Zwischen den Säulen sind Tuchfestons mit troddelbesetzten Bändern angeordnet, die wiederum mit runden Nagelköpfen befestigt zu sein scheinen.

Das durchlaufende Gesims trägt ein Flechtbandornament, das dem des Tabernakels gleicht. Es wird oberhalb der Säulen von triglyphenartigen kannelierten Sockeln unterbrochen, die jeweils eine große, zur Mitte hin aufsteigende Volute tragen. Akanthusblätter und aus Fischblasen zusammengesetzte Kreisornamente betonen die untere Schnecke, die sich in einem schuppenbesetzten, flach ansteigenden Element fortsetzt. Über der Mitte vereinigen sich die Voluten zu einem geschuppten Rahmen mit einschwingenden Ecken, der eine schwere Urnenform umschließt. Aufsteigend aus einem hängenden Pinienzapfen und profiliertem Sockel, erhebt sich die Urne in einer kannelierten Kehle mit abschließender Platte. Frei hängende Blattketten flankieren diesen Abschnitt der Gefäßform. Die darüberliegende gerade Wandung des Gefäßkörpers trägt ebenfalls Kanneluren und ein Feston aus Lorbeerblättern, das über jeder vierten Kannelur an runden Nagelköpfen aufgehängt zu sein scheint. Eine glatte Kehle leitet über zum gekehrt ansteigenden, mit Kanneluren besetzten Gefäßhals. Die Urne ist gerade abgeschlossen.

Der in den Akten⁵ ausdrücklich als „römischer Hauptaltar“ bezeichnete Entwurf bezieht sich in seinem Aufbau mit freistehender Mensa und bekrönendem Baldachinaufbau letztlich auf das Vorbild des berühmten Tabernakelaltars in St. Peter in Rom von Gianlorenzo Bernini (1633), das entsprechend der Entstehungszeit der Zeichnung in klassizistische Formen umgesetzt ist. Dennoch sind in Aufbau und Detail barocke Nachklänge unübersehbar, so etwa die kurvige Anordnung des Baldachins und die ausschwingende Form des Stipes.

Die Ornamentik orientiert sich im einzelnen an der des frühen Klassizismus, der sogenannten „Zopfzeit“ (ca. 1770–1800). Bezeichnend dafür sind die Verwendung eckig gebrochener Voluten, der Flechtbänder aus Oval und Kreis sowie die anscheinend tektonische Auffassung der Festons, die stets an runden Nagelköpfen aufgehängt zu sein scheinen und damit den rationalistischen Vorstellungen der Zeit auch vom Ornament entsprechen. Typisch für die Zopfzeit ist auch die bekrönende Urne des Baldachins, die eine Gefäßform

lediglich vorgibt, in Wirklichkeit jedoch nichts anderes ist als ein stark plastisches Ornament. Die antikisierenden Elemente der Ornamentik – Akanthuslaub, Tropfenleisten, Triglyphen, Gebälkkonsolen – werden nicht kanonisch im Sinne der klassischen Antike, sondern rein dekorativ verwendet.⁶

Auf den ersten Blick vermittelt der Altarentwurf den Eindruck, als sei er während der Bauzeit der Kirche entstanden. Die durch sparsame Lavierung angedeutete Farbigkeit in Weiß und Gold entspricht den Vorstellungen der Zeit, aber auch dem hohen Klassizismus: „Es ist . . . , theils zur Conservation des Holzes, vorzüglich aber zur Zierde dieses Hauptgegenstandes, ein Anstrich nöthig. Am angenehmsten ist dazu die weiße Farbe; deren Einförmigkeit dadurch aufgehoben wird, wenn die kleinern Gesimglieder und die Kapitälern vergoldet werden.“⁷

„Als Hauptschmuck eines katholischen Gotteshauses wird wohl allgemein der Altar betrachtet. Die so ärmliche als geschmacklose Vorrichtung, welche bisher in der Kirche zu Göttingen als Altar diente, preßte dem Freunde der Gottes-Verehrung Seufzer aus“, heißt es in einem Schreiben der „unterthänigsten Diözesanen der Gemeinde Göttingen“ an den letzten Fürstbischof von Hildesheim, Franz Egon von Fürstenberg (1789 bis 1825), den zuständigen Diözesanbischof, vom 20. Mai 1824,⁸ in dem die Schilderung der schlechten finanziellen Lage der Gemeinde mit der Bitte um Unterstützung bei der Fassung des Altars verknüpft wird. Nach zwei erfolgreichen Kollekten⁹ hatten Kirchenvorstand und Pfarrer beschlossen, einen neuen Hochaltar nach der vorliegenden Zeichnung dem Bildhauer Franz Henze aus Immingerode bei Duderstadt und

⁵ Vertrag zwischen der Gemeinde St. Michael und dem Bildhauer Franz Henze aus Immingerode vom 6. 8. 1822, Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 3.

⁶ Zum Ornament der Zopfzeit vgl. Jens-Uwe Brinkmann: Südwestdeutsche Kirchenbauten der Zopfzeit. Zur Begriffsgeschichte des „Zopfes“ und zur Stilgeschichte des späten 18. Jahrhunderts. Phil. Diss. Köln 1972, S. 219–220.

⁷ Georg Heinrich Borheck: Anweisung über zweckmäßige Anlegung der Landkirchen, Göttingen 1808, S. 47.

⁸ Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 8; zu Franz Egon von Fürstenberg siehe: Adolf Bertram: Die Bischöfe von Hildesheim, Hildesheim 1896, S. 251 ff.

⁹ Der Ertrag der beiden Kollekten betrug 273 Reichstaler 22 Gute Groschen (vgl. Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 8). Zusätzliche Spenden aus der Gemeinde und einige weitere Kollekten während der Bauzeit des Altars erhöhten die verfügbare Summe auf 787 Reichstaler 12 Gute Groschen (vgl. Uebersicht der Einnahme zum Baue des Altars, Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 7).

seinem ihm assistierenden Vetter Johannes Henze in Auftrag zu geben. Am 6. August 1822 wurde der Vertrag abgeschlossen. Darin war festgelegt, daß der Aufbau „nach einem vom Pfarrer Friedrich mit seinem Namen gezeichneten Risse“ bis zum Herbst 1823 vollendet sein müsse und daß vom Frühjahr 1824 an die „Staffirung im Golde, wie solche im Risse angegeben, und völlige Ausstaffirung des Altars“ durchgeführt werden solle.¹⁰

Aus den Unterlagen im Pfarrarchiv St. Michael ist zu ersehen, daß unmittelbar nach Vertragsabschluß mit den Arbeiten begonnen wurde, und am 20. Mai 1824 heißt es in dem oben erwähnten Brief an den Bischof: „Jetzt steht der Altar in Holzwerk schön vollendet zur Freude aller guten Katholicken in Göttingen“. Ausgaben für „geschlagenes Gold, von Frankfurt her zu schaffen“ (Blattgold) im Mai, Juli und September des Jahres 1824 lassen erkennen, daß die Bitte der Gemeinde um Unterstützung beim Bischof offenbar ein positives Echo gefunden und daß man mit der Vergoldung der Ornamente begonnen hatte. Am 18. Oktober 1825 wurden 56 Reichstaler an den Maler Hermann Heinrich¹¹ Brüggemann aus der Langen Geismarstraße ausgezahlt „für Marmoriren der Säulen und Altars“, denen am 30. Dezember desselben Jahres weitere 12 Reichstaler, „6 Leuchter zu staffiren“ (vergolden), folgten.¹² Damit waren die Arbeiten abgeschlossen. Die Gesamtkosten beliefen sich schließlich auf 814 Reichstaler 12 Gute Groschen.¹³

Daß der – entgegen dem Wortlaut des Vertrages von 1822 nicht signierte – Entwurf von dem 1815–1830 amtierenden Gemeindepfarrer Georg Friedrich¹⁴ stammt und nicht von einem professionellen Architekten, wird an kleineren Unstimmigkeiten in der perspektivischen Darstellung vor allem im Bereich der Baldachinvoluten deutlich. Aus dieser Urhebererschaft mag sich auch die Verwendung der um 1820/22 durchaus nicht mehr zeitgemäßen Formen der Zopfzeit erklären lassen, doch bleibt immerhin zu erwägen, ob nicht Friedrich bewußt auf diese zurückgriff, um mit seinem Altarentwurf den formalen Vorstellungen der Erbauungszeit der Kirche zu entsprechen.

Der nach diesem Entwurf errichtete Hochaltar wurde möglicherweise im Zuge des Choranbaues der Kirche im Jahre 1873 beseitigt.

Das zweite Blatt¹⁵ zeigt einen weiteren Entwurf für einen Altar (Abb. 2). Der Aufbau des Stipes erhebt sich über rechteckigem Grundriß mit abgeschrägten vorderen Ecken. Eine hohe Platte mit darüberliegen-

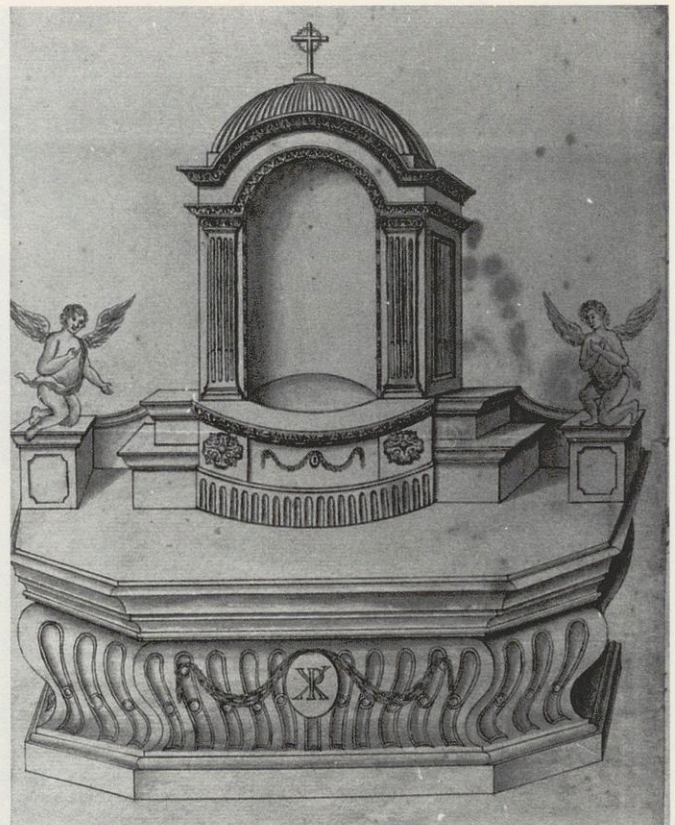


Abb. 2: Alternativentwurf für den Hochaltar in St. Michael in Göttingen

dem Wulst bildet den Sockel für die in starker Kehlung und schwerer Auswölbung aufsteigende Wandung. Die Flächen sind durch breite Kanneluren belegt, deren Rahmung als schmales Band ausgebildet ist. Auf halber Höhe verschlingen sich die Bänder kreisförmig und bilden dadurch wiederum das zopfige Flechtbandornament. In der Mitte wird die Kannelierung durch einen Ovalschild mit dem Christusmonogramm überschnitten. Ein Lorbeerfeston, das seitlich auf runden Nagelköpfen aufzuliegen scheint, bildet neben den Kanneluren das beherrschende Ornament der Stipes-

¹⁰ Siehe Anm. 5.

¹¹ Nach der Revierliste 1829 im Stadtarchiv Göttingen (AA Revierlisten): Johann.

¹² Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 6.

¹³ Uebersicht der Ausgaben für den Altar: Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 6.

¹⁴ Wehking, St. Michael 1989, S. 62. Nach Unterlagen im BAH: (Priesterkartei) war er 14 Jahre und 3 Monate Pfarrer in Göttingen.

¹⁵ Feder, grau laviert, 32,2 x 21 cm; Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 2.

front. Die Altarplatte zeigt eine schwere Profilierung, die aus Platten, Kehlungen und Wulstformen im Wechsel aufgebaut ist.

Auf der Mensa erhebt sich über einem vorschwingenden Stufensockel das Tabernakel. Die Front des Sockels baut sich dreiteilig auf: Über einer kannelierten unteren Zone ist eine verschließbare Schublade in der Mitte angeordnet. Der Beschlag des Schlüsselochs bildet ein einfaches Oval, das – wie der Monogrammschild am Stipes – durch einen Lorbeerfeston auf Nagelköpfen bereichert ist. Die seitlichen Felder neben der Schublade tragen große Rosetten. Ein Gesims aus Eier- und Perlstab und Blattfries schließt den Sockel nach oben ab.

Der Tabernakelaufbau ist beherrscht durch die mittlere Rundbogenöffnung, die durch ein schmales Ornament mit Eier- und Perlstabformen gerahmt wird. Ionische Pilaster mit pfeifengefüllten Kanneluren sind zu den Seiten angeordnet und tragen das Gebälk, das in der Mitte um den Rundbogen aufschwingt. Architrav und Gesims bilden blattbesetzte Kehlen, der Fries ist glatt. Über dem Gesims setzt auf schlichter Sockelplatte die breite kuppelige Bekrönung an, deren Oberfläche durch Kanneluren geschmückt wird. Ihren oberen Abschluß bildet eine runde Platte, die ein schlichtes Kreuz mit einer Dornenkrone trägt. Die Seiten des Tabernakels sind durch vertiefte Felder mit Kanneluren zurückhaltend gegliedert.

Doppelte Stufenaufbauten mit Karniesgesims als Abschluß flankieren das Tabernakel. Sie sind zur Aufstellung der Altarleuchter bestimmt. Das Abschlußprofil der oberen Stufe schwingt an der Rückseite des Aufbaues abwärts und leitet über zu je einem Sockel, dessen Front durch ein flach eingetieftes Feld mit einschwingenden Ecken bereichert ist. Anbetende Engel auf den Sockeln wenden sich dem Tabernakel in der Mitte zu.

Aufbau, antikisierende Ornamentformen und deren von der strengen Ordnung abweichende Verwendung verweisen wiederum auf die Zeit des frühen Klassizismus. Gewisse Unbehilflichkeiten in der perspektivischen Darstellung und bei den figürlichen Elementen machen es wahrscheinlich, daß die vorliegende Zeichnung einen Alternativentwurf für den Altar von der Hand des Pfarrers Georg Friedrich darstellt.

Handelte es sich bei den im vorangehenden vorgestellten Zeichnungen um zwei Alternativentwürfe für den Hochaltar der Kirche, so betrifft das dritte Blatt den

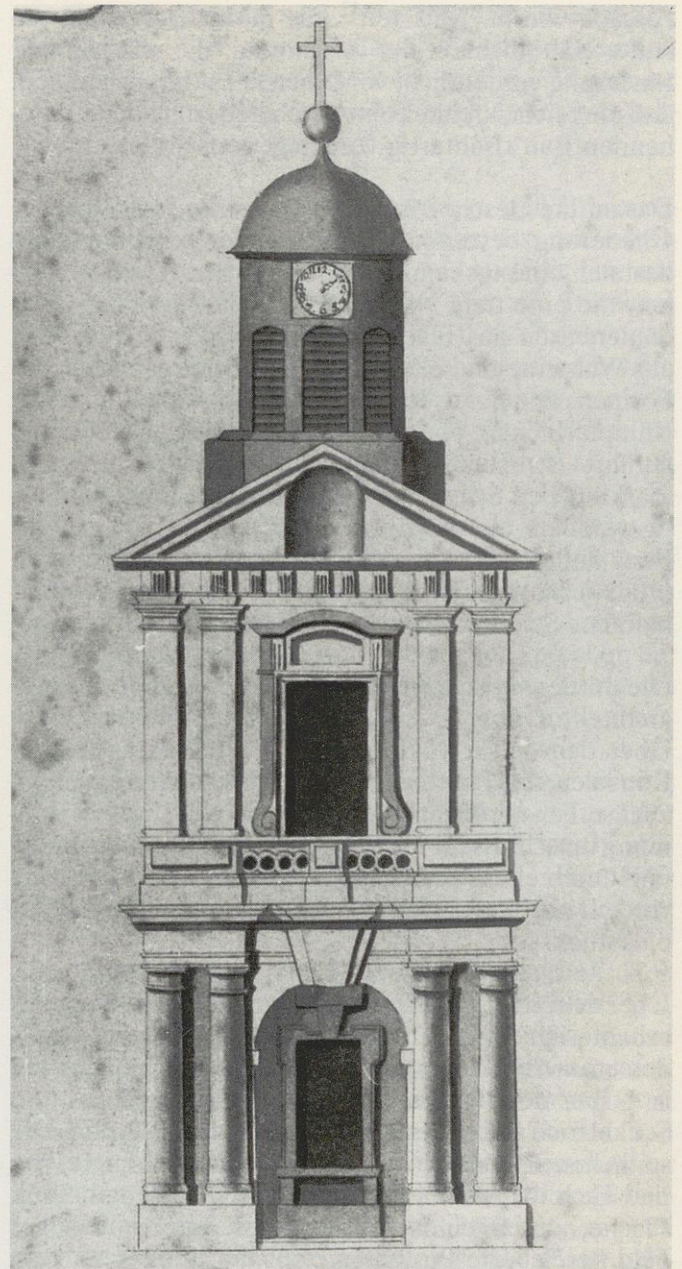


Abb. 3: Fassadenentwurf für St. Michael in Göttingen

Außenbau. Es zeigt den Aufriß einer Fassadenachse mit einem bekrönenden Glockenturm¹⁶ (Abb. 3).

Die Zweigeschossigkeit des Aufbaues entspricht der der damals bestehenden, allerdings extrem schlichten

¹⁶ Feder, Turmaufsatz grau, Knauf, Kreuz und Rahmen des Zifferblattes gelb und Schallöffnungen grün laviert, 32,2 x 19,5 cm; Pfarrarchiv St. Michael III.A.1, fol. 3.

Fassade von St. Michael.¹⁷ Die in der Tiefe stark gestufte Räumlichkeit der Zeichnung, die durch graue Lavierung verdeutlicht wird, macht es wahrscheinlich, daß die reiche architektonische Gliederung dem bestehenden Bau risalitartig vorgelegt gedacht ist.

Das untere Geschoß ist durch die starke Plastizität der Gliederung bestimmt. Es zeigt über schlichten Piedestalen eine toskanische Ordnung mit (Halb-?) Säulen, die eine tiefe Nische in der Mitte umfängt. Die Säulenbasen aus Platte und Wulst und die Kapitelle aus Wulstring und einfachem Abakus zeigen schlichte Formen. Die glatte Rahmung der Nische hat einfache Kämpferblöcke, über denen die Archivolte korbbogig geführt ist. Ein gestufter keilförmiger Schlußstein markiert den Scheitel des flachen Bogens. Das mächtige Gebälk aus Architrav mit drei Fascien, glattem Fries und dreistufigem Gesims ist über den seitlichen (Halb-) Säulenstellungen vorgekröpft, ebenso oberhalb des Schlußsteins der Archivolte.

Die mittlere Nische umfängt eine aufwendige Fensterarchitektur über zwei flachen Stufen in ihrer Tiefe. Über dem leicht vorspringenden Sockel tragen zwei Konsolen die Platte der Fenstersohlbank. Die rechteckige Fensteröffnung wird von einer flachen Rahmung umschlossen, die oben seitlich in Ohren ausläuft und durch einen keilförmigen Schlußstein akzentuiert wird. Dieser trägt ein schlichtes querrechteckiges Gebälkstück.

Über dem relativ niedrig erscheinenden Untergeschoß erhebt sich das gestreckter wirkende Obergeschoß, dessen architektonische Gliederung flacher gehalten ist. Über dem Gesims vermittelt eine fein abgestufte Sockelzone zur bestimmenden Pilastergliederung. Die seitlichen Elemente des Sockels springen leicht vor, und auch die Mitte ist durch einen Vorsprung betont. Fläche, durch ein vorspringendes querrechteckiges Feld bereicherte Postamente für die Pilaster und ein quadratisches, ebenfalls durch ein vorspringendes Quadratfeld bestimmtes Mittelelement gliedern die Zone oberhalb des Sockels. Zwischen die seitlichen Postamente und das Mittelfeld ist eine Zone gespannt, die durch ein Flechtbandornament aus Kreisen durchbrochen wird. Ein flaches Plattengesims leitet über zur Hauptzone des Geschosses.

Die seitlichen Flächen sind durch doppelte Pilaster in toskanischer Ordnung über einfacher Wulst-Basis besetzt. Die Kapitellzone besteht aus schmalem Kämpferprofil, glattem Fries und dreistufigem Gebälkstück. Darüber liegt das abschließende schwere Hauptge-

sims, das in einen glatten, oberhalb der Pilaster leicht vorgekröpften Architrav, Fries und ein einfaches Gebälk unterteilt ist. Der Fries ist mit Triglyphen besetzt, deren eine jeweils über den Pilastern angeordnet ist. Die fünf mittleren stehen auf der Zeichnung nicht in regelmäßigem Abstand zueinander.

Die mittlere Zone des Obergeschosses nimmt ein großes Rechteckfenster ein, das durch die aufwendige Rahmung besonders hervorgehoben ist. Der bandartige Rahmen entwickelt sich aus Voluten in der Fußzone und wird an der Innenseite durch erhabene Leisten verstärkt, die eine horizontale schmale Leiste oberhalb der Fensteröffnung tragen. Dieses schmale Horizontalelement überschneidet auch die Rahmenbänder und teilt im oberen Bereich je ein Feld ab. Die Felder unterfangen zusammen mit zwei triglyphenartigen Formen das Abschlußgesims des Fensters, das in der Mitte flachbogig aufschwingt. Das Feld oberhalb der Öffnung umschließt eine Blende mit flachbogigem Abschluß.

Das Hauptgesims trägt einen flachen Dreiecksgiebel mit zweistufig gegliedertem Geison. Das Tympanon wird durch eine rundbogig geschlossene Nische über kreissegmentförmigem Grundriß beherrscht. Sie schneidet mit ihrem oberen Abschluß in die innere Stufe des Geisons ein.

Hinter dem Giebel erhebt sich der oktagonale Turmunterbau, der über horizontalem Abschluß und niedriger Schräge den runden Turm trägt. Flachbogige Schallöffnungen mit Jalousiebrettern nehmen die zwei unteren Drittel seiner Höhe ein. Über der Schallöffnung in der Achse ist das Zifferblatt der Uhr in einem quadratischen Feld angeordnet. Die nach unten leicht ausschwingende Kuppel über flachem Gesims trägt als Abschluß einen schweren Knauf mit bekrönendem Kreuz.

Die Verwendung von Architekturelementen, die dem Barock zu entstammen scheinen, spricht für die Tatsache, daß der entwerfende Zeichner in den zeitlichen Kontext des ausgehenden 18. Jahrhunderts einzuordnen ist. Dorisierende Formen und das Flechtbandor-

¹⁷ Die heutige Form ist das Ergebnis des neubarocken Umbaus durch Johann Eduard Freise im Jahre 1893, vgl. Wehking, St. Michael 1989, S. 41; Wehking, Geschichte 1992, S. 85–89 und Sabine Wehking: Die katholische Kirche in Göttingen 1889–1989, in: Hans-Georg Schmeling (Hg.): 100 Jahre Göttingen und sein Museum. Texte und Materialien zur Ausstellung, Göttingen 1989, S. 197–212, hier speziell S. 198.

nament im Obergeschoß lassen an frühklassizistische Vorbilder denken. Dafür sprechen auch die eher dem späten Barock verpflichtete Häufung plastischer Fassadengliederungen und der klare Aufbau in zwei Geschossen ohne Verwendung etwa einer den gesamten Aufbau vereinheitlichenden Kolossalordnung. Merkwürdig ist die Tatsache, daß in der Nische des Untergeschosses statt der am bestehenden Kirchenbau vorhandenen Tür ein Fenster erscheint: Das Ganze macht den Eindruck, als habe der Zeichner eine Achse aus einer Palastfront des späten 18. Jahrhunderts isoliert und um den Turmaufbau bereichert, um sie einer anderen Funktion, nämlich der des beherrschenden Akzents einer Kirchenfassade, zuzuführen.

Dies erwägend und die Ungenauigkeiten in der Aufteilung der Triglyphen im Mittelfeld des Hauptgesimses berücksichtigend, möchte man annehmen, daß der Urheber der Zeichnung kein professioneller Architekt gewesen ist. Gewisse Ungenauigkeiten bei im ganzen nicht unbegabter Zeichnung lassen sich auch bei den im vorgehenden beschriebenen Altarentwürfen des Pfarrers Georg Friedrich erkennen, ebenso eine Orientierung an den Formen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. So ist es nicht unwahrscheinlich, in Georg Friedrich auch den Zeichner dieses Blattes zu sehen.

Die Zeichnung läßt sich hypothetisch mit baulichen Maßnahmen am Kirchengebäude um 1815 verbinden. Auf ein Gesuch an die Regierung in Hannover vom 27. Februar 1815 hin war der Gemeinde ein Geläut für ihre Kirche gestattet worden. Die Universität schenkte eine Glocke der ehemaligen Universitäts-(Pauliner-)Kirche, eine zweite wurde von seiten des Bistums Hildesheim aus dem Besitz des aufgehobenen Zisterzienserklosters Marienrode gestiftet. Daraufhin erbat sich die Gemeinde von der hannoverschen Regierung die Erlaubnis, eine Kollekte durchzuführen, um Mittel für einen Turmbau zu sammeln. In der Folge errichtete der Göttinger Baumeister Andreas Christoph Freise einen oktogonalen Glockenturm über quadratischer Basis, den er in das bestehende Dachwerk der Kirche einfügte. Das hölzerne Oktogon mit pilasterbesetzten Ecken und „welscher Haube“ rief allerdings binnen kurzer Zeit am älteren Bau der Kirche Schäden hervor. Im Jahre 1816 faßte der Architekt der Kirche, Georg Heinrich Borheck, ein Gutach-

ten ab, in dem er davor warnte, im Turm eine Uhr zu installieren. Der Turm belaste die ihn tragenden Wände des Baues bereits so stark, daß der Wandputz gelitten habe; außerdem dringe durch den Turm Feuchtigkeit in das Gebäude ein.¹⁸

Es ließe sich also durchaus vermuten, daß Pläne bestanden, den gesamten Turmbau auszubessern, möglicherweise in diesem Zusammenhang auch die Fassade zur Kurzen Straße zu verändern. War die Initiative zum Turmbau noch vom 1789 bis 1815 amtierenden Pfarrer Augustin Brinkmann¹⁹ ausgegangen, so könnte man aufgrund der beiden übrigen Architekturentwürfe von der Hand seines Nachfolgers Georg Friedrich annehmen, daß dieser nach seinem Amtsantritt als – im besten Sinne – dilettierender Entwerfer seine Vorstellungen über eine würdige Fassade seiner Kirche in diesem Blatt zu Papier gebracht hat. Borheck kommt als Autor nicht mehr in Betracht, da er zu dieser Zeit wegen eines Augenleidens seine Arbeit als Architekt lange hatte aufgeben müssen.²⁰ Daneben sprechen die erwähnten zeichnerischen Mängel gegen Borhecks Urheberschaft.

Bedingt durch die Armut der Gemeinde, war an eine Ausführung des Planes keinesfalls zu denken, und der hölzerne Glockenturm wurde erst im Zuge des neubarocken Umbaus der Kirchenfassade im Jahre 1893 durch den heute bestehenden massiven Turm ersetzt.

Die drei Zeichnungen im Pfarrarchiv der katholischen Kirche St. Michael zu Göttingen sollten nicht als Beispiele der zur Zeit ihrer Entstehung aktuellen Kunst vorgestellt werden, sondern sie sind Zeugnisse dafür, wie in einer mit irdischen Gütern nicht gesegneten Diaspora-Gemeinde versucht wurde, den Kirchenbau auszugestalten und ihm ein würdigeres Aussehen zu verleihen. Ihr Urheber, der in den Künsten dilettierende Pfarrer Georg Friedrich, hat immerhin im Fall des Altarbaues die Verwirklichung seiner Pläne erleben können.

¹⁸ Wehking, St. Michael 1989, S. 30–31.

¹⁹ Wehking, St. Michael 1989, S. 62.

²⁰ Unterthänigstes Gesuch des Ober-Baucommissarius Borheck . . . betreffend seine Dienstentlassung und gnädige Beilegung eines Gnadengehalts vom 14. Januar 1805, Göttingen; Universitätsarchiv 13 d/4.

Das Gymnasium Josephinum und seine Domkapitulare

Anmerkungen zur Geschichte des
Hildesheimer Domkapitels im 19. Jahrhundert

Von Julius Seiters

Sowohl für das Domkapitel in Hildesheim als auch für die alte Domschule, das Gymnasium Josephinum, waren die Jahrzehnte um 1800, die wir allgemein die Zeit der Französischen Revolution und Napoleons nennen, Zeiten der Veränderung und des Neuanfangs. Das Ende des Heiligen Römischen Reiches im Jahre 1803, die Eingriffe Napoleons in das Gefüge der Territorien auch Norddeutschlands, z. B. durch die Errichtung des Königreiches Westphalen mit Sitz in Kassel, die endgültige Eingliederung des Fürstbistums Hildesheim ins Königreich Hannover 1813 brachten ein anderes Domkapitel und eine andere Schule hervor.¹

Aus dem Jesuitengymnasium (bis 1773), später dem „fürstbischöflichen Kollegium und Gymnasium“, das mit ehemaligen Jesuitenpatres als Lehrern weiterarbeitete,² wurde in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts das Bischöfliche Gymnasium Josephinum, das die Reformen der Hannoverschen Regierung wie neue Lehrinhalte, Klassenstruktur und Abiturprüfung mitmachte³ und in dem Geistliche aus dem Bistum Hildesheim den Ton angaben.

Aus dem mit Adeligen besetzten, aus bis zu 52 Domherren bestehenden Domkapitel, bei dem die Mitglieder oftmals keine Priester waren – die Subdiakonatsweihe genügte – und mehrere Pfründe, oftmals im Westen und Süden Deutschlands, besaßen, wurde durch die Bulle „Impensa Romanorum Pontificum“ – mit den Bestimmungen für die Neuerrichtung des Bistums Hildesheim am 2. Juni 1824 in Hannover veröffentlicht – ein „bürgerliches“ Kapitel. Es bestand nur noch aus elf Geistlichen und rekrutierte sich im



Friedrich Klemens von Ledebur (1770–1841)
– Exekutor der Bulle von 1824 –

19. Jahrhundert weitgehend aus dem Klerus des Bistums.⁴

Beide Institutionen, Domkapitel und Gymnasium, standen sich im ganzen 19. Jahrhundert sehr nahe; die meisten Führungskräfte des Bistums hatten das Josephinum als Schüler besucht, viele waren dort Lehrer gewesen, manche blieben es auch als Domkapitulare. Dadurch entstanden Beziehungen, Verbindungen, Verknüpfungen, denen nachzuspüren ein Anliegen dieses Aufsatzes ist.

¹ Aschoff (Hannover), S. 1–21.

² Seeland (Josephinum Bd. I), S. 26ff.; Seiters, Julius: 200 Jahre bischöfliches Gymnasium, in: Gymnasium Josephinum, Schulbericht 1973/74, S. 51–53.

³ Zur Umstrukturierung und zum 1. Abitur vgl. Seiters, in: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 60, 1992, S. 126ff.

⁴ Henkel, S. 58ff.; Aschoff (Hannover), S. 111, S. 122ff.



Hochchor des Hildesheimer Domes um 1870 – Ort der kirchlichen Einführung der Kapitulare –

Das bürgerliche Domkapitel nach der Neuordnung des Bistums

Die Bulle *Impensa Romanorum Pontificum sollicitudo* von 1824⁵ ordnete die staatskirchlichen Verhältnisse im Königreich Hannover neu. Das Königreich wurde in die zwei Diözesen Hildesheim und Osnabrück geteilt, wobei die Weser die Grenze bildete. Während Osnabrück noch Jahrzehnte auf Bischof und Domkapitel warten mußte,⁶ dauerte die Ausführung der Bulle für Hildesheim vier Jahre. Das Domkapitel z. B., auf das wir uns in diesem Aufsatz beschränken, wurde nach zähen Verhandlungen mit der Staatsregierung in Hannover durch Bischof von Ledebur,⁷ den Exekutor

der Bulle, durch Urkunde vom 1. 7. 1828 ernannt und in sein Amt eingeführt.

Das Domkapitel bestand danach aus dem Dechanten, sechs Kapitularen und vier Vikaren. Ihre Dotation⁸ erfolgte in Gütern, Zehnten oder Grundzinsen; mit Ausnahme der zwei jüngsten Domvikare erhielten alle Mitglieder des Kapitels Dienstwohnungen, Kurien, zugeteilt, die aber im Besitz des Landes blieben. Neben der Verwaltung und kirchlichen „Betreuung“ des Domes hatte das Kapitel den Bischof zu wählen, während einer Vakanz die Diözese zu leiten und dem Bischof als beratendes Gremium zur Seite zu stehen.

Bei der Wahl des Bischofs war das Kapitel allerdings

⁵ Lateinische Fassung der Bulle bei Münch, S. 297–308; Henkel, S. 61/63; Seeland (Abriß), S. 77.

⁶ Aschoff (Hannover), S. 110ff., S. 263ff.; erst 1858 selbständiges Bistum in Osnabrück.

⁷ 1770–1841; 1791 Domkapitular, 1825 Generalvikar in Hildes-

heim, 1826 Bischof von Paderborn.

⁸ Vgl. Schneider, S. 222f. Die beiden dienstältesten Kapitulare erhielten je 1400 Rtl., die mittleren je 1000, die jüngsten je 800 Rtl., die Domvikare je 400. Dem Domdechanten wurden 1500 Rtl. zugebilligt.



Von der Domdechanei zum Bischofshaus – Wohnbereich der Domkapitulare im 19. Jahrhundert –

nicht frei; es hatte innerhalb eines Monats nach Eintritt der Vakanz der Regierung eine Liste von Kandidaten einzureichen, von der diese ihr mißliebige Personen streichen konnte. Erst dann konnte mit Mehrheit ein Bischof gewählt werden.

Bei der Ernennung von Mitgliedern des Domkapitels gab es diese Liste für die Regierung auch; sie wurde abwechselnd mit je vier Kandidaten von Bischof und Kapitel aufgestellt. Erst nach Genehmigung konnte ernannt oder gewählt werden.

Die zu Wählenden sollten deutsch von Geburt, mindestens 30 Jahre alt sein, die höheren Weihen besitzen, also Priester sein, gute theologische Kenntnisse nachweisen können und in der Regel in der Seelsorge tätig

gewesen sein. Herausragende Kenntnisse in Verwaltung oder Lehre konnten berücksichtigt werden.

Die Einführung der Kapitulare in das Kapitel⁹ erfolgte in Gegenwart des landesherrlichen Kommissars, der die Vereidigung vornahm und den Treueid auf den König abnahm. Die kirchliche Einführung erfolgte dann auf dem Hochchore des Domes.

Bei der Ernennung der ersten Domkapitulare griff der Exekutor von Ledebur weitgehend auf erfahrene Seelsorger zurück:¹⁰ den hochbetagten Pfarrer Spiekermann von Hl. Kreuz, der dort 51 Jahre Pfarrer gewesen war, den Dompastor Hantelmann, den zweiten Dompastor Fritz, der allerdings auch Leiter der Normalschule war, die Pfarrer Merz von St. Clemens,

⁹ Aschoff (Hannover), S. 39.

¹⁰ NHStA. Hann 92 XXXIII, I, 14.11 Bl. 20f.; Aschoff (Hannover), S. 125ff., Wertung der Domkapitulare: S. 127.

Hannover, und Brandt von Itzum und schließlich den Pfarrer von Duderstadt, Schneider, der 1829 für den vor der Einführung verstorbenen Provikar Held nachrückte. Die Stelle des Domdechanten bekam der frühere Dechant des Stiftes St. Mauritius Joseph Osthaus, den das Kapitel 1829 zum ersten Bischof der Diözese nach der Säkularisation wählte. Im Schnitt war das neue Kapitel 58 Jahre alt.¹¹

Während bei der Auswahl der Kapitulare die seelsorgliche Praxis eine große Rolle spielte, kamen Tätigkeiten in Verwaltung und Lehre sowie die bei späteren Wahlen so deutliche Nähe zum Josephinum bei der Findung der vier Domvikare zum Tragen. Die ersten beiden Stellen – mit Kurien verbunden – erhielten der Pastor von Hohenhameln, Friedrich Meyer, 72 Jahre alt, der von 1775–1784 Lehrer am Josephinum gewesen war, und der 61 Jahre alte Domprediger Patrizius Büchels, noch Professor am Josephinum. Die beiden anderen Stellen gingen an junge Geistliche, den 35jährigen Professor Renke und den erst 25 Jahre alten bischöflichen Kaplan Franz Ludwig Wehmuth, der Geistlicher Rat im Generalvikariat unter fünf Bischöfen bleiben sollte.¹²

Das Domkapitel und das Lehrerkollegium des Josephinums

Das Domkapitel des 19. Jahrhunderts, wie es 1828 eingesetzt wurde und bis zur zwangsweisen Unterbre-

chung durch den Kulturkampf in den 70er und 80er Jahren sich zusammensetzte, war ein Gremium von bürgerlichen Geistlichen, das sich von dem der vorhergehenden Jahrhunderte grundlegend unterschied: Die Kapitulare waren alle Priester, kannten die Probleme der Gemeinden, da sie fast alle aus dem Bistum kamen und in ihm seelsorglich gearbeitet hatten; sie bildeten ein kleineres Gremium, das effektiver als seine Vorgänger wirken konnte.

Im Durchschnitt waren die Domkapitulare dieser Zeit Mitte der Fünfzig oder Anfang Sechzig, wenn sie berufen wurden; sie brachten also viel Erfahrung mit. Nur wenige – unter ihnen die späteren Bischöfe Wedekin und Jacobi sowie Direktor Renke vom Josephinum – wurden mit 40 bzw. 41 Jahren ernannt. Aus dem üblichen Rahmen fielen die Berufungen von Johann Baptist Alzog,¹³ dem Professor aus Posen, der bewußt für das Priesterseminar ausgesucht wurde und erst 36 Jahre alt war, und von Georg Kopp, dem späteren Kardinal, der 1871 als 34jähriger ins Kapitel kam. Sehr ungewöhnlich war auch die Ernennung von Pfarrer Spiekermann 1828 mit 78 Jahren, der ein Jahr später noch Domdechant wurde. Im Schnitt lag das Durchschnittsalter des Hildesheimer Domkapitels aber stets bei knapp 60 Jahren.

Fast alle Domkapitulare des 19. Jahrhunderts waren Schüler des bischöflichen Gymnasiums Josephinum; das ist nicht ungewöhnlich zu nennen, da es im Eichsfeld, dem einzigen zusammenhängenden katholischen

¹¹ *Lebensdaten der Domkapitulare* (vorn jeweils die Zeit im Kapitel):

– 1828–29: *Osthaus*, Godehard Joseph; *28. 2. 1768 Hildesheim; 1786 Dechant Moritzberg; 1787 Priesterweihe; nach Säkularisation des Moritzstiftes verschiedene Ämter; 1828 Domdechant; 26. 3. 1829 Bischof. †30. 12. 1835.

– 1828–34: *Spiekermann*, Franz; *27. 3. 1750 Hildesheim; 1773 Priesterweihe; 1777 Pastor Hl. Kreuz Hildesheim; 1828 Domkapitular, 12. 11. 1829 Domdechant; †20. 4. 1834 Hildesheim.
– 1828–62: *Merz*, Franz Joseph; *28. 11. 1781 Willebadessen; Novize im Michaeliskloster Hildesheim; 1806 Priesterweihe; 1807 Pastor zu Steinbrück; 1812 Pastor St. Clemens, Hannover. 1828 Domkapitular; 3. 12. 1835 Domdechant; †31. 10. 1862 Hildesheim. (War auch Deputierter der 2. Kammer in Hannover.)

– 1828–44: *Hantelmann*, Joseph; *18. 4. 1761 Hildesheim; Besuch des Josephinums u. der Theol. Lehranstalt; Lehrer am Josephinum von 1785–95, dann Hofmeister bei von Weichs zu Bilderlahe, 1805 Dompastor, 1828 Domkapitular; †29. 2. 1844 Hildesheim.

– 1828–36: *Fritz*, Franz Ferdinand; *31. 3. 1772 Hildesheim; Besuch des Josephinums, dann 1789 Kloster St. Godehardi, Hildesheim; 1803 2. Pastor an der Godehardi-Kirche, 1812 2. Dompastor, Leiter der Normalschule; 1828 Domkapitular, 1834 Generalvikar, 1836 Bischof, †6. 9. 1840.

– 1828–50: *Brandt*, Bernhard; *23. 3. 1781 Hildesheim; 1802 Seminar; 1808 Pfarrer in Itzum, 1828 Domkapitular; †3. Mai 1851 Hildesheim.

– 1829–35: *Schneider*, Lorenz; *1779 in Büttstedt (südl. Ober Eichsfeld); 1812–17 Pfarrer in Nordhausen; 1817–29 Pfarrer in Duderstadt; 1829 Domkapitular und Generalvikar; 1834 Domdechant; †15. Okt. 1835 Hildesheim.

Die Daten stammen aus dem Kirchenbucharchiv der Diözese Hildesheim und den Personalakten des BAHi.

¹² *Lebensdaten der Vikare:*

– 1. 7. 1828–34: *Meyer*, Friedrich; *1754 Hildesheim, Besuch des Josephinums; dort 1775–84 Lehrer; 1784–1828 Pastor in Hohenhameln; 1828 1. Vikar am Dom; †1834 Hildesheim.

– 1. 7. 1828–44: *Wehmuth*, Franz-Ludwig; *26. 6. 1804 Duderstadt, Progymnasium dort, Josephinum; 1827 Priesterweihe; Compastor in Braunschweig, dann Hauskaplan bei Bischof Osthaus; Domvikar u. 1829 Geistlicher Rat; 1844 Domkapitular; †9. Mai 1883 Hildesheim.

– 1. 7. 1828–34: *Renke*, Joseph; *1793 (weitere Daten Anm. 17).

– 1. 7. 1828–42: *Büchels*, Patrizius; *30. 12. 1767 in Aachen; Profeß im Kapuzinerkloster Hildesheim; 1804–33 Prediger am Dom; Lehrer am Josephinum und ab 1828 Domvikar; †10. 1. 1842 Hildesheim.

¹³ (Ende 1844), vgl. Aschoff (Hannover), S. 161–164.



*Kapelle St. Andreas in der Domdechanei
– 14. Jahrhundert; Anfang des 18. Jahrhunderts barockisiert –*

Gebiet des Bistums außer dem kleinen Stift, nur ein Progymnasium¹⁴ gab und die dortigen Absolventen, sofern sie Priester werden wollten, nach Hildesheim geschickt wurden, wo auch viele Jungen aus anderen Teilen der Diözese als Schüler untergebracht waren, bei Privaten oder später im Konvikt.¹⁵

Mit dem ersten „Nachrücker“, dem Präses des Josephinums Jacob Joseph Wandt, beginnt 1830 bereits die Reihe der Domkapitulare, die der Schule eng verbunden waren. Alle Direktoren der Schule im 19. Jahrhundert waren bei ihrer Ernennung Domkapitulare oder wurden dann ins Kapitel berufen. Von 1830 bis 1911 waren es nach Wandt Joseph Renke (1834–77), Joseph Godehard Müller (1867–83), Adolf Kirchhoff



Josephinum: Gang vor den Wohnungen der Professoren

(1883–94) und Christoph Beelte (1895–1911). Weitere Lehrer des Josephinums waren in dieser Zeit als Domkapitulare oder Vikare tätig. Der Regierung in Hannover lag daran, Lehrkräfte der Schule im Kapitel zu haben, u. a. weil sie wegen ihres neuen Gehaltes auf ihr früheres Einkommen verzichteten, das im Gymnasialfonds verbleiben konnte.¹⁶

Bis zum Kulturkampf gab es – ohne den ersten Bischof Osthaus – 22 Kapitulare; davon waren elf ehemalige Lehrer oder während ihrer gesamten Kapitelszeit Professoren der bischöflichen Schule. Bis zur Kulturkampfzeit (Ende 1883) waren von den 13 im Amt gewesenen Domvikaren zehn Lehrer am Josephinum.¹⁷

¹⁴ Seiters in „Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart“, Hildesheim 1991, S. 96.

¹⁵ Ab 1859/60. Vgl. Aschoff (Hannover), S. 244; Seeland (Josephinum) II, S. 69ff.

¹⁶ NHStA Hann 113 G 47 Bl. 2 1834; auch Aschoff (Hannover), S. 161.

Der Hildesheimer Konsistorialdirektor Pelizaeus sah dies allerdings etwas anders. Im Schreiben an das Ministerium vom 30. 9. 36 – NHStA Hann 113 G 50 1208 – betont er, daß die

Professoren Wandt und Renke durch ihre Pflichten in Seminar und Schule so stark belastet seien, daß sie als Prediger im Dom ausfielen. Deshalb wünscht er für die freien Domherren-Stellen Geistliche aus der Stadt Hildesheim (Rockar und Wedekin).

¹⁷ *Lebensdaten der Domkapitulare* (Ernennung 1830–71) – (vgl. Personalakten BAHi D2aI, aII Vol. II u. III); – 1830–42: Wandt, Jacob Joseph; * 16. 8. 1780 Dingelstädt; Josephinum; Priesterweihe 1805; dann Lehrer am Josephinum, ab 1824 Direktor; 1823 auch Professor für Dogmatik, ab 1834

Die Lehrkräfte der alten Domschule wohnten im 19. Jahrhundert fast alle im Schulgebäude. Im nordöstlichen Flügel an der Treibe, heute am Hückedahl, wo ab 1790 zunächst die 12 Alumnus des Priesterseminars untergebracht waren, lagen die Wohnungen des Direktors und der älteren Professoren. Weiter gab es in den oberen Stockwerken des Zwischenbaus, wo zu ebener Erde der Speisesaal und das gemeinsame Studierzimmer (Bibliothek) lagen. Zeller¹⁸ beschreibt die stattlichen Treppenhäuser, die langen Gänge mit den Türen in strenger klassischer Form und den großen

Ölbildern aus jesuitischer Zeit; Schüler¹⁹ schwärmen von den heimeligen Wohnungen, die sie normalerweise aber erst als Ehemalige betreten durften. Die Lehrer hatten freie Wohnung und Verpflegung, die um 1830 ihnen mit 200 Talern pro Jahr auf ihr Gehalt angerechnet wurden. „Die Professoren führten einen guten Tisch“, was Qualität und Quantität anlangte. „Im täglichen Verkehr miteinander, bei Tisch und in den Feierstunden“ konnten sie „ihre Meinungen austauschen, wissenschaftliche Fragen besprechen, Schulangelegenheiten erörtern“.²⁰

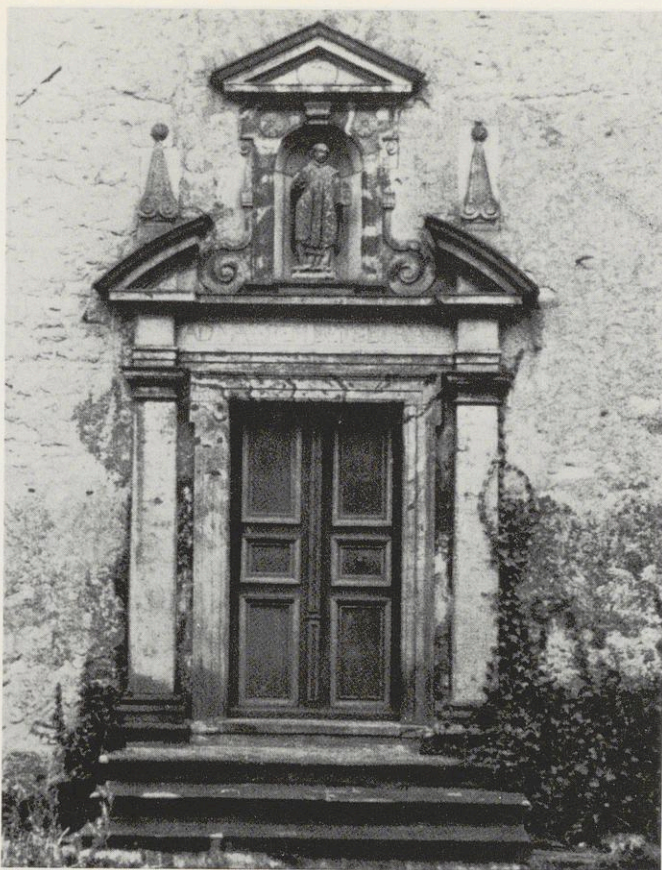
- ¹⁷ Regens; 1830 Domkapitular; 1842 Bischof; †16. 10. 49.
 – 1834–77: *Renke*, Joseph; *14. 4. 1793 Bisperode/Ith; Josephinum; 1817 Priesterweihe; ab 1815 bereits Lehrer am Josephinum; 1825 Domprediger; 1828 Domvikar; lehrte ab 1831 Kirchengeschichte am Seminar; 1832–66 Direktor des Gymnasiums, ab 1850 unterstützt von Prof. Müller; 1834 Domkapitular; †31. 3. 1877 Hildesheim.
 – 1836–50: *Wedekin*, Eduard Jacob; *30. 12. 1796 Groß-Düngen; Josephinum; 1821 Priesterweihe; dann Lehrer am Josephinum; 1829–37 Dompastor; 1836 Domkapitular u. Generalvikar; 1850 Bischof; †24. 12. 1870 Hildesheim.
 – 1836–1864: *Rockar*, Joseph; *7. 4. 1787 Langenberg/Bistum Osnabrück; 1811 Priesterweihe; Kaplan zu Groß-Förste; 1812 Pastor zu Steinbrück; 1820 zu Groß-Förste; 1829 Pastor zu St. Magdalenen Hildesheim; Rat im Königlichen Konsistorium; Nov. 1836 Domkapitular; †12. 4. 1864 Hildesheim.
 – 1844–83: *Wehmuth*, Franz Ludwig; Daten vgl. Anm. 12.
 – 1844–53: *Alzog*, Johann Baptist, Dr. theol.; *29. 6. 1808 Ohlau/Schlesien, Studium in Breslau u. Bonn; 1834 Priesterweihe; 1836 Prof. in Posen; Nov. 1844 Domkapitular in Hildesheim u. Prof. am Seminar; 1850 Regens; 1853 Prof. für Kirchengeschichte in Freiburg; Verzicht auf Stelle im Kapitel; †1878.
 – 1851–1880: *Sievers*, Christoph; *24. 2. 1799 Hildesheim; Josephinum; 1822 Priesterweihe; Hauslehrer in Röderhof; 1825 Pfarrer in Bockenem; 1832–45 Pfarrer u. Dechant in Lam-springe, dann in St. Godehard Hildesheim; 1851 Domkapitular u. Generalvikar; Dez. 1862 Domdechant; †10. 5. 1880.
 – 1851–65: *Pagel*, Joseph; *19. 8. 1791 Hildesheim; Josephinum; 1814 Priesterweihe; Lehrer am Josephinum (Latein, Physik, Logik); ab 1834 auch Vorlesungen an der Theol. Anstalt; 1835 Domvikar u. Bibliothekar der Beverina; Aug. 1851 Domkapitular; viele Orientreisen, beherrschte Türkisch u. Syrisch; †17. 5. 1865.
 – 1853–64: *Koch*, Edmund; *19. 7. 1793 Ochtersum; Josephinum; dort auch Lehrer; 1817 Priesterweihe; Kaplan zu Liebenburg; 1819 Pastor in Ruthe; 1821 in Achum; 1836 in Groß-Förste, dort auch Dechant; Nov. 1853 Domkapitular; †27. 1. 1864.
 – 1863–70: *Sommerwerck*, genannt *Jacobi*, Wilhelm; *21. 4. 1821 in Minden, wuchs beim Onkel in Ringelheim auf; 1833–39 Josephinum; 1843 Diakonatsweihe, dann Studium der Philologie in Bonn u. Göttingen; 1846 Priesterweihe; 1847–63 Prof. am Josephinum; 1863 Domkapitular u. Generalvikar; 1871 Bischof; †18. 12. 1905.
 – 1864–66: *Seiters*, Anton Dr. theol.; *29. 8. 1806 Thüle/Pader-

- born; Josephinum; 1830 Priesterweihe; ab 1826 Erzieher auf Gut Söder; ab 1830 Lehrer am Josephinum; 1832/33 Studium in Berlin; 1836 Pfarrer in Söder, 1839 in Göttingen; 1847–1864 Pfarrer in Duderstadt u. Bischöfl. Kommissarius des Unter-eichsfeldes; Abgeordneter der 2. Kammer in Hannover; 1864 Domkapitular u. Geistlicher Rat; †11. 2. 1866.
 – 1864–81: *Koch*, Joseph Dr. theol.; *6. 1. 1810 Ochtersum; Josephinum; 1828 Rom: Studium im Germanicum; 1834 Priesterweihe und Dr.; Kaplan in Hannover, 1851 Conpastor in St. Magdalenen Hildesheim u. Dozent an der Theol. Lehranstalt; 1864 Regens und Domkapitular; †7. Mai 1881.
 – 1866–76: *Even*, Ludolf; *5. 11. 1801 Hildesheim; Josephinum; 1825 Priesterweihe; Kaplan in Detfurth, 1828 Pfarrer in Itzum; 1851 Dechant in Detfurth; Jan. 1866 Domkapitular; †5. 7. 1876 Hildesheim.
 – 1866–67: *Niesmann*, Joseph; *10. 1. 1798 Moritzberg; Josephinum; 1822 Priesterweihe; Kaplan in Groß-Förste u. Algermissen; 1825 Pastor Wohldenberg; 1851 Domvikar u. Bibliothekar Beverina; Mai 1866 Domkapitular; †20. 1. 1867.
 – 1867–83: *Müller*, Josef Godehard; *13. 1. 1816 Moritzberg; Josephinum; 1833–37 Studium in Göttingen, dann Lehrer am Josephinum; 1842 Studium der Theologie in Freiburg u. Rom; 1845 Priesterweihe; Prof. am Josephinum u. Seminar; 1866 Direktor Josephinum; April 1867 Domkapitular; †7. 2. 1883 Hildesheim.
 – 1871–81: *Kopp*, Georg; *24. 7. 1837 Duderstadt; Progymnasium Duderstadt; Josephinum bis 1856; Telegraphendienst; ab 1858 Theologiestudium, 1862 Priesterweihe; Kaplan in Poppenburg, Henneckenrode, Detfurth; 1866 Domlektor; 1871 Domkapitular; 1872 Generalvikar; 1881 Bischof in Fulda; 1887 in Breslau; 1893 Kardinal; †4. 3. 1914.

¹⁸ Zeller S. 144 ff.: „Die Türen sind in strengen klassischen Formen mit Oberlichtern entworfen; die Wände durch zahlreiche allegorische Gemälde, die sich meist auf Lehrer des Stiftes beziehen, geziert.“ S. 148: Die Innenwirkung der Korridore des Verbindungsflügels „gehört zu den besten Räumen Hildesheims; der Wechsel des leuchtend braun getönten Holzes und der weißen Decken und Wände ist sehr gut.“

¹⁹ Z. B. Heinrich Haller in „Dr. Bernhard Gerlach, ein Treugedenken“, Hildesheim o. J., S. 7 ff., oder Curd Fleige: Unser Josephinum – wie es „innen“ war, Schulbericht der Schule 1970/71, S. 70 ff.

²⁰ Grube, S. 9/10 u. S. 70; zu Leunis: Selck, Jürgen: Johannes Leunis – Professor am Gymnasium Josephinum und Wegbereiter des Biologieunterrichts, in diesem Jahrbuch 57, 1989, S. 89 ff.



Portal – 1675 – am Ostflügel des Josephinums
– St. Ignatius über dem Eingang zu den Wohnungen –

Weil diese *vita communis* ihnen wichtig war, blieben die Lehrer wohnen, wenn sie ins Kapitel berufen wurden. Standen ihnen Kurien zu, vermieteten sie diese. Selbst der Naturforscher Leunis, der viel Zeit im Freien zubrachte und oft Anstoß an den festgesetzten Zeiten nahm, blieb wohnen, als ihm ab 1851 als nunmehr zweitältestem Vikar eine Kurie zustand. 1865 z. B. wohnten im Josephinum die Domkapitulare Renke und Pagel, Domvikar Leunis und elf Professoren, darunter die späteren Kapitulare Müller, Kirchhoff, Wiecker, die späteren Domvikare Voß und Weisgerber. Und im nahe gelegenen Priesterseminar, ebenfalls in einer *vita communis* und dem Josephinum durch gemeinsame Lehrtätigkeit an beiden Instituten eng verbunden,²¹ lebten sieben Geistliche, darunter

²¹ Aschoff (Kopp), S. 20.

²² Zeller, S. 156ff.

²³ Vgl. Adreßbuch der Stadt Hildesheim 1865. Jacobi hatte von 1847–63 im Josephinum gewohnt; 1865 lebte er in Kurie 1216.



Die kunstvolle Barocktreppe im Josephinum
– auch Aufgang zum Zimmer des Direktors im 19. Jahrhundert –

der Regens Domkapitular Joseph Koch sowie der Domvikar Wilhelm Koch. In eigenen Kurien wohnten am Großen Domhof damals nur Domdechant Sievers – in der Domdechanei mit der Andreaskapelle²² aus dem 14. Jahrhundert, Nr. 1215, heute Nr. 27/28 –, Generalvikar Jacobi und die geistlichen Räte Seiters und Wehmuth.²³

Bei dieser „Häufung“ von Geistlichen des Hohen Domes im Gebäude des Gymnasiums Josephinum muß interessant sein, wie sich diese enge Gemeinschaft mit den Möglichkeiten des Gedankenaustausches und der gegenseitigen Beeinflussung auf die Politik des Domkapitels oder des Bistums ausgewirkt hat. Das aber ist nur schwer festzustellen, da die Protokolle

Wehmuth wohnte in 1211, heute Nr. 23, Seiters in 1215 A hinter der Domdechanei oberhalb des Geschäftslokals des Königlichen Konsistoriums. Dazu Zeller, S. 158/59.

Eduardus Jacobus,
Dei et Sanctae Sedis Apostolicae gratia
Episcopus Hildesienfis.

Venerabili in Christo Nobis dilecto
Dⁿⁱ Antonio Seifers, Commissario
et parochio Duderstadiensi, sa-
ludem in Domino!

Cum Canonatus Ecclesiae Nostrae Cathedralis scitus
per obitum Rⁱ Dⁱ Canonici Koch vacaverit, vacet
que ad praesens, Tuque a Nobis, quibus R^{emum}
Capitulum Ecclesiae Cathedralis pro hac vice electionem
reliquit, Eiusdem nomine rite electus sis, nec
non Regio gubernio gratus existas: hinc instituen-
dam confirmandamque Te duximus, prout
praesentium tenore reapse Te instituimus et con-
firmamus, onera et annexa officia ita in ani-
mam Tuam committentes, ut Deo Altissimo
et Nobis debitam eandem rationem reddere possis
et tenearis.

Pro reali vero corporali et actuali Canonatus
illius possessione impetranda ad R^{emum} Capitu-
lum Cathedralis Ecclesiae Te remittimus.

Datum Hildesiae die 5^{to} mensis Aprilis
anno ab Incarnatione Domini 1868^{to}.
(L. S.) Eduardus Jacobus.

des Domkapitels²⁴ meist nur bei Wahlen genaue Abstimmungsergebnisse enthalten. Sicher ist, daß schon bei Neuerrichtung des Bistums starker Einfluß von den Professoren des Collegium Josephinum ausging, denen ein „streng kirchlicher Standpunkt“ nachgesagt wurde. Und dies zeigte sich unter anderem, als sie mit Erfolg versuchten, die Berufung von Ledeburs zum ersten Hildesheimer Bischof nach der Säkularisation 1825/26 zu verhindern.²⁵ Auch läßt sich unschwer aus den Protokollen herauslesen, daß die nicht im Priesterseminar oder Josephinum wohnenden und lehrenden Domkapitulare der praktischen Politik mehr zugeneigt waren, da sie damit in ihren Funktionen im Generalvikariat oder im Geistlichen Rat auch mehr befaßt waren.

Allerdings war das Domkapitel in seiner Arbeit in erster Linie dem Dom mit seinen Gottesdiensten und seiner sonstigen Seelsorge verpflichtet. Man tagte normalerweise einmal im Monat. In den Protokollen geht es um die Gestaltung der Gottesdienste, um Stundengebete und Religionsunterricht, um Dommusik und Beichten, um Stipendien und Stiftungen für geistlichen Nachwuchs.²⁶ Naturgemäß wurde verhandelt über Glöckner und Opfermänner, über Küster und Meßdiener, über das Inventar für den Dom und die Nebenräume.²⁷ Und immer wieder mußte beraten werden über Reparaturen am Dom oder den Kurien, die ja dem Staate gehörten und wo man in derartigen Fragen als Bittsteller auftreten mußte. Politischer wurde es in den Sitzungen des Kapitels nur während der Vakanz, also zwischen Tod und Neuwahl eines Bischofs.²⁸

Dann geht die *jurisdictio ordinarius* des Bischofs auf das Kapitel über; es ist – wenn auch nur bis zur Wahl des Kapitelsvikars – Träger der „ordentlichen Regierungsgewalt“.²⁹ Der Kapitelsvikar aber, der dem Kapitel ja weiterhin angehörte, stützte sich, wie die Pro-

tokolle zeigen, während der Vakanz normalerweise mehr auf das Kapitel, als dies ein Bischof nötig hatte. In solchen Zeiten werden dann die Protokolle ausführlicher, Schreiben von und an das Königliche Konsistorium und die Regierung werden behandelt. Da aber Abstimmungen dazu nicht erfolgten oder bei kontroversen Gesprächen Namensnennungen unterblieben, kann über den besonderen Einfluß der „Josephiner“ in den Kapitelsitzungen nur spekuliert werden.

Das ist bei Wahlen anders, da hielten sie zusammen. Als typisches Beispiel sei die Wahl eines Domkapitulars im Frühjahr 1864 vorgestellt, wo die „Josephiner“ Renke und Pagel unbedingt einen dritten Professor der Schule – den späteren Direktor Müller – ins Kapitel bringen wollten.

Am 27. 1. 1864 starb Domkapitular Edmund Koch; das Kapitel kam am 24. Februar zusammen, um die Wahlliste für die Regierung aufzustellen.³⁰ In einem umständlichen Wahlvorgang wurden vier Kandidaten benannt: Dechant Schönhof von Groß-Giesen, Pastor Wahrendorff von Itzum, Professor Dr. Müller vom Josephinum und Kommissarius Dr. Anton Seiters aus Duderstadt. Da die Regierung gegen keinen Kandidaten Bedenken erhob, konnte die Wahl am 30. März 1864 stattfinden. Sie führte zu keinem Ergebnis, da in fünf Wahlgängen stets drei Stimmen für Müller und drei Stimmen für Seiters abgegeben wurden. Da weder die „Josephiner“ noch die „Kurienbewohner“ nachgeben wollten, vereinbarte man einen Brief an den Bischof und überließ ihm die Entscheidung.³¹ Bischof Wedekin entschied für Seiters, „weil er der Ältere ist und den anderen Kandidaten an Verdiensten nicht nachsteht“.³²

Die Regierung in Hannover bestand zunächst darauf, daß das Domkapitel die Entscheidung des Bischofs

²⁴ BAHi D: *Protocolla und Statuta Capituli* von 1828–1877 D 8 IV, D 8 V Vol II–VI.

²⁵ Aschoff (Hannover), S. 130. – Nach dem Kulturkampf allerdings werden die Josephiner unter Direktor Kirchhoff als „entschieden staatsfreundlich“ bezeichnet, während die Domkapitulare Paasch, Bormann, Krüger – wohl auf Grund ihrer Erfahrungen in der Seelsorge – als „streng kirchlich, ultramontan“ eingestuft wurden. Vgl. NHStA Hann 122a XVII, 47 u. 94d, 1887.

²⁶ Vgl. die Sitzungen v. 5. 7. 1838 Vol. V oder 8. 11. 1855 Vol. VI als Beispiele.

²⁷ Typisch die Sitzungen v. 25. 9. 1834, 15. 1. 1835 Vol. IV.

²⁸ Vgl. Sitzung vom 10. 3. 1836 Vol. IV oder vom 17. 9. 1840 Vol. V oder vom 6. 9. 1849 Vol. V oder 7. März 1850 Vol. V.

²⁹ Schneider, S. 413/414 u. 424.

³⁰ BAHi D 8 V Vol. VI Nr. 147 ff.; Nr. 149 ff.; D 2a II Nr. 35–39.

³¹ BAHi D 2a II Nr. 41; DbHs 179n Nr. 131. Zu den „Kurienbewohnern“ zählte man Generalvikar Jacobi, Domdechant Sievers, Konsistorialrat Rockar.

³² BAHi D 2a II Nr. 42, 43, 44; Zitat aus dem Schreiben des Bischofs an das Kapitel vom 1. 4. 64. Die Wahl ist Bischof Wedekin nicht leicht gefallen; beide Kandidaten standen – zusammen mit Jacobi – bereits 1863 auf seiner Viererliste an die Regierung (NHStA Hann 113 G 63 Nr. 433 v. 13. 2.); beide waren vom Ministerium akzeptiert: Müller wurde als ein „in jeder Hinsicht ausgezeichnete und für die Regierung zuverlässiger Mann“, Seiters als „ein Mann von hervorragenden Geistesgaben, klug, geschäftsgewandt“, „entschieden in seinen kirchlichen Ansichten, aber keiner extremen Richtung folgend“ bezeichnet (ebda. Bl. 5).

In der Sitzung des Hochwürdigsten Domcapitals
vom 30^{ten} März v. M. ist die Wahl eines
Domcapitularen für die 6^{te} Domcapitular-
Stube nicht zu Stande gekommen, und
daher das Hochwürdigste Domcapital un-
ter den Candidaten Commissarius Dr. Seiders,
Professor und Consistorialrath Hülke und Justor
Wahrendorf mit der Wahl überlassen.

Ich wüßte nicht, wie der Herr Com-
missarius Dr. Seiders, weil er der Älteste
ist, und den beiden andern Candidaten vor-
zuziehen nicht vermag.

Das Hochwürdigste Domcapital wolle
nun die Wahl besorgen.

Lübbecke, den 1^{ten} April 1864.

Der Bischof von Lübbecke.

Heinrich Jacob

offiziell als die ihre übernahm; erst dann bestätigte sie unter dem 29. 4. 1864.³³ Dr. Müller wurde vom Kapitel 1867 zum Domherrn gewählt.

Ähnlich war bereits die Domherrnwahl 1836 im Kapitel „gelaufen“. Die drei Stimmen der „Kurienbewohner“ für den Pastor von St. Magdalenen und Konsistorialrat Joseph Rockar reichten nur deshalb aus, weil Jacob Joseph Wandt den Josephiner-Kandidaten Prof. Pagel nicht mitwählte, sondern für einen dritten, den Seminar-Professor Bombicker, plädierte.³⁴

Lebensbilder einiger Domherren aus dem Lehrerkollegium des Josephinum

Die aus dem Lehrerkollegium des Gymnasiums Josephinum berufenen Mitglieder des Domkapitels konnten sich im Kreis ihrer Kollegen durchaus sehen lassen. Sie waren gebildete Leute, hatten sich jahrzehntelang mit den Bildungsgütern beschäftigt, die in ihren Fächern vermittelt werden mußten. Oft waren sie weit gereist. Von ihnen sollen die Domherren Joseph Renke, Joseph Pagel, Joseph Godehard Müller und Adolf Kirchhoff in ihrem Leben und Wirken vorgestellt werden, wobei ihre Leistungen für die Schule vernachlässigt werden können, da Gerlach/Seeland in ihrer Geschichte des Gymnasiums Josephinum³⁵ alles Wissenswerte darüber zusammengetragen haben. Hier soll der Schwerpunkt der Darstellung auf ihren Ämtern in der Kirche von Hildesheim liegen.

Wohl einer der einflußreichsten Domkapitulare im 19. Jahrhundert in Hildesheim war *Joseph Renke*, der von 1828 bis 1877 dem Domklerus angehörte, für die lange Zeit von 43 Jahren als Kapitular.

Er war in Bisperode am Ith am 14. 4. 1793 geboren³⁶ und entstammte einer aus Flandern eingewanderten Familie. Mit elf Jahren sandte man ihn zum Josephinum, wo er seine gymnasialen und anschließend seine theologischen Studien absolvierte. Ostern 1815 wurde er als Lehrer am Bischöflichen Gymnasium zugelassen, 1817 wurde er zum Priester geweiht. Als Professor für Literatur und Geschichte amtierte er von 1818 bis 1830 in den rhetorischen Klassen und in der „Logica“.



Direktor Joseph Renke – Domkapitular 1834–77 –

1831/32 hielt er Vorlesungen für Kirchengeschichte an der Theol. Lehranstalt.

Joseph Renke war ein guter Lehrer. „Wer je als Schüler zu seinen Füßen saß, wird die seltene Kunst, mit der er Sinn und Begeisterung für alles Schöne, Gute und Wahre zu wecken verstand, nie vergessen“, so wird man später schreiben.³⁷ Da er als „geborener Redner“ galt, dem die „packende Kraft“ des Wortes und das „zündende Feuer seiner Augen“ bei Ansprachen nachgesagt wurden, lag es nahe, den jungen Priester auch

³³ BAHi D 2a II Nr. 48, 49, 50, 55.

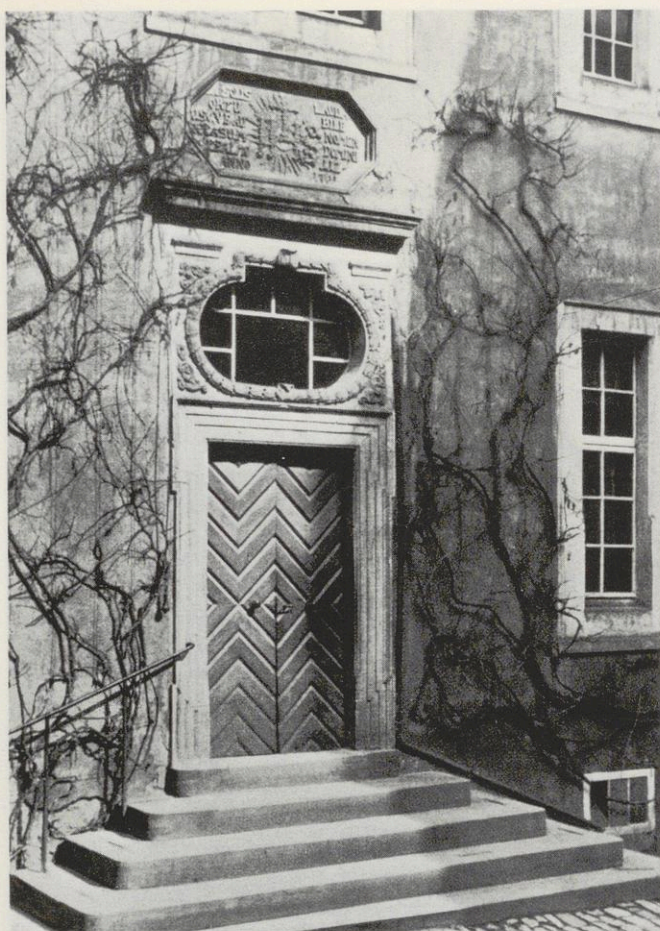
³⁴ 23. 11. 1836, NHStA Hann 113 G 50 Nr. 1533.

³⁵ Seeland (Josephinum Bd. I) über Reformen, Lehrer und Schüler, über Fächer und Unterrichtsinhalte; für Renke S. 98 ff., für

Müller S. 138 ff., für Kirchhoff S. 165 ff.

³⁶ BAHi Personalakten; auch Seeland (Leunis), S. 21.

³⁷ so Dir. Müller im Gymnasialprogramm 1876/77, Seeland (Josephinum Bd. I), S. 99.



Portal (1701): Zwischentrakt des Josephinums
Eingang zum Speisesaal und Durchgang zum Garten
„A solis ortu usque ad occasum laudabile nomen Domini“

zum Domprediger zu machen³⁸ und 1828 zum Domvikar.

Als 1831 nach einer gründlichen Revision des Gymnasiums die Oberschulbehörde in Hannover auf die Trennung von Schule und Theologischer Lehranstalt drängte³⁹ und der bisherige Direktor Wandt Seminarregens wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß Bischof und Schulaufsicht sich auf Joseph Renke als künftigen Di-

rektor einigten. Dieser aber stellte Bedingungen: Er erbat sich eine halbjährige Bildungsreise zu den besten deutschen Lehranstalten, um ihre Einrichtung und Verfassung, ihre Lehrmethoden und Lehrinhalte kennenzulernen. Bischof Osthaus und Oberschulrat Kohlrausch, Hannover, akzeptierten; das Kolleg des Josephinums stellte 800 Reichstaler⁴⁰ zur Verfügung. Renke besuchte Münster und Coesfeld, Düsseldorf, Köln und Mainz, Heidelberg, Stuttgart und München, ja sogar Wien und Prag; er kehrte über Dresden, Berlin, Halle, Schulpforta und Gotha zurück.⁴¹ In ausführlichen Briefen an den Bischof hat er seine Eindrücke niedergelegt, die beweisen, daß er offenen Auges und regen Geistes durch die Lande gefahren war.

Das war schon ein ungewöhnlicher Anfang einer langen Schulleiterzeit! Renke blieb bis 1866 Direktor seiner Schule⁴² und war ihr ein guter Leiter. Dies hat ihm selbst der sehr kritische Oberschulrat Dr. Kohlrausch bestätigt, der ihn in seinen Lebenserinnerungen „einen einsichtsvollen, allen Verbesserungen stets die Hand reichenden Mann“ nannte, der ihm wahre innere Achtung abgenötigt habe.⁴³

Sehr am Herzen lag Renke seine Arbeit am Dom. 1834 im November wurde er Domkapitular, ein Amt, das er bis zu seinem Tode in der Kulturkampfzeit – am 31. 3. 1877 – intensiv, allerdings in seinen letzten Jahren durch nachlassende Sehschärfe gehindert, ausübte.

Seine kirchenpolitischen Ansichten, die oft der Ausweitung des kirchlichen Einflusses in die Gesellschaft dienten, fanden nicht immer die Zustimmung der Regierung, manchmal auch nicht die seiner Mitkapitulare. Er konnte rechthaberisch und eigensinnig sein,⁴⁴ seine Gegner hielten ihn einer Intrige für fähig.⁴⁵ Das führte dazu, daß die Regierung 1840 massiv eingriff, um seine ihr möglich erscheinende Wahl zum Bischof zu verhindern,⁴⁶ aber auch dazu, daß er im Kapitel bei anstehenden Wahlen zum Dechanten oder Bischof zwar immer aufgestellt, aber nicht gewählt wurde.⁴⁷

³⁸ 1825; er hielt auch die Gedächtnisrede für den verstorbenen Fürstbischof von Fürstenberg (17. 8. 25) im Dom. Siehe Seeland (Josephinum Bd. I), S. 98.

³⁹ Vgl. Seiters: Diözese 1992 S. 126ff., bes. 134–36.

⁴⁰ Genau 675, denn auf 125 Taler seines Gehalts mußte er verzichten.

⁴¹ Reiseplan im NHStA Hann 113 KI 0923 Nr. 13.

⁴² Ab 1850 war Prof. Müller sein Assistent.

⁴³ Kohlrausch, Friedrich: „Erinnerungen aus meinem Leben“, Hannover 1863, S. 297ff.

⁴⁴ Aschoff (Kopp), S. 20/21; z. B. sein Verhalten gegenüber seinem Schüler Kopp, dem späteren Kardinal.

⁴⁵ Konsistorialdirektor Schuch, Hildesheim, in NHStA Hann 113 G 56 Bl. 22. Er bezeichnet ihn sogar als Obskuranten.

⁴⁶ NHStA Hann 113 G 56 Bl. 33, 8. 10. 1840 (Schuch/Strahlenheim).

⁴⁷ Aschoff (Hannover), S. 147ff., S. 158ff., S. 253.

Dafür sandte ihn das Kapitel 1841 in die Ständeverammlung nach Hannover.⁴⁸

All die Jahre hatte Renke einen Freund in *Joseph Pagel*,⁴⁹ der immer – wie es seine Art war – in seinem Schatten blieb. Beide hatten sich auf der Schule, dem Josephinum, kennengelernt, wo auch Pagel, geboren 1791 in Hildesheim, seine gymnasialen wie theologischen Studien absolvierte. Sie nahmen gemeinsam an Disputationen in der großen Aula teil, so z. B. am 24. 4. 1813 mit Professor Lemoin über Kirchenrecht oder mit Prof. Engelbert Wegesin am 5. 7. desselben Jahres über Thesen aus der Dogmatik.⁵⁰ Sie traten 1815 beide als Lehrer des Josephinums ihren Dienst an. Während Renke Deutsch und Geschichte lehrte, unterrichtete Pagel in Mathematik und Physik; sie ergänzten sich; vielleicht kamen daher die guten Beziehungen zueinander.

1814 hatte Joseph Pagel die Priesterweihe erhalten, 1835 wurde er in der Nachfolge von Renke Domvikar.⁵¹ Pagel war ein stiller Mensch, der Bücher und Sprachen und seine Schüler liebte. So wechselte er bei der Teilung der Anstalten nicht, wie es nahe gelegen hätte, zur Theol. Lehranstalt, er hat dort Vorlesungen über Physik gehalten, sondern blieb am Josephinum. Der Bischof übertrug ihm 1835 zusätzlich die Stelle des Bibliothekars an der Beverina; auch hier stand er im Schatten seines berühmten „Gehilfen“, des zweiten Bibliothekars Johann Michael Kratz.

Bereits 1836 hatte sein Freund Joseph Renke dafür gesorgt, daß Pagel auf die Viererliste des Domkapitels für die Wahl zum Kapitular kam. Das war wohl zu früh; denn noch kam er nicht zum Zuge. Auch Pelizaeus, der Konsistorialdirektor, hielt ihn noch nicht für geeignet. Prof. Pagel ist, so meinte er, „erst kürzlich zum Domvikar und Bibliothekar ernannt, steht in seinem gegenwärtigen Verhältnisse gerade auf seinem



Wilhelm Sommerwerck (gen. Jacobi) – Bischof von Hildesheim 1871–1905, Professor am Josephinum 1847–63 –

rechten Platze; und ist seit langen Jahren auf seine Person und sein Lehramt beschränkt, auch ungeübt im Predigen.“ Er würde „die ihm gänzlich unbekannten Geschäfte eines Generalvikariatsrats“ nicht gut besorgen können.⁵² 1851 wird er dann Domkapitular.

⁴⁸ BAHi D Vol. V Nr. 119ff., 6. 5. 1841.

⁴⁹ BAHi Personalakten; Seeland, (Josephinum Bd. I), S. 70.

⁵⁰ Seeland: (Leunis), S. 26.

⁵¹ Die *Domvikare* – Ernennungen von 1835–73, also die nach Aufrücken oder Tod der 1828 Ernannten:

– 1835–77: *Wiederholt*, Karl *1799 Nörten; Josephinum; 1822 Priester; 1821–28 Lehrer am Josephinum, dann Schulinspektor; †26. 3. 1877

– 1835–51: *Pagel*, Joseph, dann Domkapitular; vgl. Anm. 17

– 1844–73: *Leunis*, Johannes, *1802 Mählerten; Josephinum; 1825 Priester; Lehrer am Josephinum; †30. 4. 1873

– 1844–47: *Beelte*, Konrad, *1809 Gr. Düngen; Josephinum; 1836 Priesterweihe; 1839–44 Pastor domus im Josephinum; 1847 Resignation als Domvikar; Aushilfe in Egenstedt †7. 6. 54

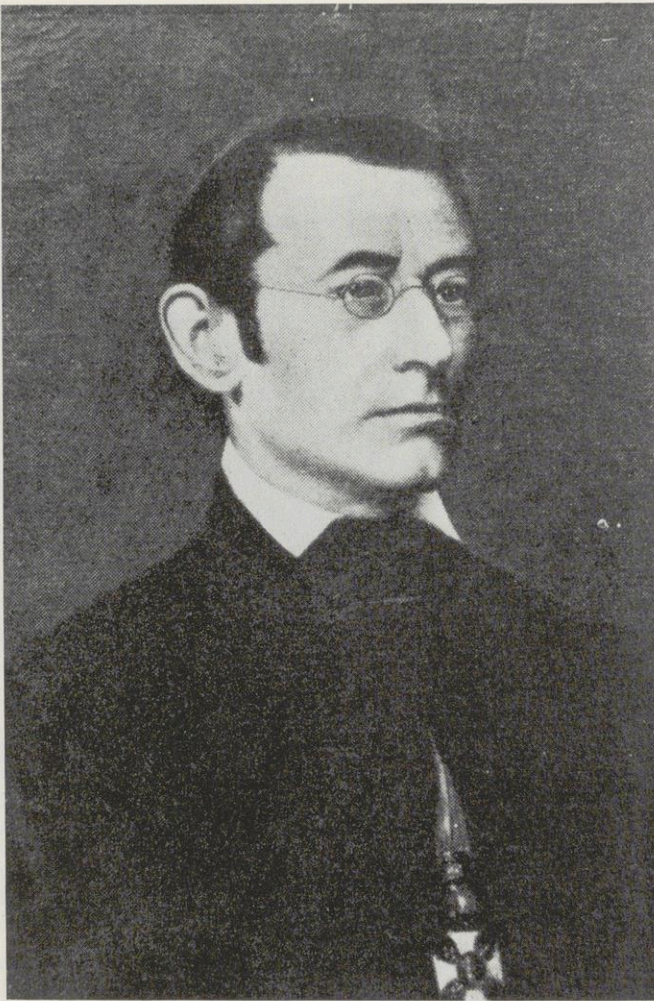
– 1848–71: *Koch*, Wilhelm, *11. 2. 1799 Ochtersum; 1823 Priesterweihe; Lehrer am Josephinum; ab 1832 Prof. für Kirchenrecht; Apostol. Protonotar; †19. 1. 1871

– 1851–66: *Niesmann*, Joseph, dann Domkapitular, vgl. Anm. 17

– 1866–76: *Weisgerber*, Friedrich, *13. 6. 1816 Hannover; 1843 Priesterweihe; Lehrer am Josephinum; Dombibliothekar; Administrator des Coll. Josephinum; †26. 12. 1876

– 1872–87: *Laufköther*, Ferdinand, *27. 6. 1819 Hildesheim; Josephinum; 1843 Priesterweihe; Studium in Bonn u. Freiburg, 1846 Dr. theol., Prof. für Liturgik u. Moral; †12. 8. 1887

– 1873–92: *Voß*, Albert, *25. 7. 1830 Hildesheim, 1853 Priester; Studium Bonn u. Göttingen; 1855 Lehrer am Josephinum; 1863 Domprediger, †8. 11. 1892



Direktor Joseph Godehard Müller – Domkapitular 1867–83 –

Pagels Vorliebe für Sprachen führte ihn oft in den Orient. Er beherrschte die türkische und syrische Sprache so vollkommen, daß er auf seinen Reisen als Dolmetscher fungieren konnte.⁵³ Am Schluß des Schuljahres 1861/62 gab er seinen Unterricht am Josephinum „wegen völlig geschwächter Gesundheit“, ⁵⁴ 71jährig, auf; 47 Jahre im Dienst der Schule. Am 17. 5. 1865 starb er in Hildesheim.

Eine der auffälligsten Erscheinungen im Domkapitel dieser Zeit war der am 13. 1. 1816 auf dem Moritzberg geborene, von Mutterseite aus einer italienischen Familie stammende *Joseph Godehard Müller*.⁵⁵ Er entfaltete „als Priester, Schulmann, Gelehrter und Freund der schönen Künste eine erstaunliche Vielseitigkeit“.⁵⁶

Nach seinen Gymnasialjahren am Josephinum und dem 1833 bestandenen Abitur studierte er in Göttingen klassische Philologie; er begann 1837 seine Lehrtätigkeit an seiner alten Schule in Hildesheim. Von 1842 bis 1844 belegte er in Freiburg Vorlesungen in Theologie, wo der geistvolle Professor Johann Baptist Hirscher großen Einfluß auf ihn gewann. Dann ging er für ein Jahr nach Rom, um nach der Rückkehr am 8. 10. 1845 die Priesterweihe im Dom zu empfangen. Fünf Jahre lang unterrichtete er als Professor für Moral an der Theol. Lehranstalt, um 1850 ans Josephinum zurückzukehren. Dort war er nicht nur ein ausgezeichnete Lehrer, sondern lange Jahre Stütze von Direktor Renke, den er Pfingsten 1866 im Amt ablöste. Von Januar 1868 bis Ende 1877 war er offiziell Schulleiter des Josephinums.

Von entscheidender Bedeutung für Müllers Leben war der mehr als einjährige Aufenthalt 1844/45 in Rom. In dieser Zeit erfreute er sich neben seinen theologischen Studien an den Kunstwerken der ewigen Stadt und der Landschaft der Umgebung; er hatte Zugang zu deutschen Künstlern und Gelehrten und fand Zeit zu literarischen und kunstgeschichtlichen Studien. Sein Tagebuch aus dieser Zeit⁵⁷ nennt Namen, deren Ruf und Werke in der Welt bekannt geworden sind: Cornelius und Overbeck aus der Malerschule der Nazarener, den Bildhauer Achtermann, die Historienmaler Schraudolph und Platner sowie den Landschaftsmaler Andreas Achenbach, der sein Begleiter auf der Heimreise von Rom nach Hildesheim war.

Müller hatte in Rom auch Kontakte zu dem hannoverschen Maler Wilhelm Ahlborn geknüpft, der 1846 dann nach Hildesheim kam und zeitweise in Hildesheim lebte. Bischof Wedekin bestellte bei ihm mehrere Bilder für den Dom und das Priesterseminar.⁵⁸

⁵² NHStA Hann 113 G 50 1402, Bericht an Ministerium vom 26. 10. 1836.

⁵³ Nachruf Sonntagsblatt Hildesheim; Nr. 19, 1865; Seeland, (Josephinum Bd. I), S. 71.

⁵⁴ NHStA Hann 113 K I 0950, Bericht v. 29. 9. 1862.

⁵⁵ BAHi Personalakten; Seeland, (Josephinum Bd.I), S. 138ff.; Seeland, (Leunis), S. 68; Sievert, Karl: Schulbericht Josephi-

num 1977/78, S. 59f.

⁵⁶ Sievert, Karl: Jos. God. Müller, ein Freund Eichendorffs, Hildesheimer Heimatkalender 1975, S. 95.

⁵⁷ Wiecker, O.: Erinnerungen an J. G. Müller, Hildesheim 1884, vgl. Vorwort.

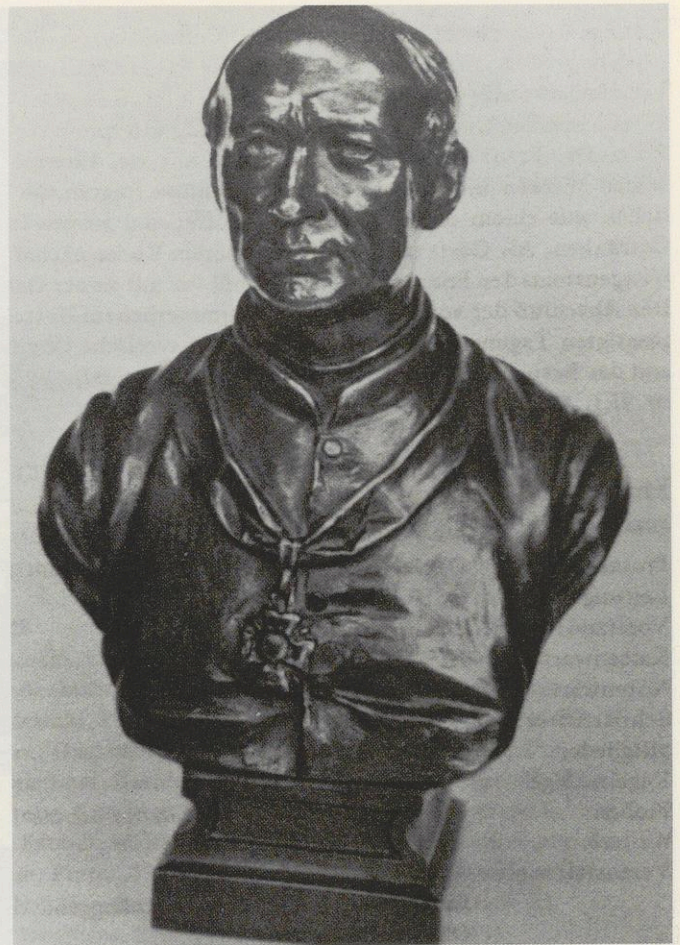
⁵⁸ Brandt, Michael (Hrg.): Schatzkammer auf Zeit, Hildesheim 1991, S. 38f.

In den folgenden Jahren in Hildesheim hielt Müllers Vorliebe für Kunst und Wissenschaft an. Er war Mitarbeiter an „Wetzer und Weltes Kirchenlexikon“, schrieb 1867/68 die „Beiträge zur Geschichte der Anstalt“, wo er die Gründung des Josephinums durch die Jesuiten und seine Geschichte bis 1643 darstellt, und legte 1875/76 die erste gründliche Aufstellung über die Handschriften und Drucke der Schulbibliothek vor. Er übersetzte die Elektra und den Philoktet neu, ebenso wie manche Gesänge der Divina Commedia.

Prof. Müller war „ein ebenso am Humanismus geschulter Klassizist wie ein seiner Zeit verhafteter, feinsinniger Schilderer“ romantischer Gegenden. Sein Tagebuch über die Heimreise von Rom ist „ein köstliches biedermeierisches Zeit- und Reisegemälde“. ⁵⁹ Er war aber auch ein gründlicher Historiker, wie seine Bearbeitung der historischen Dokumentation des päpstlichen Diplomaten Caraffa über den Anfang des 30jährigen Krieges beweist. Er sorgte für die Renovierung der Barock-Aula der Schule und stattete sie großartig aus; er sorgte sich um die wertvolle Münzsammlung von Prof. Leunis. Verdienste erwarb er sich um den Erhalt des Diözesan-Museums, das 1871 im „Rittersaal“ am Dom eröffnet worden war und das Mitte der 70er Jahre im Kulturkampf von der Regierung geschlossen werden sollte. ⁶⁰

1867 wurde Müller Domkapitular. Kirchenpolitisch wurde er zu den Liberalen gerechnet. Er stand den staatlichen Forderungen, z. B. in der Mischehenfrage, aufgeschlossener gegenüber als sein Vorgänger im Direktorenamt Renke. ⁶¹ Die preußische Regierung schätzte ihn, weil er sich in kirchlichen Fragen von „allen Extravaganzen“ ferngehalten und in praktischer Hinsicht einen „durchaus korrekten Standpunkt“ eingenommen habe. ⁶² Sie hielt ihn „für einen der begabtesten Glieder des höheren Klerus in Hildesheim“ und machte ihn 1862 zum Rat im Konsistorium, wo er vor allem Volksschulfragen bearbeitete.

Wie alle anderen Geistlichen am Dom traf Müller die Last des Kulturkampfes. In seinen letzten Lebensjahren mußte er auf die Einkünfte aus seiner Kurie verzichten, 1881 übernahm er als kranker Mann noch die Geschäfte des Generalvikars, da das Kapitel nur noch



Direktor Adolph Kirchhoff – Domkapitular 1883–94 –

aus zwei alten Männern bestand. Am 7. 2. 1883 starb er als 67jähriger an Gehirnlähmung. ⁶³

Müllers Nachfolger im Amt des Direktors am Josephinum und auch als Domkapitular wurde *Adolf Kirchhoff*. ⁶⁴ Er war Eichsfelder, am 29. März 1834 in Duderstadt geboren, wo er das Progymnasium besuchte. 1850 kam er durch Vermittlung seines Heimatpfarrers Dr. Anton Seiters, damals Kommissarius in Duderstadt, nach Hildesheim zum Josephinum, machte 1854 ein ausgezeichnetes Abitur, studierte an der Theol. Lehranstalt und wurde am 24. 9. 1859 zum Priester geweiht.

⁵⁹ Sievert: wie Nr. 56, S. 96.

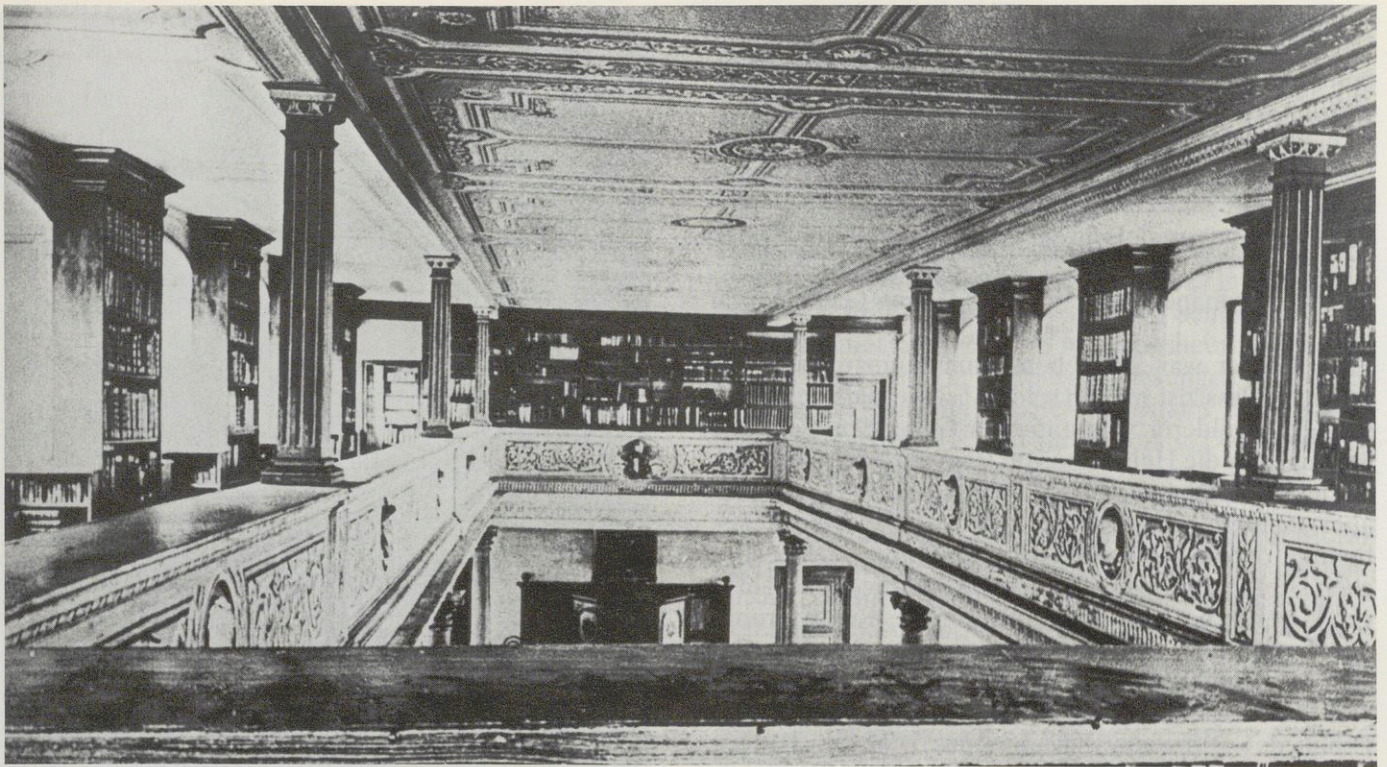
⁶⁰ Engfer, Hermann: Alt-Hildesheim 41/1970, S. 71.

⁶¹ Aschoff (Kopp), S. 21.

⁶² NHStA Hannover 122 a XVII 94a, 1868.

⁶³ Ein Auszug aus der Rede Kirchhoffs an seinem Grabe: vgl. Programm Gymnasium Josephinum 1884

⁶⁴ BAHi Personalakten; Seeland (Josephinum Bd. I); S. 165 ff.



*Große Aula des Josephinum (1693–95)
unten: Versammlungsraum – oben: Empore mit Bibliothek*

Drei Jahre hörte Kirchhoff – von 1858 bis 1861 – Vorlesungen über klassische Sprachen und Geschichte in Göttingen und Bonn, trat dann in das Lehrerkollegium des Josephinums in Hildesheim ein. 1873 wurde er zum Oberlehrer, 1877 zum Direktor ernannt, wo er sich als befähigter Organisator und Schulmann erwies. Auch war er ein guter Redner, der seine Ansprachen stets ausgearbeitet und wohl formuliert hatte.⁶⁵ Er war von Sittenstrenge und Pflichttreue geprägt; das geht auch aus seinem Referat auf der Hannoverschen Direktoren-Konferenz 1879 hervor, das sich „Die Schulzucht außerhalb der Schule“ betitelte.⁶⁶ Durch die gesamte Rede weht der Geist der strengen Schulzucht jener Epoche, die den Schülern strenge Gesetze auch außerhalb des Gymnasiums auferlegte. Als Äquivalent bot man den Schülern das hohe Gut der Bildung und die Aussicht auf eine gehobene Lebensstellung, für die man Opfer der Entsagung und Selbstbeherrschung bringen mußte.

Von gemeinsamen Schultagen in Duderstadt und Hildesheim stand Kirchhoff Georg Kopp nahe, der 1871 in jungen Jahren Domkapitular und Generalvikar geworden war. Er hatte auch dessen „entschieden staatsfreundliche Haltung“ übernommen.⁶⁷ Wegen seiner Loyalität war er der Regierung sowohl als Schulleiter als auch nach der Beilegung des Kulturkampfes im neuen Domkapitel genehm.⁶⁸ Er wurde 1883 Domkapitular, vorgeschlagen von Bischof Sommerwerck, unterstützt von Bischof Kopp, der inzwischen in Fulda residierte. Um ihn gruppierten sich die Mitglieder des Kapitels, die Frieden mit der Regierung wollten, während die „Ultramontanen“ sich um den neuen Domdechanten Paasch – vorher Kommissarius in Duderstadt – scharten, da sie die Unbill der Kampffahre nicht so leicht vergessen wollten.⁶⁹ Bischof Sommerwerck stand Kirchhoffs Meinung näher, zumal er bei der Beurteilung der preußischen Politik sich weitgehend Georg Kopp anschloß,⁷⁰ der seit 1887 Fürstbischof von Breslau war. Bischof und Domkapitular Kirchhoff besuchten den Fürstbischof und späteren Kardinal Kopp des öfteren; bei einem derartigen Aufenthalt auf dessen Sommersitz Schloß Johannesberg starb Adolf Kirchhoff am 20. Juli 1894 an einem Herzschlag.⁷¹



Direktor Christoph Beelte – Domkapitular 1896–1911 –

Ausblick: Die Arbeit des „bürgerlichen“ Domkapitels wurde im Kulturkampf unterbrochen.⁷² Die Zahl der Kapitulare wurde durch den Tod kleiner,⁷³ neue durften nicht ernannt werden. Die protokollierten Sitzungen des Kapitels hörten mit dem 1. Mai 1877 auf. Durch Gesetz vom 22. 4. 1877 wurden die Staatsleistungen auch für das Bistum Hildesheim gesperrt, die Besoldung für Bischof, Generalvikariat und Domkapitel – jährlich ca. 178.000 RM – zurückgehalten.⁷⁴

⁶⁵ Seeland (Josephinum Bd. I), S. 238.

⁶⁶ Seeland (Josephinum Bd. I), S. 167.

⁶⁷ NHStA Hann 122a XVII 47 i; Schreiben v. 23. 2. 1882 Bericht an Oberpräsident Leipziger.

⁶⁸ ebda. 94 d; 2. 7. 1883 Wilhelm I an Minister Goßler.

⁶⁹ ebda. 94 d; Schreiben v. 13. 1. 1887 Bericht an Oberpräsident Leipziger.

⁷⁰ Aschoff, H.-G.: Kulturkampf in der Provinz Hannover, in: Blät-

ter für deutsche Landesgeschichte, 117/1979, S. 60.

⁷¹ Zu Grablegung und Nachruf vgl. Sievert: Schulbericht Josephinum 1977/78, S. 58/59.

⁷² Sommer, L.: Der Kulturkampf und seine Wirkungen in der Diözese Hildesheim 1871–86, Hildesheim 1912.

⁷³ Even starb 1876, Renke 1877, Sievers 1880, Dr. Koch 1881; Kopp ging 1881 nach Fulda.

⁷⁴ Aschoff (Kopp), S. 34/35.

Das Domkapitel zu Hildesheim im 19. Jahrhundert

Errichtet:
1. 7. 1828

Neu errichtet:
14. 7. 1883

Die Dechanten:	Osthaus 28–29	Spieker- mann 29–34	Schneider 34–35	Merz 35–62	Sievers □ 62–80			Paasch 83–98	Hugo 99–05
Die sechs Kapitulare:	Spieker- mann 28–29	○ Wandt 30–42	Alzog 44–53	○ Koch, Edmund 53–64	○ Seiders 64–66	○ Nies- mann 66–67	○ Müller □ 67–83	○ Kirch- hoff 83–94	Bertram 94–06
	○ Fritz 28–36	Rockar 36–64	Koch, □ Josef 64–81					Wieder- holt, Th. 83–90	Wahren- dorff 90–93
	Held († 5. 6. 28) (nur Vor- schlag)	Schneider 29–34	○ Renke □ 34–77					Krüger 83–92	Koch, Franz 93–03
	Merz 28–35	○ Wedekin 36–50	Sievers 51–62	○ Jacobi (Sommer- werck) 63–71	Kopp □ 71–81			Bormann 83–96	○ Beelte, Christoph 96–11
	Brandt 28–51	○ Pagel 51–65	Even □ 66–76					Koch, Franz Jacob 83–89	Hugo 89–99
	○ Hantel- mann 28–44	Wehmuth, □ F. L. 44–83						Hage- mann 83–86	Heise 87–05
Die vier Domvikare:	○ Meyer, Friedr. 28–34	○ Pagel 35–51	○ Nies- mann 51–66	○ Weis- gerber 66–76	□			Koch, Franz 83–93	Jördens 94–97
	○ Büchels 28–42	○ Leunis 44–73	○ Voß 73–92					Voß –92	Rautert 93–06
	○ Renke 28–34	○ Wieder- holt, Karl 35–77	□					Mieding 83–94	Stein- mann 95–00
	Weh- muth, F. L. 28–44	Beelte, Conrad 44–47	○ Koch, Wilhelm 48–71	Lauf- köther 72–87				Lauf- köther –87	Merten 87–93

□ keine Neuernennungen (Kulturkampf)

○ zeitweilig oder ganz Lehrer am Josephinum

Bischof und Kapitulare mußten ihre Kurien, die ja dem Staate gehörten, räumen. Bischof Sommerwerck und zwei weitere Domherren zogen in Räume des Ursulinenklosters, das aufgehoben war, Kopp zu den Vinzentinerinnen. Die „Josephiner“ blieben im Hückedahltrakt der Schule, verloren aber ihre Mieteinnahmen an den Kurien.

Die letzten beiden Domkapitulare Müller und Wehmuth starben im Februar und Mai 1883. Die preußische Regierung gab ihr Einverständnis, daß das Domkapitel neu errichtet werden konnte.⁷⁵ Im Einvernehmen mit Rom konnte Bischof Sommerwerck, abweichend von den Vorschriften der Bulle „Impensa Romanorum Pontificum“, das Kapitel neu besetzen. Die erste Sitzung des Kapitels fand, nachdem die Sperrung der Staatsleistungen aufgehoben war, am 25. 10. 1883 statt.⁷⁶

⁷⁵ NHStA Hann 122a XVII 94 d, 2. Mai 1883.

⁷⁶ BAHd D 8 V Vol. VII 1883–91.

⁷⁷ Lebensdaten – mit Ausnahme von Paasch – bei Bertram (Bischöfe), S. 340; kirchenpolitische Wertung der einzelnen Persönlichkeiten vgl. Aschoff: Blätter für deutsche Landesgeschichte

Domdechant wurde der Pfarrer von Duderstadt, Anton Paasch; als Domherren ernannte der Bischof die Pfarrer Krüger von St. Godehardi, Hildesheim, Bornmann von Gronau, Franz Koch von Achtum, ferner den Direktor Kirchhoff vom Josephinum, den Prof. Wiederholt, der bis 1878 das Konvikt des Josephinums geleitet hatte, und den Konsistorialrat Dr. Hagemann.⁷⁷

Auch in diesem Domkapitel, das im Schnitt 59 Jahre alt war, war das Gymnasium Josephinum vertreten; zudem amtierte als Domvikar noch der alte Professor Voß bis zu seinem Tode 1892. Auch der Nachfolger Prof. Kirchhoffs als Schulleiter der Bischöflichen Schule, *Christoph Friedrich Beelte*, gebürtig aus Großdünen, wurde ins Kapitel berufen, dem er von 1896 bis 1911 angehörte.⁷⁸

117/1979, S. 58/60.

⁷⁸ Seeland (Leunis), S. 76, Sievert, Karl: Schulbericht Gymnasium Josephinum 1975/76, S. 66; Beelte, *28. 1. 1839; 1863 Priesterweihe; 1895 Direktor des Josephinums, †29. 4. 1911.

Akten und Literatur

- Akten des Bistumsarchivs Hildesheim; Abk. BAHd
 Akten des Hauptstaatsarchivs Hannover; Abk. HNStA Hann
 Zeitschrift „Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart“, Hildesheim, Abk. Diözese, Band, Jahr.
 Aschoff, Hans-Georg: „Das Verhältnis von Staat und kath. Kirche im Königreich Hannover (1813–66)“, Hildesheim 1976; zit. Hannover.
 Aschoff, Hans-Georg: „Kirchenfürst im Kaiserreich – Georg Kardinal Kopp“, Hildesheim 1987; zit. Kopp.
 Bertram, Adolf: „Geschichte des Bistums Hildesheim“ Band III, Hildesheim-Leipzig 1925.
 Bertram, Adolf: „Die Bischöfe von Hildesheim“, Hildesheim 1896; zit. Bischöfe.
 Gatz, Erwin (Hrsg.): „Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803–1945“, Berlin 1983.
 Grube, Karl Lorenz: „Johannes Leunis, nach seinem Leben und Wirken“, Hannover 1876.

- Henkel, Karl: „Handbuch der Diözese Hildesheim“, Hildesheim 1917; zit. Henkel.
 Münch, Ernst: „Vollständige Sammlung aller ältern und neuern Konkordate“ Bd. 2, Leipzig 1831; zit. Münch.
 Schneider, Philipp: „Die Bischöflichen Domkapitel, ihre Entwicklung und rechtliche Stellung im Organismus der Kirche“, Mainz 1885; zit. Schneider.
 Seeland-Gerlach: „Geschichte des Bischöflichen Gymnasiums Josephinum in Hildesheim“ 2 Bde., Hildesheim 1950/52; zit. Josephinum.
 Seeland, Hermann: „Dr. Johannes Leunis“, Sonderdruck 1937, Hildesheim; zit. Leunis.
 Seeland, Hermann: „Kurzer Abriß der Geschichte des Bistums Hildesheim“, Hildesheim 1948; zit. Abriß.
 Seiters, Julius: „Staatliche Schulaufsicht und private Schulen im 19. Jahrhundert“ in: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 60, 1992 S. 115 ff.
 Zeller, Adolf: „Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover“, II.4 Stadt Hildesheim Bürgerliche Bauten, Hildesheim 1912.

Das Bernward-Denkmal von 1893 als politische Antwort der katholischen Kirche auf den Kulturkampf Bismarcks

*Vortrag zur Ausstellung in der Universität Hildesheim
am 19. 10. 1993*

Von Manfred Overesch

Die kürzlich erfolgte Rückkehr Wilhelms I. auf seinen Sockel am Deutschen Eck in Koblenz spricht nicht dagegen: Unsere Zeit monumentalisiert ihre historische Erinnerung nicht. Der ikonographische oder ikonoplastische Umgang mit der Vergangenheit ist kein Zeichen unserer Gegenwart. Der didaktische Imperativ, vergegenwärtige Dir das Vergangene in der sinnlichen Anschauung: denk mal im Denkmal, ist kein Merkmal unserer Zeit. Sicher, in den 80er Jahren vornehmlich, überrollte uns eine Welle der Nostalgie. Städtische Bauämter und private Bauherren schwelgten in der Fassadenmusealisierung ihrer historisch so entkernten Städte, öffneten die Marktplätze für mittelalterliche Spielszenen und frühneuzeitliche Handwerkstraditionen, lenkten, wie in Hildesheim mit der Rose, mit Trottoir-Symbolen die Touristen durch die Postmoderne und an der High-Tech-Plastik-Reklamerer, die im wesentlichen das gegenwärtige Bruttosozialprodukt verdienen, vorbei zu den historischen Oasen, wo jeder dann die Frage nach seinem Herkommen in stiller Besinnung und edlem Staunen beantworten kann oder, wohl eher so, sich beantworten lassen muß.

Auch die großen Ausstellungen über die Salier, Staufer, Ottonen, über Luther oder den Historienmaler der Versailler Kaiserproklamation, Anton von Werner, können mit ihrer flüchtigen Präsentation und en passant genutzten Schaustunde nicht darüber hinwegtäuschen. Unsere Gegenwart hat keinen Sinn für das bleibend orientierende Monument, für das stetig den Daseinsgrund stiftende Denkmal, für das immer wieder dasselbe Nachdenken anregende Bild.

Wohl haben wir, zumeist in Nischen öffentlicher Parkanlagen, hier einen Gedenkstein für den 17. Juni, dort eine Plastik für Adenauer, doch nirgends, so will es scheinen, begünstigt die Topographie solches Erinnern, erzwingt das gar Kolossale den geistigen Halt.

Natürlich hat solche mentale Reserve ihren Grund, vielleicht auch ihren Sinn. Demokratien entbehren der monumentalisierbaren Heroik, Menschen- und Bürgerrechte sind lebende Merkmale unserer Gesellschaft, nicht statische Wesenszüge, ihr stetiger Vollzug, nicht ihre einmalige Verfestigung sind ihr Kennzeichen.

Als Reichspräsident Ebert 1924, am 10. Jahrestag des Ausbruchs des 1. Weltkrieges, den Vorschlag öffentlich machte, den Toten dieses Krieges ein Ehrenmal zu setzen, löste er wohl eine Welle von 4000 Vorschlägen aus, durch die sich seine Anregung zur Idee eines Nationaldenkmals der jungen deutschen Demokratie wandelte, aber alle nachfolgenden Regierungen konnten sich nicht über die Realisation eines Vorschlags einigen. Als Hitler schließlich das im Zuge dieser Kampagne 1927 gebaute Tannenberg-Denkmal in Ostpreußen 1934 zum Reichsehrenmal erklärte, hatte sich die Diktatur einer Idee der Demokratie bemächtigt und sie ihres geistigen Ursprungs beraubt.

Heute, drei Jahre nach dem Vollzug der deutschen Einheit, stehen wir vor einer ähnlichen Situation wie Ebert in der ersten deutschen Republik. Nur macht der Bundespräsident erst gar keinen Vorschlag, dem 3. Oktober 1990 ein Denkmal zu setzen. Wir ahnen wohl das Verbindende, wissen wohl um das zur Orientierung politisch Notwendige, finden aber nicht – heute noch nicht einmal in der Idee – zu einer Realisierung.

Eine wachsende Abwendung von der Politik ist unser Merkmal, ein mißgelaunter Privatismus zeichnet unser Verhalten. Die Gründe, die Implosion von Hegemonie und Ideologie der Sowjetunion und die gleichzeitig einfallende wirtschaftliche Krisensituation, zeigen uns, daß wir unsere durch Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Wohlstand bestimmte Wertewelt von außen definierten und am Leben hielten. Nun müssen wir die so lange geborgte Kraft zur Identitätsfindung aus uns selber hervorbringen. Der totale Sozialstaat hat uns lange verführt. Jetzt müssen wir die neuen Quellen unserer Legitimität erschließen und einen neuen privaten Habitus und öffentlichen, also politischen Konsens finden. Nichts haben wir bisher gefunden, was auf ein Denkmal zu stellen wäre.

Das 19. Jahrhundert hatte es da leichter. Seit der Frage eines Ernst Moritz Arndt von 1813: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, wußte jeder, was er brauchte, wenn es da war: ein Denkmal, das die geschaffene Nation versinnbildlicht. Eine Hochzeit der politischen Diktatur hob folglich an, als der Deutschen Kaiser am



„Bischof Bernward zeigt sein Kreuz dem Kaiser“ (Gemälde von Friedrich Eltermann, 1886)

18. Januar 1871 in Versailles ausgerufen worden war. Eigentlich dachte man, das war die Idee seines Sohnes Friedrich Wilhelm, an den Kölner Dom, dessen Vollendung als Kirche der Nation, als erstes Nationaldenkmal des neuen, von Rom freien, also gotischen Deutschland 1842 angegangen wurde. Doch die Traditionalisten wollten ihren siegreichen Feldherrn damals lieber auf dem Schlachtfeld des Sieges auf den Schild heben. Danach überflutete eine ganze Serie von Denkmälern die deutschen Lande: von der Goslarer Kaiserpfalz über die Porta Westfalica bis zur Germania bei Rüdesheim, von der Walhalla oberhalb der Donau bei Regensburg bis zum Kyffhäuser oberhalb der Goldenen Aue.

Wo blieb die Kirche, die einst den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mit ihrem Symbol, dem Kreuz, zur Mission und Hegemonie in Europa aufgefordert hatte? Diese Kirche, die weltweite, die katholische, war vom preußisch-deutschen Staat ins Abseits gedrängt worden.

Der Kulturkampf ist das uns allen dafür bekannte Geschehen. Der weltanschauliche Streit zwischen dem Liberalismus und der katholischen Kirche war von Bismarck am 14. Mai 1872 vor dem Reichstag auf eine rhetorische Spitze getrieben worden: „Seien Sie außer Sorge: Nach Canossa gehen wir nicht – weder körperlich noch geistig.“ Gemeint war jener Büßergang Heinrichs IV. im Januar 1077 vor die Burg Canossa in Norditalien, um in der zeremoniellen Sprache des Mittelalters vom Papst Gregor VII. die Lösung vom Kirchenbann zu erreichen.

Als Tiefpunkt deutscher Kaiserherrlichkeit begriffen, als schmachvoller Kniefall des Staates vor der Kirche empfunden, wollte das 2. Deutsche Reich gleich nach seiner Gründung ein anderes Verständnis der alten Zwei-Gewalten-Lehre präformieren und eine klare Untergliederung der römischen Kirche unter den deutschen Staat realisieren. Dazu dienten jene Maßnahmen vom Schulaufsichtsgesetz (11. März 1872) über das Verbot der Jesuiten (4. Juli 1872) und jene preußischen Mai-Gesetze von 1873, die für die Geistlichen ein Hochschulstudium in den Fächern Philosophie, Geschichte und Deutscher Literatur mit staatlicher Abschlußprüfung vorschrieben, bis hin zur obligatorischen Zivilehe von 1874/75.

Erst die versöhnliche Haltung des Papstes Leo XIII., der 1878 auf den härteren Pius IX. folgte, führte zur Beilegung des Kulturkampfes in Deutschland. Die Kirche, die katholische zumal, mußte dennoch deutliche Abstriche an ihrer geistigen und politischen Wirkung hinnehmen: die Bestimmungen gegen den Kanzelmißbrauch, das staatliche Schulaufsichtsgesetz, das über die Zivilehe sowie das Verbot des Jesuitenordens blieben in Kraft.

Ihr Selbstverständnis blieb gleichwohl ungebrochen. Gerade das demonstrierte das Bernward-Jubiläum von 1893, das war seine wesentliche didaktische Aufgabe. An einem der bedeutendsten deutschen Bischöfe des hohen Mittelalters ließen sich Rang und Einfluß der Kirche demonstrieren: im Bild und im Denkmal.

Das von Friedrich Eltermann 1886 geschaffene Gemälde „Bischof Bernward zeigt sein Kreuz dem Kaiser“ ist ein eminent politisches Gemälde, eine große ikonographische Antwort der Kirche – der Hildesheimer Bischof Wilhelm Sommerwerck hatte das Bild in Auftrag gegeben – auf den Kulturkampf. Wir sehen in der linken Bildhälfte – jedes Bild wird von links her gelesen – Bischof Bernward auf den Stufen des Altars stehen, in der Hand das Bernward-Kreuz, zu Füßen das Evangeliar, im Hintergrund romanische Architektur. In der rechten Bildhälfte, eine Stufe niedriger, eine Haupteslänge kleiner, steht der gekrönte Kaiser Otto III., Bernwards Schüler, mit zwei bewaffneten Gefolgsleuten hinter sich. Gebannt schaut er auf das Kreuz. Die Formensprache sagt es: die römische Kirche, verkörpert durch Bischof Bernward, anwesend im Kreuz, Evangeliar und Altar, steht mit ihrer himmlischen Botschaft über dem Staat. Dieser hat nur die militärische Verteidigungskraft, jene die geistliche Autorität und Führerschaft.

7 Jahre später sagt das Bernward-Denkmal vor dem Hildesheimer Dom in der Idee dasselbe, nur eben in plastischer Form auf dem Forum der Kirche. Das Bernward-Denkmal von 1893 ist die monumentale Antwort der katholischen Kirche auf die Kaiserdenkmäler der Hohenzollern. In der Zeit der profanen Demonstration deutscher Kaiserherrlichkeit erinnert das Bernward-Denkmal die Menschen an jene Baumeister, die dem irdischen Leben das himmlische Haus vorbereiten.

Zur Bedeutung und Verehrung des hl. Bernward im Bistum Hildesheim im 19. und 20. Jahrhundert¹

Von Thomas Scharf-Wrede

Die grundlegenden Veränderungen, die das Bistum Hildesheim infolge der Säkularisation und des Wiener Kongresses zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfuhr, besaßen auf die Verehrung des hl. Bernward nur bedingte Auswirkungen. Ihr Zentrum blieb die Gruft unter St. Michael, wo auch nach Aufhebung des Michaelisklosters weiterhin jeden Mittwoch Gottesdienst gefeiert wurde und wohin, wie schon seit Generationen, alljährlich am Gedenktag des Heiligen bzw. dem vorletzten Sonntag des Kirchenjahres feierliche Prozessionen der Magdalenen- und Domgemeinde führten. „St. Bernward und St. Godehard, laßt nicht herein, was unserm Stift mag schädlich sein“, so lautete ein altes Stoßgebet der Katholiken des „alten“ Bistums Hildesheim, also des ehemaligen Hochstifts, das anschaulich vor Augen führt, wie Bernward – und mit ihm der zweite große Bischof des Bistums – verstanden wurde.²

Mit dem durch Bischof Wedekin ab 1850 entschlossen angegangenen Aufbau eines kirchlichen Systems in der Diaspora bzw. dem Ausbau bestehender Einrichtungen

in den katholischen Kernregionen ging eine Intensivierung der Bernwardsverehrung einher; strukturelle Weiterentwicklung und Rückbesinnung auf den großen Heiligen waren eng miteinander verzahnt.³ So erhielten zwei der jetzt neu erbauten Kirchen das Patrozinium des hl. Bernward: 1862 die Kirche in Nienburg, einer typischen Diasporagemeinde, und 1866 die in Hönnersum, einem Dorf unweit Hildesheims.⁴ In der Bischofsstadt selbst wurde das 1852 durch die Vinzentinerinnen errichtete Krankenhaus nach dem hl. Bernward benannt.⁵ Auch wurde 1864 die Bernwardsgruft einer kleineren Umgestaltung unterzogen, stand ihr Inneres doch nicht nur nach Meinung des zuständigen Pfarrers von St. Magdalenen, Georg Kniep, „im grellen Widerspruch mit der Ehrfurcht, die man der Grabstätte des größten der Bischöfe Hildesheims schuldete.“⁶ Parallel dazu wurde den Gläubigen durch Papst Pius IX. 1863 für die traditionell mittwochs in der Magdalenenkirche und der Bernwardsgruft gefeierte „Bernwardus-Andacht“ der Erwerb eines unvollkommenen bzw. an den Hochfesten sogar eines vollkommenen Ablasses ermöglicht; ein durchaus wichtiger „zusätzlicher Anreiz“ zur Verehrung dieses Heiligen. Das in diesem Zusammenhang erschienene „Bernward's-Buch“ verfolgte eine doppelte Zielrichtung.⁷ Zum einen machte es die Gläubigen erstmalig in leicht verständlicher, fast romanhafter Form mit Leben und Werk des hl. Bernward vertraut, dann enthielt es in seinem zweiten Teil die sogen. „Mittwochs- und Sonntagsandacht zum hl. Bernward“ sowie weitere persönliche Gebete und war damit eine praktische Handreichung für die Bernwardsverehrung. In einer hier abgedruckten und häufig gebeteten Litanei wurde

¹ Die Geschichte des Bernwardkultes nach der Säkularisation ist aufgrund des Selbstverständnisses der Diözese Hildesheim als „Bernwardsbistum“ ein dringendes Desiderat der kirchenhistorischen und volkskundlichen Forschung. Der vorliegende, im wesentlichen auf den umfangreichen Aktenbeständen des Hildesheimer Bistumsarchivs, der katholischen Presse des Bistums Hildesheim sowie den Publikationen des Jubiläumsjahres 1893 basierende Aufsatz ist dabei lediglich eine erste Skizze dieses komplexen Themenbereiches. Eine detaillierte Aufarbeitung soll in den nächsten Jahren im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Auswertung der Bernwardsausstellung des Jahres 1993 erfolgen.

² U. a. bildete dieses Stoßgebet bis 1883 die Kopfzeile des „Katholischen Sonntagsblattes“ und umrahmte dabei die Abbildungen der beiden Bischöfe Bernward und Godehard, Katholisches Sonntagsblatt 43/28.10.1866.

³ Th. Scharf-Wrede, Bischof Eduard Jakob Wedekin (1849/50 bis 1870) – Das Hochstift wird zum Bistum, in: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 59 (1991) S. 105–129.

⁴ A. Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim Bd. 3, Hildesheim 1925, S. 299f.; St. Bernward/Nienburg. Die katholische

Pfarrgemeinde St. Bernward Nienburg blickt auf 125 Jahre ihrer Kirchengemeinde und auf den 30. Jahrestag des Neubaus ihrer Kirche zurück. 1862 und 1957, hrsg. durch die Pfarrgemeinde, Nienburg 1987, S. 15; Bernwardsblatt 30/2.7.1884, S. 281; M. Meyer, Festschrift zum 125jährigen Bestehen der Pfarrkirche St. Bernward Hönnersum (1866–1991), Adlum 1985.

⁵ Archiv der Vinzentinerinnen Hildesheim, Erzählungen aus dem erbaulichen Leben und Wirken verstorbener Schwestern aus der Kongregation vom hl. Vinzenz von Paul, masch.schr. niedergeschrieben von Generaloberin M. Honoria, Hildesheim 1953, S. 1f.; A. Sendker, Entstehung und Überblick über die Geschichte des St. Bernwardskrankenhauses, Hildesheim 1952; J. Maring, Die Kongregation der barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Hildesheim. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Genossenschaft, Hildesheim 1908.

⁶ Pfr. G. Kniep an Generalvikariat, 5.7.1864, Bistumsarchiv Hildesheim (BAHi) Hildesheim: St. Magdalenen, Bernwardsgruft und Friedhof.

⁷ Bernward's-Buch. Lebensgeschichte, Mittwochs- und Sonntagsandacht zum hl. Bernward nebst Morgen-, Beicht-, Communion-, Meß- und Abendgebeten, Hildesheim 1863.

Bernward in – für diese Zeit typischer – romantisierender Weise als „demütigster“, „geduldiger“, „sanftmütigster“, „andächtiger“, „arbeitsamer“ Bischof charakterisiert und u. a. angerufen als „Diener Gottes“, „Zierde der Jugend“, „Spiegel der Gottesfurcht“, „Vorbild der Priester“, „Unterweiser der Jugend“, „Zuflucht der Bedrängten“, „Lehrer des Volkes“, „Fortpflanzer des Glaubens“, „Beschützer des Stifts“, „Muster der Liebe gegen Gott“ und „Beispiel der Liebe gegen den Nächsten“.⁸

Mit Daniel Wilhelm Sommerwerck gen. Jacobi erhielt das Bistum Hildesheim 1871 einen Bischof, der den Weg seines Amtsvorgängers Wedekin konsequent weiterging. Während seines langes Episkopates wurde Bernward immer mehr zu einer Art „Markenzeichen“ des Bistums Hildesheim: so wurde etwa im Dezember 1883 das „Katholische Sonntagsblatt“ in „Bernwardsblatt“ umbenannt, und erhielt Papst Leo XIII. 1887 anlässlich seines goldenen Priesterjubiläums als offizielles Geschenk des Bistums ein mit dem Bernwardskreuz verziertes Meßgewand.⁹

„Heil’ger Bernward, groß im Leben,
Groß im Tode, Wundermann!
Deine Thaten zu erheben,
Stimmen wir dies Loblied an.
Rein vor Gott und ohne Flecken
Führtest du das Hirtenamt;
Tugendeifer zu erwecken,
War dein Herz stets ganz entflammt.
Tempel preisen und Altäre,
Die von dir errichtet steh’n,
Dein Bemüh’n für Gottes Ehre; ...
Um das Laster zu bestreiten,
Ueber unser Vaterland
Himmelssegn zu verbreiten,
Hat dein Eifer stets gebrannt.
Immer warst du voll Erbarmen

Für elende Dürftigkeit!
Gott und deines Volkes Armen
War dein Gut allein geweiht. ...
O, so sei an Gottes Throne
Uns zu helfen stets bereit!
Fleh’ für uns bei Gottes Sohne,
Hilf uns jetzt in unserm Streit...“.¹⁰

Voller Inbrunst sangen die Katholiken dieses alte – auch heute noch im Diözesanteil des „Gotteslobes“ enthaltene¹¹ – Bernwardslid in den traditionellen Andachten und Gottesdiensten zu Ehren des Heiligen, die nicht zuletzt durch das seit etwa 1870 einen starken Aufschwung nehmende katholische Vereinswesen immer prächtigere Formen annahmen. Die Verehrung des hl. Bernward wurde dabei auch Ausdruck des katholischen Protestes gegen den preußischen Kulturkampf und besaß den Charakter einer „demonstratio catholica“.

Im September 1885 beschäftigte sich Bischof Sommerwerck in einem Hirtenbrief mit dem hl. Bernward als „Bischof, Fürst und Künstler“ und warb hierin – ältere, von E. O. Wiecker 1874 erstmals konkretisierte Überlegungen aufgreifend – vehement für die Errichtung eines Bernwardsdenkmals auf dem Domhof.¹² Konkreter Anknüpfungspunkt war dabei die aus konservatorischen notwendige, nicht etwa aus religiösen Motiven dezidiert gewünschte Umstellung der bislang hier befindlichen Bernwardssäule ins Innere des Domes; am 15. 1. 1893, dem Jahrestag der Bischofsweihe des hl. Bernward, erhielt diese im südlichen Querschiff ihren neuen Standort.¹³ Städtische wie staatliche Behörden standen dem Vorhaben des Hildesheimer Bischofs positiv gegenüber, verstanden doch sie wie Sommerwerck Bernward als „Stütze des Kaisers und des deutschen Vaterlandes“. „Als Bischof ein treuer Hirt der ihm anvertrauten Seelen, als Fürst eine feste Stütze für Kaiser und Reich, und als Meister in der Kunst

⁸ Ebd., S. 64–66.

⁹ Zur Umbenennung des „Katholischen Sonntagsblattes“ in „Bernwardsblatt“ s. Bernwardsblatt 49/9.12.1883, S. 1. Zum Bernwardsmeßgewand s. ebd. 46/13.11.1887, S. 373; 47/20.11.1887, S. 381f.; 41/9.10.1887, S. 334; 15/14.4.1889, S. 121. Das von Hildesheimer Vincentinerinnen gefertigte Gewand wurde Ende November 1887 im Hildesheimer Vereinshaus ausgestellt, ehe es nach Rom geschickt wurde. Papst Leo XIII. behielt die ihm überreichten Geschenke nicht für sich, sondern verschenkte sie, wobei sie meist in ihr Herkunftsbistum zurückkamen. So konnte auch Bischof Sommerwerck im Zusammenhang mit seinem Rombesuch 1888 das Meßgewand wieder mit nach Hildesheim zurücknehmen, s. ebd. 16/21.4.1889, S. 130.

¹⁰ Katholisches Gesangbuch für die Diözese Hildesheim, Hildesheim 1894, Nr. 175.

¹¹ Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Diözesanausgabe des Einheitsgebets- und Gesangbuchs, hrsg. von der Diözese Hildesheim, Hildesheim 1975, Nr. 888.

¹² Der heilige Bernward von Hildesheim als Bischof, Fürst und Künstler, dargestellt von Dr. ss. theol. Wilhelm Sommerwerck gen. Jacobi, Bischof von Hildesheim, Hildesheim 1885. Vgl. dazu E. O. Wiecker, Die Christus- oder Bernwardssäule auf dem großen Domhofe zu Hildesheim. Eine archäologische Abhandlung, in: Programm des Bischöflichen Gymnasiums Josephinum und der damit in Verbindung stehenden höheren Bürgerschule für das Schuljahr 1873/74, Hildesheim 1874, 4. S. auch M. Arndt/K. Arndt, Das Bernwardsdenkmal in Hildesheim. Eine Studie zum Schaffen Ferdinand Hartzers, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 19 (1980) 199–233, bes. 200.

¹³ Kirchlicher Anzeiger 1/25.1.1895, S. 7.

Aufruf

48

zur

Errichtung eines Bernward-Denkmals.

Zeit länger als einem Menschenalter ist in unserer Stadt oft und von vielen Seiten der Gedanke ausgesprochen, daß es wohl an der Zeit sei, dem größten Manne, der in Hildesheim gelebt und segensreich gewirkt, dem Bischof Bernward, in dankbarer Erinnerung ein Denkmal zu setzen. Doch die Zeit, diesen Gedanken zu verwirklichen, war noch nicht gekommen. Erst mit dem Wiederaufleben der Künste in Deutschland sind die hohen Verdienste Bernward's gerade auf diesem Gebiete wieder in allen Schichten der Bevölkerung in lebhaftester Erinnerung gebracht und zur vollen Würdigung gelangt. Seit Jahren eilen die Freunde der Kunst nach Hildesheim, um die Kunstschatze der alten Stadt zu bewundern, und sie alle rufen uns zu: „Das Schönste, das Merkwürdigste, was Eure Mauern bergen, sind doch die herrlichen Bauwerke, die wunderbaren Erzgüsse, die zahlreichen Werke der Kleinkunst aus edelem Metall, welche alle Euer Bischof Bernward geschaffen, Werke, mit denen er Eure Stadt schon vor neun Jahrhunderten schmückt und die Kunst weit in den deutschen Norden getragen, Werke, an denen sich jetzt die wiederaufgewachte deutsche Kunst von Neuem wieder aufgerichtet hat.“ So haben die Fremden seit Jahren gesprochen und geschrieben und damit in den Bewohnern Hildesheims das Verständniß für diese Schätze, aber zugleich auch die Verehrung und Bewunderung für den großen Mann, der alles das geschaffen und dem ja die katholische Bevölkerung von Stadt und Land allezeit als Heiligen die innigste Verehrung gezollt, wieder wachgerufen. Haben ja dieser Stimmung auch die städtischen Collegien dieser Stadt noch kürzlich Ausdruck gegeben, indem sie die neue Straße, welche die mit der Bahn kommenden dem Mittelpunkt der Stadt zuführt, mit dem Namen des heiligen Bernward ausgezeichnet haben.

Eben dieser Stimmung sind denn auch die Unterzeichneten gefolgt, indem sie sich die Errichtung eines

Bernward-Denkmals

zur Aufgabe gestellt haben. Dieselben sind sich der Schwierigkeit dieses Unternehmens wohl bewußt, da es sich bei diesem Denkmal nur um die Herstellung eines vollendeten, inhaltreichen Kunstwerkes handeln kann, durch welches die Bedeutung des Mannes als Landesheerr und Bischof dieser Diocese, als Erzieher und Freund des deutschen Kaisers Otto III. und als Schöpfer herrlicher Kunstwerke und damit als Mitbegründer deutscher Kunst zum vollen Ausdruck gebracht wird. Es wird der Beschaffung erheblicher Geldmittel bedürfen, aber wir halten uns auch überzeugt, daß gerade für dieses Denkmal sich eine außergewöhnliche Opferwilligkeit im ganzen Gebiete des ehemaligen Fürstenthums Hildesheim zeigen wird, daß uns auch aus fernen Kreisen, insbesondere auch von den zahlreichen Kunstfreunden erhebliche Beiträge zur Förderung des Werkes zufließen werden; und wir sind in diesem Vertrauen bereits durch die eine Thatfache bestärkt, daß Se. Excellenz der Herr Staatsminister von Goltz schon auf die erste Kundgebung der bestehenden Absicht der Errichtung eines solchen Denkmals die Zusicherung ertheilt hat, die Ausführung einer in Erz zu gießenden Statue durch die Beschaffung des Gieß-Modells auf Staatskosten zu fördern.

Indem wir somit unseren Entschluß zur allgemeinen Kenntniß bringen, ersuchen wir Alle, die sich für das Unternehmen interessieren, dasselbe kräftig zu unterstützen.

Sämmtlichen Bewohnern unserer Stadt wird durch die vom Herrn Ober-Präsidenten genehmigte und demnächst in Umlauf zu setzende Hauscolleete Gelegenheit zur Zahlung oder Zeichnung ihrer Beiträge gegeben werden. Für alle auswärtigen Freunde des Unternehmens wird bemerkt, daß jeder der Unterzeichneten, insbesondere der Herr General-Vicar noch hieselbst, Beiträge gern entgegen nehmen wird.

Hildesheim, den 12. November 1885.

† Wilhelm, Bischof von Hildesheim.

Bormann, Domcapitular. Cuno, Regierungs- und Baurath.

Detmar, Domsyndicus, Justizrath. Freye, Domsekretair, Obergerichtsrath a. D.

Kirchhoff, Gymnasial-Director und Domcapitular. Koch, Generalvicar und Domcapitular.

Krüger, Domcapitular. Paasch, Domdechant und Geistlicher Rath.

Prall, Baurath. Dr. Roemer, Senator. Dr. Schulz, Regierungs-Präsident.

Strandmann, Bürgermeister. Wienold, Bürgervorsteher-Vorträger.

Wiederholt, Domcapitular und Professor.



Bernwardsdenkmal

der Schöpfer herrlicher Denkmale und der Begründer des Ruhmes der Künstlerwerkstätten Hildesheims“ – Bernward war das Ideal eines neuen, harmonischen Miteinanders von Kirche und Staat, das Denkmal ein kirchlich wie politisch wichtiges Projekt.¹⁴

Natürlich stieß der Plan eines Bernwardsdenkmals auch bei den Diözesanen auf ein positives Echo. So entwarf etwa Architekt Freckmann, einer der führenden Hildesheimer Laien, in erster Euphorie sogar schon ein Modell des Denkmals und skizzierte das „Bernwardsblatt“ in einem längeren Artikel seine eigenen Vorstellungen.¹⁵ Die Spendenaufrufe des Bischofs und der Ortsgeistlichen waren ungemein erfolgreich: in nur einem Jahr brachten die Katholiken des Bistums knapp 32.000 Mark auf, eine bis dahin noch nie erreichte Summe.¹⁶ Dabei differierte das Engagement der Gemeinden erheblich. So führte man in Grasdorf, wohin Bischof Sommerwerck während der kulturkampfbedingten Vakanz der dortigen Pfarrstelle häufig gekommen war, nicht nur eine Haussammlung durch, sondern stellte darüber hinaus noch eine gewisse Summe aus den Pfarreinkünften zur Verfügung.¹⁷ Anders dagegen in der kleinen Diasporagemeinde Verden, wo Pfarrer und Kirchenvorstand lediglich eine Kirchenkollekte durchführten. Ihrer Ansicht nach ließ sich hier keine „Begeisterung für ein Denkmal des hl. Bernward“ wecken, stammten doch „mit Ausnahme einer einzigen Familie alle Gemeindemitglieder aus fremden Diözesen.“¹⁸

Das Jahr 1893 stand ganz im Zeichen des hl. Bernward: 900. Jahrestag seiner Bischofsweihe und gleichzeitig 700. Jahrestag seiner Heiligsprechung. Bischof Sommerwerck appellierte in einem Fastenhirtenbrief „Das Kreuz des heil. Bernward“ eindringlich an die Katholiken des Bistums, sich stärker an seinem großen Amtsvorgänger zu orientieren und wie dieser Gebet und

Arbeit als Einheit zu sehen: „An dem Beispiele des hl. Bernward können wir es lernen, wie das Gebet eine Quelle des Segens und der Kraft für unser irdisches Leben und unsere Berufsarbeit ist.“¹⁹ Damit propagierte Sommerwerck ein Christ-Sein in der Welt und für die Welt – ein durchaus moderner Gedanke.

Im September erreichte das Jubiläumsjahr seinen Höhepunkt. Den Auftakt bildete am 8. September die Weihe der in (Hannover-) Döhren neu errichteten St. Bernwardskirche durch Bischof Sommerwerck. Daß im Großraum und industriellen Ballungszentrum Hannover, wohin seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr Katholiken kamen, eine Kirche den Namen des Bistumspatrons erhielt, war Sommerwerck ein besonderes Anliegen.²⁰ Am 28. September folgte in der Bischofsstadt Hildesheim die feierliche Enthüllung des von K. F. Hartzer geschaffenen Bernwardsdenkmals, das den hl. Bernward in vollem bischöflichem Ornat zeigt, in der linken Hand den Bischofsstab und mit der rechten den Segen erteilend, zu seinen Füßen das Modell der Michaeliskirche.²¹ Das Bernwardskreuz, das – wie das „Bernwardsblatt“ 1886 geschrieben hatte – „so mit dem Hildesheimischen Bischof verwachsen ist, daß es zu seiner Charakterisierung dient, wenn er dargestellt wird“, fehlte; es war lediglich auf einer der vier am Postament des Denkmals angebrachten Bronzetafeln abgebildet.²² Hieraus auf einen Primat der politischen Funktion des Denkmals zu schließen²³, dürfte jedoch zu weit führen – auch wenn selbst Bischof Sommerwerck in seiner Festansprache von Bernward als „Vorbild der treuesten, opferfreudigsten Liebe zu unserem heißgeliebten Vaterland, zu Kaiser und Reich, zu der von Gott gesetzten Autorität und Ordnung“ sprach.²⁴

Vielmehr sollte der enge Zusammenhang zwischen der Errichtung des Denkmals und der – zum größten Teil

¹⁴ Ausführliche Schilderung der Feierlichkeiten und Abdruck der Ansprachen: Bernwardsblatt 41/8.10.1893, S. 332–335.

¹⁵ Hildesheimsche Zeitung 1/2.1.1885; 5/7.1.1885; Bernwardsblatt 31/1.8.1886, S. 245 f.

¹⁶ Hildesheimsche Zeitung 268/14.11.1885; Bernwardsblatt 48/28.11.1886, S. 384.

¹⁷ Protokoll des Kirchenvorstands der Pfarrgemeinde Grasdorf vom 22.11.1885, BAHi Hildesheim, Dom, Anleihen des Sammelfonds zur Errichtung eines Bernwardsdenkmals.

¹⁸ Pastor Völsen an Bischöfliches Generalvikariat, 9. 11. 1885 (wie Anm. 17).

¹⁹ Hirtenbriefe des H. H. Dr. Wilhelm Sommerwerck, genannt Jacobi, von Hildesheim von 1871–1905, Hildesheim 1906, S. 303–327.

²⁰ Pfr. Schreiber, Hannover St. Clemens, an Bischöfliches Generalvikariat, 10. 5. 1892; Generalvikar Hugo an Schreiber, 14. 5. 1892, BAHi Hannover-Döhren, Kirche, Gründung einer kirchlichen Anstalt, 1886–1907; H.-G. Aschoff, Um des Menschen willen. Die Entwicklung der katholischen Kirche in der Region Hannover, Hildesheim 1983, 74.

²¹ M. Arndt/K. Arndt (wie Anm. 12); A. Bertram, Das Bernward-Denkmal in Hildesheim. Zur Erinnerung an den 28. September 1893, Hildesheim 1893.

²² Bernwardsblatt 31/1.8.1886, S. 245 f.

²³ So M. Arndt/K. Arndt (wie Anm. 12) S. 220.

²⁴ Bernwardsblatt 41/8.10.1893, S. 332–335. Vgl. auch die Anordnungen zum Bernwardsfest im Kirchlichen Anzeiger 13/25.9.1893.



Bernwardskirche Hannover-Döhren, ca. 1893

auf Sommerwercks Kosten durchgeführten – Renovation der Bernwardsgruft beachtet werden.²⁵ Nicht künstlerische oder konservatorische Gründe hatten den Ausschlag für deren Umgestaltung gegeben, entscheidend waren vielmehr religiös-liturgische Motive gewesen: den Gläubigen sollte ein freier Blick auf den Sarkophag des hl. Bernward ermöglicht werden, wovon man eine intensivere, innigere Teilnahme an Andacht oder Gottesdienst erhoffte. Generell wurde der Innenraumgestaltung der zahlreichen um die Jahrhundertwende im Bistum Hildesheim neu erbauten bzw. erweiterten Kirchen besonderes Augenmerk beige-

messen. Gleichzeitig wurde die „Bernwardsquelle“, d. h. das den Sarkophag umfließende Grundwasser, besser zugänglich gemacht, die im volksfrommen Brauchtum der Hildesheimer Katholiken eine nicht unerhebliche Rolle spielte, führten doch so manche eine Genesung nach schwerer Krankheit oder auch die Versöhnung innerhalb der Familie auf dieses „heilige Wasser“ zurück. Am 27. September, also einen Tag vor der Denkmalsenthüllung, benedizierte Sommerwerck die Krypta und feierte die erste hl. Messe, für die der St.-Clara-Verein übrigens eigens ein Meßgewand angefertigt hatte.²⁶ In der anschließenden

²⁵ A. Bertram, Die Bernwardsgruft in Hildesheim. Ein Gedenkblatt zum Bernward-Jubiläum 1893, Hildesheim 1893; Bernwardsblatt 37/12.9.1915, S. 291 f.; 38/19.9.1915, S. 299 f.; Bischof Sommerwerck an Pfr. Edelmann (Hildesheim St. Magdalenen), 22. 9. 1893, BAHi Hildesheim St. Magdalenen, Bernwardsgruft und Friedhof. Siehe dazu auch P. Heckes, Studien zu den Kirchendekorationen Hermann Schapers (1853–1911) mit einem

Gesamtkatalog seines künstlerischen Werks, Berlin, Univ.-Diss., 1990, S. 46–55.

²⁶ Hildesheimsche Zeitung 221/27.9.1893. Text der Altarsteinurkunde: Kirchlicher Anzeiger 23/21.9.1893. Vgl. auch Bischof Sommerwerck an Pfr. Edelmann (Hildesheim St. Magdalenen), 22. 11. 1893, BAHi Hildesheim St. Magdalenen, Bernwardsgruft und Friedhof.



Bernwardsgruft nach der Restauration von 1893

„Bernwardswoche“ kamen jeden Tag zahlreiche Gläubige hier – wie auch in vielen anderen Kirchen des Bistums – zu Gebet und Andacht zusammen:

„Kommt und singt zu Bernward's Ehren,
Preiset seine Heiligkeit,
Laßt uns Gottes Ruhm vermehren,
Der ihn krönt in Herrlichkeit;
Laßt uns bitten, daß er schütze
Seine Stadt, sein Vaterland,
Und die Seinen unterstütze,
Schirme sie mit starker Hand.“²⁷

Im Jahr nach dem Jubiläum erschien das von Bernhard Sievers, Pastor in der Bernwardsgemeinde Hönnersum, zusammengestellte „Sankt Bernwardus-Buch“ mit zahlreichen Bernwardsliedern und -gebeten sowie einer – gegenüber der Ausgabe von 1863 erheblich erweiterten – Darstellung des Lebens und Wirkens des Heiligen.²⁸

Hinsichtlich der wissenschaftlichen, d. h. historisch-kritischen Rezeption des Lebens und Wirkens des hl. Bernward gab das Jubiläumsjahr nur geringe und kaum nachhaltige Impulse. Hinzuweisen wäre hier eigentlich nur auf die kunsthistorisch orientierten Arbeiten von Stephan Beissel – der übrigens enge persönliche Beziehungen zu Bischof Sommerwerck unterhielt –, einen Aufsatz des Braunschweiger Dechanten Karl Grube in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland“ und natürlich die beiden Publikationen über die Bernwardsgruft und das Bernwardsdenkmal aus der Feder Adolf Bertrams, seit Ende der 1880er Jahre einer der wichtigsten Mitarbeiter Bischof Sommerwercks und ab 1906 dessen Nachfolger auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl.²⁹ Thematisiert wurde Bernward vielmehr in eher populärer Form. So vor allem in dem mehrere Auflagen erzielenden Roman „Bernward von Hildesheim. Eine Erzählung aus Niedersachsens Vorzeit“ von Antonie Haupt, der Ehefrau eines agilen Mitglieds der katholischen Gemeinde Hannovers; die Anregung dazu stammte

übrigens von Adolf Bertram, der der Verfasserin auch immer wieder mit Rat und Tat zu Seite stand.³⁰ In ausdrucksvollen, dem heutigen Leser allerdings zu pathetisch klingenden Szenen wird Bernwards Leben und Wirken beschrieben. Ein Beispiel dafür ist die Schilderung der Begegnung in Mainz zwischen Bernward und Thangmar, in der Bernward von seiner Wahl zum Bischof von Hildesheim erfährt:

„Bernward schaute herüber. ‚Das ist ja Thangmar, mein Lehrmeister, das sind ja Herren von der Hildesheim'schen Domgeistlichkeit, das ist mein Bruder Tammo und viele andere vom Hildesheim'schen Adel!‘ ruft er und eilt freudig hinunter. ‚Willkommen, Ihr Herren!‘ also ruft er in das Getümmel hinein. Welche Überraschung! Kein lautes Gegenrufen umher. Entblößten Hauptes in ehrfurchtsvollem Schweigen beugen alle huldigend die Knie vor dem jungen Priester, der mit Würde und Anmuth soeben hervorgetreten ist. Aller Augen ruhen voll Liebe und Stolz auf der hohen vornehmen Gestalt mit den durchgeistigten Zügen, mit dem edlen Anstand in allen Bewegungen. Der weiß nicht, wie ihm geschieht, als nun sein Freund und Lehrer, der Decan Thangmar, gemessenen Schrittes vor ihn tritt, nochmals das Knie beugt und mit kräftiger weithin schallender Stimme spricht: ‚Heil und Gruß dem erwählten Bischof von Hildesheim!‘ Bernward steht ob dieses Grußes unbeweglich da; bleich und stumm. Er kann den Sinn nicht fassen.“³¹

Das gleiche romantische und idealisierende Bernwardsbild zeichnete ein „Geistliches Festspiel“, das Dommusikdirektor Winand Nick und Joseph Graen, Pfarrer der Hildesheimer Hl. Kreuzgemeinde, 1896 zur Feier von Sommerwercks Bischofs- und Priesterjubiläum komponiert und getextet hatten und dessen Aufführung im Hildesheimer Vereinshaus durch Mitglieder der katholischen Vereine großen Anklang fand.³² So heißt es etwa in der das fünfte Bild „In Bernwards Werkstatt“ einleitenden Deklamation:

„Nach Hildesheim zurückgekehrt
Macht Bernward in der Seinen Mitte

²⁷ Zur Feier der Bernwardswoche s. Kirchlicher Anzeiger 13/25.10.1893; Hildesheimsche Zeitung 268/23.11.1893.

²⁸ Sankt-Bernwardus-Buch. Zusammengestellt von Pfarrer Bernhard Sievers, Hildesheim 1894.

²⁹ St. Beissel, Der heilige Bernward von Hildesheim als Künstler und Förderer der deutschen Kunst. Hildesheim 1895; K. Grube, Zum neunten Centenarium des hl. Bernward von Hildesheim. In: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland 112 (1893) S. 705–721. A. Bertram (wie Anm. 21); ders.

(wie Anm. 25).

³⁰ A. Haupt, Bernward von Hildesheim. Erzählung aus Niedersachsens Vorzeit, Hildesheim 1893.

³¹ Ebd., S. 91f.

³² St. Bernward. Geistliches Festspiel in sieben Bildern, Zur Feier des Bischofs- und Priesterjubiläums des hochwürdigsten Herrn Bischofs Wilhelm, Dichtung von Joseph Graen, Komponiert für Soli, gemischten Chor und Orchester von Winand Nick, Hildesheim 1896.

Die liebe Stadt zu einem Heerd
Der Frömmigkeit und edlen Sitte.
Weithin erstrahlet bald von hinnen
Des guten Beispiels lichter Schein,
Denn alle Christo zu gewinnen
Will Bernward allen alles sein.“³³

Gewiß zählte auch diese Dichtung nicht zur großen Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, doch war sie – und das darf nicht außer acht gelassen werden – auch nicht als solche gedacht, sondern vielmehr als eine Art „Gebrauchsliteratur“ im positiven Sinn.

Deutlicher Ausdruck für die um die Jahrhundertwende intensive Verehrung und Wertschätzung des hl. Bernward ist auch, daß relativ viele Kirchen seinen Namen erhielten. Neben der bereits genannten Bernwardskirche in Hannover (1892/93) erhielten auch die Neubauten in Gr. Ilsede (1881/84)³⁴, Lehrte (1895)³⁵, Hildesheim (1906/07)³⁶ – wo aufgrund der Stadtentwicklung der ursprüngliche Plan einer großen und repräsentativen Kirche kurzfristig zugunsten der gleichzeitigen Errichtung zweier Kirchen aufgegeben wurde³⁷ – und Gifhorn (1914)³⁸ dieses Patrizinium; außerdem firmierte der Heilige für weitere Kirchen wie beispielsweise die 1894/95 in Hannover errichtete St. Elisabethkirche³⁹ als Nebenpatron. Desgleichen wählten zahlreiche um die Jahrhundertwende gegründete Vereine den Namen „Bernwardsverein“, so etwa in Hildesheim die katholischen Handwerksmeister und eine der drei Vinzenzkonferenzen.⁴⁰

Auch nach dem Ersten Weltkrieg blieb die Erinnerung an den großen Bischof im Bistum Hildesheim lebendig. Bereits im Religionsunterricht der Volksschule wurden die Kinder mit Leben und Werk des hl. Bernward bekanntgemacht, in den Jugendgruppen und



Antonie Haupt, Bernward von Hildesheim

Titelblatt des Bernwardromans von A. Haupt. (Privatbesitz Pas. Pollmann.) Erstauflage 1893.

³³ Ebd., S. 20.

³⁴ Katholisches Sonntagsblatt 21/22.5.1881, 166; Bernwardsblatt 21/25.5.1884, S. 207f.; Landdrostei Hildesheim an Oberpräsidium Hannover, 6. 1. 1883 Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv (NHStA) Hannover, Hann 122a XVII S. 163.

³⁵ Pastor Nothdurft (Bolzum) an Bischöfliches Generalvikariat, 27. 11. 1895, BAHi Lehrte, Einrichtung der Mission, Bau des Missionsgebäudes 1876–1899. Siehe dazu auch Chronik der katholischen Pfarrgemeinde Lehrte. Bearb. von W. Schneider, Lehrte 1958.

³⁶ K. Sievert, 75 Jahre St. Elisabeth-Kirche und St. Elisabethgemeinde in Hildesheim. Hildesheim 1982, S. 10; Handbuch des Bistums Hildesheim, Teil 1: Region Hildesheim. Hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim, Redaktion: W. Stof-

fers, Text: G. Vogt, Hildesheim 1992, S. 22.

³⁷ Bischöfliches Generalvikariat an Hannoversches Oberpräsidium, 27. 3. 1905, NHStA Hannover, Hann 122a XVII 188b; Bernwardsblatt 45/10.11.1907, S. 354–357 (Weiherede von Bischof Sommerwerck).

³⁸ Pastor Willke (Lehrte) an Bischöfliches Generalvikariat, 14. 3. 1914, BAHi Gifhorn, Seelsorge für die Katholiken in Gifhorn 1888–1918.

³⁹ Bernwardsblatt 47/24.11.1895, S. 383; St. Elisabeth-Gemeinde Hannover 1895–1970. Bearb. von H. Schaffrin u. H. Happe, Hannover 1970, S. 14.

⁴⁰ Festschrift zum 64jährigen Stiftungsfest des katholischen Meistervereins St. Bernward in Hildesheim. Hildesheim 1951, S. 9; Bernwardsblatt 52/24.12.1911, S. 539.

-vereinen wurde er durch Kapläne und Pastöre als „Vorbild der studierenden Jugend“ beschrieben, und den Erwachsenen galt er als „Prototyp“ eines frommen und arbeitsamen Menschen.⁴¹ Sein Name war gleichsam ein Synonym für Katholisch-Sein und das Bernwardskreuz das „Erkennungszeichen“ – weswegen es auch bei Großveranstaltungen wie dem Katholikentag 1924 in Hannover als offizielles Festabzeichen diente.⁴² Gleichwohl ging die individuell-religiöse Verehrung – etwa in Gebet und Lied – des hl. Bernward nach 1918 immer mehr zurück. Neuere Frömmigkeitsformen wie die Herz-Jesu-Verehrung und die Marienfrömmigkeit oder ab etwa 1930 die Liturgische und Eucharistische Bewegung, die den Gläubigen eine aktivere Teilnahme am religiösen Geschehen ermöglichten, gewannen an Bedeutung.⁴³ Gab es also genügend „interne“ Gründe, die den hl. Bernward in den Hintergrund treten ließen, so wurde die Bernwardsverehrung – wie das gesamte kirchliche Leben – nach 1933 durch die äußeren Gegebenheiten noch zusätzlich kompliziert, stand doch gerade dieser „Bischof, Fürst und Künstler“ in Gefahr, von den Nationalsozialisten agitatorisch mißbraucht zu werden. Eine Gefahr, die Bi-

schof Machens – liest man seine Ansprache anlässlich der Ablegung des konkordatär vorgeschriebenen Treueides gegenüber der Reichsregierung im Juni 1934 – nicht sofort gesehen hat.⁴⁴

Mit Ende der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft und des Zweiten Weltkrieges kamen viele Vertriebene und Flüchtlinge ins Bistum Hildesheim – und mit ihnen ihre religiösen Traditionen und Gebräuche. Dieser Umstand sowie die allgemeine Frömmigkeitsentwicklung trugen dazu bei, daß die Bernwardsverehrung noch weiter an Bedeutung verlor. Lediglich 1960, Jahr der Domneuweihe und Jubiläumsjahr der beiden heiligen Bischöfe Bernward und Godehard, kam es zu einer – allerdings zeitlich eng umrissenen – Renaissance. Nicht zu Unrecht fragte Erich Riebartsch, Professor am Hildesheimer Priesterseminar, am Ende dieses Jahres, „ob von einer Gestalt, die in völlig anderen Verhältnissen wirkte, zu uns eine verständliche Botschaft dringt, die an unser Gewissen rührt und uns helfen kann, den Auftrag unserer Tage zu erfüllen.“⁴⁵ Es bleibt abzuwarten, wie wir diese Frage heute beantworten.

⁴¹ Siehe etwa die Einweihungsrede Bischofs Bertrams anlässlich der Eröffnung des Duderstädter Konvikts, Südhannoversche Volkszeitung 63/25.4.1908; Bernwardsblatt 18/3.5.1908, S. 143f.

⁴² Th. Scharf, Die 63. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Hannover (30. 8. – 3. 9. 1924). In: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 55 (1987), S. 162.

⁴³ Siehe dazu auch E. Fouilloux, Die Katholische Frömmigkeit. In: Die Geschichte des Christentums Bd. 12: Erster und Zweiter Weltkrieg. Demokratien und totalitäre Systeme (1914–1958), hrsg. von K. Meier, Freiburg/Br. 1992, 242–252.

⁴⁴ Katholisches Kirchenblatt für das Bistum Hildesheim 30/29.7.1934. In praxe zählte Machens innerhalb des deutschen

Episkopats zu den entschiedensten Gegnern des Nationalsozialismus, erinnert sei hier nur an seine intensiven Bemühungen um das katholische Schulwesen, siehe dazu A. Lange-Stuke, Die Schulpolitik im Dritten Reich. Die Bekenntnisschule im Bistum Hildesheim von 1933 bis 1948, Hildesheim 1989. Vgl. auch Machens' überaus deutlichen Fastenhirtenbrief für das Jahr 1943, in: Kirchlicher Anzeiger der Diözese Hildesheim 2/11.2.1943.

⁴⁵ E. Riebartsch, Die Botschaft des heiligen Bernward an unsere Zeit. In: Kirchenzeitung für das Bistum Hildesheim 46/13.11.1960.

Die Adventslieder in den Hildesheimer Diözesangesang- büchern von 1893 bis zum GOTTESLOB

Aus den Beständen der Dombibliothek

Von Thomas Blecker

Vorwort

Die vorliegende Arbeit, geschrieben als Diplomarbeit im Studiengang Kirchenmusik an der Hochschule für Musik und Theater Hannover, untersucht den Bestand der Adventslieder in den Hildesheimer Gesangbüchern seit 1893 bis zur Gegenwart, also einschließlich des GOTTESLOB. Ausgehend vom Bestand des GOTTESLOB sollen Veränderungen im Bestand der bis zum GOTTESLOB benutzten Gesangbücher untersucht und in einen theologiegeschichtlichen Hintergrund eingeordnet werden. Dabei wird während der Untersuchung zwischen Stammteil- und Anhangsliedern nicht unterschieden, sondern erst im letzten Kapitel wird auf die Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen eingegangen.

Da die alten Ausgaben der Gesangbücher keine Quellenangaben enthalten, kann lediglich textimmanent untersucht werden. Erst ab dem CANTA BONA von 1969 finden sich Quellenangaben zu den Liedern. In diesem Zusammenhang sei auf die wichtigsten historischen Quellen hingewiesen, die wohl in den Gesangbüchern von Michael Vehe, Johann Leisentritt und dem Ulenberg Psalter (alle 16. Jhdt.) den Texten von den berühmten Barockdichtern Friedrich Spee, Angelus Silesius und Paul Gerhardt und den wichtigen, jüngeren Ausgaben der Gesangbücher von Heinrich Bone und Joseph Mohr zur Zeit der Restauration zu sehen sind.

Die untersuchten Lieder sind, soweit sie nicht im GOTTESLOB stehen und soweit sie mit den heutigen Texten des GOTTESLOB nicht übereinstimmen, in einem Anhang abgedruckt. Im Text wird jeweils mit Seitenangabe auf die entsprechende Seite im Anhang verwiesen.

Im Literaturverzeichnis ist eine ausführliche Quellenbibliographie (Qbb.) der untersuchten Gesangbücher angegeben, die sich auf die neueste Quellenbibliographie von Kurt Küppers (s. Literaturverzeichnis) stützt und durch Sichtung des Bestandes der Hildesheimer Dombibliothek und eigener Exemplare ergänzt ist.

Ferner gehe ich auch auf einige musikalische Veränderungen ein, die allerdings erst ab der Gesangbuchausgabe von 1908 betrachtet werden können, da die früheren Ausgaben keine Noten enthalten.

Insgesamt geht es darum, einen Überblick über die Entwicklung des Liedgutes im letzten Jahrhundert in der Diözese Hildesheim am Beispiel der Adventslieder zu geben und den Bestand des GOTTESLOB vor diesem Hintergrund kritisch zu bewerten. Nicht untersucht werden die Kehr- und Gemeindeverse, die zum erstenmal im CANTA BONA von 1969 zu finden sind.

Danken möchte ich Prof. Dr. F. W. Thiele, Hildesheim, auf dessen Rat hin diese Arbeit entstanden ist, für wertvolle Hinweise und Korrekturen.

Zur Tradition der Gesangbücher im Bistum Hildesheim

Das älteste Gesangbuch, das sich in der Diözese Hildesheim nachweisen läßt, stammt aus dem Jahre 1603 und wurde von dem Jesuitenpater Johannes Hammer zusammengestellt. Es erfuhr Neuauflagen in den Jahren 1625 und 1647. Allerdings handelte es sich nicht um ein Gesangbuch im heutigen Verständnis, sondern um eine Art gottesdienstliches Handbuch. Der Titel dieses „Handbuches“ lautete: „Catholisch Manual oder Handbuch, darin begriffen seyndt: Die Evangelia mit den Episteln deß gantzen Jahres, Cantuale oder Psalmbüchlein teutscher und lateinischer, meistens alter Gesänge sampt dem Catechis. Musico., Klein Catechismus D. Petri Canisii, Meßtractätlein, Communionbericht, Bettbüchlein, Beichtform, Rosenkranzbüchlein, Glaubensunterricht. Den Catholischen Pastoren und Seelsorgern, auch allen anderen altgläubigen Christen zu Dienst und Nutz in diese Form Verfasset.“

Das nächste Gesangbuch stammt aus dem Jahr 1712 (1713) und trägt folgenden Titel: „Catholisches Gesangbuch auf alle hohen Feste, Sonn- und Feyertage des gantzen Jahres, bey dem Amt der H. Meß. Prozession und Kinder-Lehr auch sonst, und zu Haus hoch



nützlich und tröstlich zu singen. Mit sonderbaren Fleiß aus Alt- und Neubewährten Catholischen Gesangbüchern zusammengetragen übersehen und approbiert. Mit einem neuen Anhang allerhand schöner Gesänge vermehret.“

In mehreren Auflagen wurde es bis zum Jahre 1776 gedruckt, und selbst als der damalige Fürstbischof Friedrich Wilhelm Frh. von Westphalen das im Bistum Osnabrück verwendete „Neue Katholische Gesang- und Gebetbuch“, verfaßt vom Osnabrücker Generalvikar Rudolph Deutgen (sog. „Deutgensche Gesangbuch“), einführte, stieß dieses auf erbitterten Widerstand. Eindrucksvollstes, anekdotisches Beispiel für diesen Widerstand ist der in die Bistumsgeschichte eingegangene „Harsumer Gesangbuchstreit“ von 1792.¹

Dieses „Deutgensche Gesangbuch“ erschien im Jahr 1781 und wurde in der Diözese Hildesheim unter dem Titel „Neues Katholisches Gesang- und Gebetbuch. Auf gnädigsten Befehl seiner Hochfürstlichen Gnaden Friedrich Wilhelm Frh. von Westphalen zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste im Hochstift Hildesheim verordnet“ eingeführt.

Der erbitterte Widerstand, der diesem Buch entgegengebracht wurde, erzielte unter dem neuen Fürstbischof, Franz Egon Frh. von Fürstenberg, viele Zugeständnisse, was zur Folge hatte, daß die Hildesheimer Stiftsdörfer sowohl auf dem Gebiet der Eigenbestimmung als auch des Liedgutes bis in die jüngste Vergangenheit eigene Wege gingen (der letzte umstrittene Stiftsanhang zum GOTTESLOB datiert vom Jahr 1987). Das erste eigene Stiftsgesangbuch wurde 1861 gedruckt, die letzte Ausgabe des „Altstift-Hildesheimischen Gesangbuchs“, einer Fortführung des Buches von 1712, erschien 1935.

1771 erschien unter Fürstbischof Friedrich Wilhelm ein katechetisches Gesang- und Gebetbuch, in dem sich Spuren der Aufklärung entdecken lassen. Dieses Buch war allerdings nicht zum gemeindlichen Gebrauch bestimmt, was aus dem Titel hervorgeht: „Die Christlich-Katholische Lehre in Liedern, das ist Katechetische Gesänge, zum Gebrauche der Katholischen Schulen, nebst einem Anhang auserlesener Lieder.“ 1857 wurde ein neues „Vollständiges Katholisches Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Hildesheim“ herausgebracht, welches allerdings im Liederteil nur die „Deutgenschen Lieder“ enthielt.

Aufgrund geographischer Neuordnungen der Diözesangrenzen wurde gegen Ende des 19. Jhdts. ein einheitliches Gesangbuch unumgänglich. Dieses kam dann auch im Jahr 1893 als „Katholisches Gesangbuch Für die Diözese Hildesheim“ heraus.² Dieses kann als das erste offizielle Gesangbuch angesehen werden, welches in einem vergrößerten Bistum überall in Gebrauch war. Allerdings gab es weiterhin die regionalen Gesangbücher, wie z.B. das Harsumer Gesangbuch oder das Untereichsfeldische Gesangbuch und einige Diaspora-Ausgaben.

Ein auf diesem Buch basierendes neues Gesangbuch kam im Jahr 1908 heraus und erschien in mehreren

¹ H. Engfer, Der Harsumer Gesangbuchstreit, in: DVG Jg. 34, 1966, S. 56ff.

² Angaben zu den Gesangbüchern vgl. K. Buerschaper, Katholische Gesangbücher Hildesheims, in DVG Nr. 1, 1927, S. 24ff.

Auflagen (leicht verändert, z.B. mit Einfügung der sogenannten Einheitslieder) bis zum Jahr 1948. Das Nachfolgebuch von diesem war dann das erste CANTA BONA, herausgebracht 1949 unter Bischof Josef Godehard Machens. 1951 erschien zusätzlich ein Anhang für die Heimatvertriebenen, 1966 wurden noch einmal einige Veränderungen unter Berücksichtigung der ersten Ergebnisse des II. Vatikanischen Konzils vorgenommen. Dieses Buch erlebte insgesamt 11 Auflagen. Ein überarbeitetes CANTA BONA mit den jetzt überall rezipierten Zielsetzungen des II. Vatikanums erschien 1969 unter Bischof Heinrich Maria Jansen. Es gab davon drei Auflagen. Dieses Gesangbuch blieb bis zur Einführung des GOTTESLOB in der Diözese Hildesheim in Gebrauch. Noch heute finden sich zusätzlich zu den einzelnen Bistumsanhängen eigene Anhänge für das Stift Hildesheim (s.o.) und für das Eichsfeld.

Bestandsaufnahme der Adventslieder in den verschiedenen Gesangbüchern seit 1893

In GB.I (römische Zahlen vgl. Abkürzungsverzeichnis, bzw. Qbb.) finden sich folgende Adventslieder mit ihren dazugehörigen Nummern:

Komm Herr und Gott, du höchster Hort, Nr. 71
O Herr, der du durch deine Macht, Nr. 72
Aus hartem Weh die Menschheit klagt, Nr. 73
Der Himmel, der verschlossen war, Nr. 74
Wohlauf nun laßt uns singen all, Nr. 75

Im Anhang des Buches finden sich weitere Adventslieder. Da der Anhang mit seinen laufenden Nummern wieder bei Nr. 1 zu zählen beginnt, haben die folgenden Lieder Nummern, die mit den oben aufgeführten Liednummern nicht im Zusammenhang stehen:

Ein ernstes Wort durchtönt die Nacht, Nr. 29
Tauet, Himmel, den Gerechten, Nr. 30
Das Zeichen ist geschehen, Nr. 31
Es kam ein treuer Bote, Nr. 32
Es ist ein Tau gefallen, Nr. 33
O Heiland reiß die Himmel auf, Nr. 34

Dieser Grundbestand geht 1908 in das neue Gesangbuch ein. In diesem, Gb.II, finden sich folgende Lieder unter der Rubrik Advent mit ihren Nummern:

Das Zeichen ist geschehen, Nr. 43
Es kam ein treuer Bote, Nr. 44
Aus hartem Weh die Menschheit klagt, Nr. 45



Wohlauf, nun laßt uns singen all, Nr. 46
Ein ernstes Wort durchtönt die Nacht, Nr. 47
Tauet, Himmel, den Gerechten, Nr. 48
O Herr, der du durch deine Macht, Nr. 49
O Heiland reiß die Himmel auf, Nr. 50
O komm, o komm, Emanuel, Nr. 51
Herr, sende, den du senden willst, Nr. 52

In diesem neuen Gesangbuch von 1908 fehlen im Vergleich zum GB.I die drei Lieder: „Komm Herr und Gott, du höchster Hort; Der Himmel, der verschlossen war; Es ist ein Tau gefallen“. Die Texte dieser drei Lieder sind im Anhang abgedruckt. Neu hinzugekommen sind die Lieder: „O komm, o komm, Emmanuel; Herr, sende, den du senden willst“.

CB.I weist folgenden Bestand auf:

Aus hartem Weh die Menschheit klagt, Nr. 1
Gott, heilger Schöpfer aller Stern, Nr. 2
O Heiland, reiß die Himmel auf, Nr. 3
Das Zeichen ist geschehen, Nr. 4
Tauet, Himmel, den Gerechten, Nr. 5
Es kam ein treuer Bote, Nr. 6
Ein ernstes Wort durchtönt die Nacht, Nr. 7
O komm, o komm, Emmanuel, Nr. 8
Herr, sende, den du senden willst, Nr. 9
Macht hoch die Tür, Nr. 10
Wachet auf, Nr. 11

In CB.I fehlen im Vergleich zu GB.II die Lieder „O Herr, der du durch deine Macht“ und „Wohlauf, nun laßt uns singen all“. Neu hinzugekommen sind „Gott, heilger Schöpfer aller Stern“ und „Wachet auf“. In dem speziell für die Vertriebenen angefügten Anhang finden sich noch die Lieder:

Ecce, Dominus veniet, Nr. 351
Tauet, Himmel, den Gerechten (in zwei Textversionen), Nr. 352/352a
Es glüht ein Morgenrot herauf, Nr. 353
Willkommen, Gottes ew'ger Sohn, Nr. 354
Horch, eine helle Stimm' erklingt, Nr. 355
Und unsrer Lieben Frauen, Nr. 356

Ferner findet sich ein Hinweis auf das schlesische Lied „Maria sei begrüßet“, welches, bis auf den Textanfang, mit dem Lied „Ave Maria klare“, Nr. 107, identisch ist. Im neuen CANTABONA, unter Bischof Heinrich Maria Janssen herausgegeben (CB.II), finden sich folgende Adventslieder:

Gott, heil'ger Schöpfer aller Stern, Nr. 481
Aus hartem Weh die Menschheit klagt, Nr. 482
O Heiland reiß die Himmel auf, Nr. 483
Komm, der Völker Heiland, Nr. 484
Es kam ein treuer Bote, Nr. 485
Das Zeichen ist geschehen, Nr. 486
Freut euch im Herrn, denn er ist nah, Nr. 487
Macht hoch die Tür, Nr. 488
Herr, sende, den du senden willst, Nr. 489
Ecce Dominus veniet, Nr. 490/491
Erhabne Mutter unsres Herrn, Nr. 492

Unter den Nummern 493 bis 498 finden sich zum erstenmal in den bisher untersuchten Gesangbüchern Antwortverse. Das Lied „Uns kommt ein Schiff gefahren“ steht hier unter der Rubrik „Geburt und Erscheinung des Herrn“ mit der Nummer 499.

Der Bestand des GOTTESLOB soll hier nicht ausführlich aufgeführt werden, weil er als bekannt vorausgesetzt wird. Lediglich die Lieder des Hildesheimer Diözesananhangs werden im folgenden noch aufgelistet:

Es kam ein treuer Bote, Nr. 806
Das Zeichen ist geschehen, Nr. 807
Freut euch im Herrn, denn er ist nah, Nr. 808
Tauet, Himmel, den Gerechten, Nr. 809
Ecce Dominus veniet, Nr. 810

Die Veränderungen im Laufe des Jahrhunderts

a) Inhaltliche Veränderungen

Lieder, die aus dem Bestand herausfallen oder neu hinzukommen

Im GB.I von 1893 sind drei Lieder vorhanden, die in die folgenden Gesangbuchausgaben nicht mehr aufgenommen wurden. Es sind die Lieder: „Der Himmel, der verschlossen war; Es ist ein Tau gefallen; Komm, Herr und Gott, du höchster Hort“ (Anh., S. 134). Das erste ist eigentlich ein Loblied auf die keusche Maria, für die es eine Ehre ist, den Sohn Gottes zur Welt zu bringen. Es kommt in dem Lied zum Ausdruck, daß die Jungfräulichkeit Marias es allein schaffen kann, die Schuld der Menschen Gott gegenüber zu lösen. Gemeint ist sicher die sogenannte „Erbschuld“, mit der jeder Mensch auf die Welt kommt. Ob nun aus theologischen Gründen (der Überbetonung der Schuldhaftigkeit) oder aus musikalischen, jedenfalls fällt dieses Lied aus dem Kanon der weiterverwendeten Lieder heraus.

Inhaltlich dreht sich das zweite Lied um dasselbe Thema, nämlich um die Ehre der Jungfräulichkeit Marias, der übergroßen Schuld der Gläubigen und die Hoffnung, daß Maria es vermag, die Schuld der Sünder zu lösen und sie in den Himmel zu holen („O Mutter mit dem Kind, wollst deine Hand uns reichen... ach, zieh uns all nach oben...“, S. Str.). Die jungfräuliche Empfängnis wird mit dem Bild des Taus umschrieben, der vom Himmel fällt.

Das dritte hier erwähnte Lied beschreibt eigentlich nur das Ereignis der Weihnacht, die Erwartung des Heilands. Allerdings passen die Strophen 2 bis 5 eher zu Weihnachten als zum Advent, da sie bereits von dem Wunder der Jungfrauengeburt, dem Kind in Bet-

lehem sprechen. Da dies aber im Futurum geschieht, drückt sich doch eher die Erwartung der Geburt des Erlösers im Lied aus. Die 6. Str. ist ein Lob auf die Dreifaltigkeit, ganz im Sinne eines Hymnus (vgl. Gott heil'ger Schöpfer . . . , Str. 6). Wahrscheinlich ist dieses Lied eher wegen sprachlicher Mängel weggefallen (vgl. die Reime in Str. 2, 3, und 4). Vielleicht ist das Wegfallen dieser Lieder auch noch eine Spätfolge der Aufklärung, in der ja gerade die Themen „Erbsünde und Inkarnation“ Gegenstand der aufklärerischen Religionskritik waren.

Die Lieder „O Herr, der du durch deine Macht“ und „Wohlauf, nun laßt uns singen all“ (Anh., S. 137) sind ohne jegliche Veränderung in GB.I und GB.II zu finden. Dann fallen auch diese Lieder aus dem Kanon heraus. Das erste, im Stil einer Hymnendichtung, beschreibt ganz allgemein den Verlauf der heilsgeschichtlichen Bedeutung des Lebens Jesu von der Erwartung der Geburt bis zum Tode und zur Wiederkunft des Herrn. Tenor des Liedes ist, wie auch bei den vorhergehenden, die Hoffnung auf Erlösung von der übergroßen Sündenschuld des Gottesvolkes. Die textliche Verarbeitung, vor allem die Reime, lassen auch hier zu wünschen übrig.

Das zweite erwähnte Lied ist ganz im Stile der drei zuerst beschriebenen Lieder gemacht. Inhalt ist auch hier die große Schuld, vor allem die Gefangenheit durch die Erbsünde und die Erlösung durch die Jungfrauengeburt.

Diese beiden Lieder erfahren ihre Fortsetzung in dem Hymnus „Gott, heil'ger Schöpfer aller Stern“ (Anh., S. 137) der im CB.I zum festen Kanon wird. Allerdings erfährt der Hymnus bei seiner Übernahme ins GOTTESLOB eine textliche Neufassung, nachdem er ins CB.II unverändert übernommen wurde. Geändert wurde die Aussage der Jungfrauengeburt in Str. 3: „Aus seiner Mutter Kämmerlein/ging er hervor als klarer Schein“ statt „... aus seiner Mutter Kämmerlein, die Jungfrau bleibt, zart, rein und fein“. In der ursprünglichen lateinischen Übersetzung heißt es dagegen noch anders: „... aus dem keuschen Kämmerlein der Jungfrau-Mutter hervor.“³

Aus der 4. Str. wurde der Begriff „Hölle“ herausgestrichen. Verändert ist auch die inhaltliche Aussage der 5. Str., nach welcher der Gläubige – in der alten Fassung – auf die Gnade Gottes angewiesen ist, nach der neuen Fassung jedoch selbst mittun muß, indem er den Willen Gottes erfüllt. Die 6. Str. erfährt eine Umdeutung zugunsten der Gleichberechtigung der drei

göttlichen Personen, denn in der alten Fassung wirkt der Sohn nur „mit dem Vater“.

In den Quellenangaben des Liedes in CB.II und GL finden sich folgende Verweise: „nach dem Hymnus ‚Creator alme siderum‘ Alstedt 1524 (GB.II), bzw. ‚Conditor alme siderum‘ 10. Jhdt., Übertragung Thomas Müntzer“. Aufgrund dieser Angaben kann man annehmen, daß die GL-Fassung dem Original nähersteht.

Neu ins GB.II kommen die Lieder „O komm, o komm, Emmanuel“ und „Herr, sende, den du senden willst“ (Anh., S. 138). Letzteres beinhaltet die sogenannten „O-Antiphonen“, eigentlich die Kehrverse zum Magnifikat der Vesper an den letzten sieben Tagen vor Weihnachten (17. bis 24. Dezember). Eine mögliche Erklärung für die Neuaufnahme dieser O-Antiphonen in die Gesangbücher ist die Auswirkung der liturgischen Bewegung und die ihr vorausgegangenen Dekrete Pius' X. aus den Jahren 1903 und 1904 über den Choralgesang und die Kirchenmusik.

Im Handbuch der Kirchengeschichte heißt es dazu: „Auch hatte die Reform, die er in Angriff nahm, nachdem er die Restauration der Kirchenmusik zu einem guten Ende geführt hatte, nicht so sehr zum Ziel, die im Brevier enthaltenen historischen Irrtümer auszuräumen, sondern vielmehr dem Gebet des Wochenpsalters einen neuen Wert zu verleihen und dem Sonntag wieder den richtigen Platz im liturgischen Zyklus zu verschaffen.“⁴

Die Aufnahme der Antiphonen in Liedform in die Gesangbücher trägt der allgemeinen Beliebtheit dieser Gebete, wie sie seit dem Mittelalter vorherrschte, sicherlich Rechnung. Auch in der neueren Liturgie sollte diesen O-Antiphonen ein wichtiger Platz eingeräumt werden (vgl. die ausführliche Behandlung im WGL I, S. 221 ff.).

Natürlich ist gerade dieses „Lied“ im Laufe der Jahrzehnte einer textlichen und musikalischen (siehe dazu Kapitel III.2) Wandlung unterworfen. Im CB.I ist es noch unverändert übernommen, im CB.II jedoch bereits textlich stark verändert.

³ Vgl. WGL I, S. 134.

⁴ R. Aubert, in; Hdb. d. Kirchengeschichte Bd. VI.2, Kp. 27, S. 424.



*Jungfrau, voll der Gnaden,
währe uns vor Schaden*

CANTA BONA

GESANG- UND GEBETBUCH
FÜR DAS
BISTUM HILDESHEIM

HERDERSCHES BUCHHANDLUNG
GÖTTINGEN

In der Einleitungstrophe heißt es bereits „send ihn, den du verheißen hast, zu tilgen unsrer Sündenlast“ im Gegensatz zu „send ihn, der löst der Sünde Band/ uns führet ins gelobte Land“. Inhaltlich lassen sich hier nicht so starke Abweichungen feststellen, jedoch wurde versucht, eine modernere Sprachform zu finden. Die 2. Str. z. B. wurde ohne Veränderungen übernommen. Ebenfalls in modernere Textform gekleidet wurden die Strophen 3, 4 und 5. Die Strophen 6 und 7 lassen im Vergleich mit der alten Fassung eine stärkere persönliche Beteiligung am dargestellten Heilsgeschehen zu. Der Mensch rückt als Person stärker mit in das Handeln Gottes hinein (Str. 6: „leucht herab“, bzw. schlicht „erleuchte“; Str. 7: „zum Menschen komm“, bzw. „komm zu uns“). Die 8. Str. bleibt unverändert.

Das GL bringt noch einmal veränderte Nuancierungen, wie z.B.: Str. 2 „weise uns“ statt „lehre uns“; Str. 3 „streck aus den Arm“ statt „Erheb' den Arm“; Str. 8 „Hoffnung“ statt „Sehnsucht“. In den Strophen 4 und 5 ist je eine Sequenz ganz ausgetauscht worden: „ein Zeichen..., das allen Völkern Heil verspricht“ statt „dir beugt sich Fürst und König groß“ und „O Schlüssel, dessen Kraft uns kann entziehn der ewgen Haft“ statt „...der alles schließet auf und zu“. Hier zeigt sich noch einmal die Verschiebung weg vom alleinigen Angewiesensein auf Gott hin zu einer möglichen Mitgestaltung der Heilsgeschichte. In diese Richtung weist auch die – vorher nicht vorhandene – 9. Str. des Liedes im GL. „...und da wir wissen um Gottes Treue, hoffen und bitten wir in Str. 9, daß sein Heilswirken unter uns fort dauere, bis es schließlich in einem

neuen Himmel und einer neuen Erde seine ewige Vollendung findet.“⁵

Im Gegensatz zu diesem ist das oben erwähnte Lied „O komm, o komm, Emmanuel“ nur in zwei Ausgaben, GB.II und CB.I, zu finden. Es verändert sich in diesen Ausgaben auch nicht. Die Begründung für das frühe Ausscheiden dieses Liedes liegt auf der Hand: „Freu dich, o Israel! Bald kommt Emmanuel“ heißt es im Kehrvers der Strophen, und in der 6. Str. steht „...befrei dein armes Israel! Die Sünde schloß die Himmelsthür;...“. Nach den Geschehnissen im Dritten Reich erübrigt sich hierzu eine Erklärung. Eine Fortsetzung findet dieses Lied, allerdings mit völlig neuem Text, in dem Lied „Freut euch im Herrn, denn er ist nah“ (s.u.)

Ein weiteres Lied, das nur in den ersten drei Ausgaben unserer Gesangbücher zu finden ist, heißt „Ein ernstes Wort durchtönt die Nacht“ (Anh., S. 136). Wieder im Stil eines Hymnus mit der trinitarischen Schlußdoxologie geschrieben, bewegt es sich textlich in einer sehr kindlich-bildhaften Sprache, wie z.B. in der 1. Str.: „...vom Sternenzelt schwebt Jesus nieder auf die Welt“. Auch sind die Reime der 3. Str. nicht mehr haltbar („...zu...nahn, ...empfahn.“). Die 4. Str. war eigentlich schon zur Zeit von GB.II inhaltlich überholt (Aufklärung, s.o.), so daß auch dieses Lied nicht mehr in das neue CANTA BONA übernommen wurde.

Neu ins CB.I kommen die Lieder „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und „Macht hoch die Tür“, die in ihrer ursprünglichen Textform bis ins GL erhalten bleiben, mit der Ausnahme, daß zum Lied „Macht hoch die Tür“ im GL zwei weitere Strophen (4 und 5) vom selben Textdichter (Georg Weissel) hinzukommen. Warum diese Strophen vorher nicht da waren, ist schwer verständlich, denn es zeigt sich, daß die 3. und 4. Str. unmittelbar zusammengehören, weil in beiden Strophen vom einziehenden König die Rede ist, einmal in bezug auf die Stadt als Platzhalter für die Gesellschaft, bzw. Gemeinschaft, zum anderen in bezug auf jeden persönlich. Eventuell waren die Formulierungen der 4. Str. auch den früheren Redakteuren zu ungewöhnlich (vgl. auch Offele, S. 65). Die 5. Str. faßt noch einmal die Aussage in einem Gebet zusammen. Seit der Singbewegung vom Beginn unseres Jahrhunderts an hat das Lied Eingang ins katholische und evangelische Liedrepertoire gefunden.

Zum Lied „Wachet auf“ ist lediglich zu bemerken, daß es im CB.II unter der Rubrik „Wiederkunft des Herrn“

zu finden ist, was auf seinen speziellen eschatologischen Charakter aufmerksam macht.

Lieder, die in allen Ausgaben enthalten sind

Nachdem bisher Lieder betrachtet wurden, die entweder aus dem Kanon herausgefallen oder neu hinzugekommen sind, sollen jetzt die Lieder besprochen werden, die in allen vorliegenden Ausgaben enthalten sind, mit oder ohne Veränderungen.

Zwei Lieder, bei denen sich eine unveränderte Überlieferung findet, sind „O Heiland, reiß die Himmel auf“ und „Das Zeichen ist geschehen“. Letzteres hat keinerlei Veränderungen erfahren, liegt also im GL mit derselben Textversion vor wie im GB.I. Beim erstgenannten Lied findet sich in CB.II eine zusätzliche 7. Strophe, die aber in der GL-Version wieder herausfällt. In den Quellenangaben zum Lied in CB.II ist auch nur der Nachweis für die Strophen 1–6 geführt. Die Herkunft der 7. Strophe wird nicht genannt. Zum einen ist sie eine unnötige Ergänzung des Textes von Friedrich Spee, zum anderen kann sie literarisch dem Spee-Text auch nicht standhalten: „Da wollen wir all' danken dir, unserm Erlöser, für und für; da wollen wir all' loben dich zu aller Zeit und ewiglich.“

Interessant sind einige Reimveränderungen, die zwar den Sinn nicht ändern, aber sprachlich ins Gewicht fallen: „...Tür und Tor, ...Riegel vor“ in Str. 1 der alten Version wird im GL genau umgedreht; „ein' Tau“ statt früher „den Tau“ in Str. 2; Str. 3 ändert das Wort „hervor“ leider wieder in „herfür“. Dies geschieht wohl zwecks einer historischen Authentizität, ist aber sprachlich ein Rückschritt.

Drei weitere Lieder, die sich seit 1893 in den Gesangbüchern finden, sind „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“, (Anh., S. 135), „Es kam ein treuer Bote“ (Anh., S. 136) und „Tauet, Himmel, den Gerechten“ (Anh., S. 140). Das letztere kann allerdings nur bedingt als durchgehend gelten, da es im CB.II fehlt. Im GL taucht es dann in einer umgedichteten Form im Hildesheimer Anhang wieder auf. Das erste Textmotiv dieses Liedes geht auf Jes 45,8 zurück. Der Tenor des Liedes in seiner alten Form ist, wie in vielen anderen Liedern dieser Zeit auch, die Erlösung von der irdischen Sünde, von der Verlorenheit der Menschen. Es kommt zum Ausdruck, daß die Menschheit

⁵ Wernerfritz Schade, zum Lied GL 112, in WGL I, S. 126.

ganz auf das Erbarmen Gottes angewiesen ist. „...bring den Deinen Trost und Licht.“, heißt es in der 1. Str. und „Und Gott hört das Fleh'n der Armen“ (2. Str.). In der 4. Str. wieder die Erlösungsbringerin Maria, auf der die Hoffnung der Menschheit liegt: „Sie war die Gebenedeite, die die ganze Welt erfreute...“. Die 5. Str. erinnert an das Endgericht, bei dem sich entscheidet, ob man vor Gott bestehen kann.

Auch die Reime sind nicht mehr unserem heutigen Verständnis von Textaussage gemäß, z. B. wenn in der 4. Str. ein Engel „...schwebte nieder...“, oder in der 2. Str. „...erschallt vom Jordanstrande seine Stimme durch die Lande...“, was eher an ein Wilhelm-Busch-Gedicht erinnert. Die GL-Version hat den Inhalt der alten Version auf 2 Strophen verteilt und ihr eine inhaltliche Wendung im christologischen Sinne gegeben, wenn in der ersten Strophe die Verheißung Gottes ist, den „Mittler selbst zu sehen“ und durch ihn in den „Himmel einzugehen“. In der 2. Str. wird die Aktion des Sohnes deutlich, der aus sich heraus Mensch wird und nicht, weil es so angeordnet ist. Auch in der 3. Str., die feststehend aus einer anderen Quelle übernommen ist, heißt es am Ende: „... ziehet Jesus Christus an!“

Häufige Veränderungen erfährt das Lied „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“. Es ist ein sehr altes Lied (1525, Nürnberg) und hatte ursprünglich 9 Strophen.⁶ Im GB.I hat es noch 7, im GL lediglich noch 2 Strophen. Die erste Veränderung erfolgt bei der Übernahme des Liedes von GB.II ins CB.I. Die 1. Str. ist bereits „entdramatisiert“, wenn man in GB.I liest: „... Uns schreckt der Tod, die Hölle droht, rett uns von diesen Schrecken“, in CB.II aber bereits steht: „...zerreiß des Himmels Ringe!... und laß herab ihn dringen, den Trost ob allen Dingen“. Die 2. Str. ist zwar textlich verändert, inhaltlich jedoch ergeben sich keine Unterschiede zur alten Version.

Bezeichnend ist weiterhin die Tatsache, daß die Strophen 3–5 völlig herausfallen, gerade die Strophen, die sich mit Maria, der Verkündigung und der Empfängnis beschäftigen. Trotz der Diskussion um das Dogma der leiblichen Aufnahme, die diesem in den vierziger Jahren vorweggegangen waren, fallen diese Strophen heraus, wahrscheinlich wegen der zunehmenden Tendenz in der Theologie, die gesamte Heilsgeschichte zu betrachten (und darin die Position Marias zu bestimmen) und aufgrund einer zunehmenden ökumenischen Arbeit. Dieses wird auch noch einmal in der 3. Str. des Liedes in CB.I deutlich, die im Gegensatz zu GB.II den Passus der Jungfrauengeburt

wegläßt und den Text umdichtet. Die 4. Str. im CB.I ist allerdings eine fast wörtliche Übernahme der 7. Str. in GB.II, in der nun doch die Jungfrau noch einmal erwähnt ist. Die Strophe endet mit der Bitte an Maria, ihrerseits Fürbitte einzulegen für die Menschen. Das CB.II übernimmt diesen Text noch ohne Veränderungen, im GL jedoch sind von den 4 Strophen des CB.I nur noch die 1. und 3. Str. übrig. Die „Jammer und Elend Strophe“, im CB.I die 2., und die Strophe, die die Jungfrau erwähnt, im CB.I die 4., sind weggelassen.

Beim dritten erwähnten Lied, „Es kam ein treuer Bote“, vollzieht sich die Veränderung bei der Übernahme von CB.I ins CB.II. Von der Erstfassung im wesentlichen übernommen werden die Strophen 2, 3, 4 und 7, die anderen werden in eine modernere Textform gekleidet. Deutlich wird vor allem in der 5. und 6. Strophe der neueren Version, daß der Handelnde Gott selbst ist und Maria die gläubig Empfangende.

Die im folgenden zu besprechenden Lieder tauchen alle erst im CB.II auf und wurden ins GL übernommen. Das ist zunächst der alte gregorianische Ruf „Ecce Dominus veniet“, der als dritte Vesperantiphon am ersten Adventssonntag verwendet wird. Weiterhin das adventliche Marienlied „Erhabne Mutter unsres Herrn“, welches im CB.II in der Originalversion von Josef Weinzierl – nach dem Hymnus „Alma redemptoris mater“ – abgedruckt ist (Anh., S. 136). Im GL findet sich unter der Rubrik „Maria“ im Hauptteil eine Neufassung dieser Version, getextet von Maria Luise Thurmair.

In diesem Zusammenhang sei auf zwei wichtige Fakten, welche die Rezeption des Liedes beeinflussen, hingewiesen. Zum einen die Textänderung der Titelseile, die das Auffinden des Liedes einer Gemeinde, der solches Liedgut Jahrzehnte bekannt ist, erleichtert, zum anderen die „Wanderung“ des Liedes von der Rubrik der Adventslieder in die Rubrik der Marienlieder. Der Text des Liedes beschränkt seine Verwendung so gut wie nur in die Adventszeit, weshalb es dort auch seinen Platz hätte behalten sollen.

Inhaltlich bekommt das Lied nach der Neudichtung einen mehr beschaulichen, besinnlicheren Tenor. Allerdings kann die Neudichtung nicht den Anspruch einer am originalen lateinischen Text orientierten

⁶ Vgl. WGL I, S. 117.



Der lehrende Christus; Bernwardsäule, Dom zu Hildesheim

CANTA BONA

Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Hildesheim

Bernward Verlag GmbH Hildesheim

Übersetzung erheben, denn der kommt die ältere Version weitaus näher (obwohl das WGL genau das Gegenteil behauptet).⁷

Weit größere Unterschiede weisen die zwei Versionen des Liedes „Uns kommt ein Schiff geladen“ auf. Im CB.II findet sich dieses Lied, allerdings unter der Rubrik „Geburt und Erscheinung des Herrn“, in einer Textversion, die laut Quellenangabe Johann Tauler (1290–1381) zugeschrieben wird (Anh., S. 139). Es hat hier lediglich 4 Strophen, von denen die 1. im GL überhaupt nicht auftaucht, die 2. und 3. inhaltlich verarbeitet sind. Die 4. Str. findet sich in der GL-Version wörtlich als 7. Str. Allerdings differieren die Quellenangaben der zwei Versionen, denn im GL wird der Text ins 15. Jhdt. datiert, in der vorliegenden Version

noch einmal im 17. Jhdt. von Daniel Sudermann bearbeitet, der es wiederum Johann Tauler zuschreibt. Die Zeitangabe „15. Jhdt.“ meint – nach Angabe des WGL I⁸ – den Zeitpunkt der Entdeckung des Textes. Die marianische 4., bzw. 7. Str. weist auf das Original hin, welches ein Marienlied gewesen ist.

Ebenfalls in zwei Versionen liegt das Lied „Komm, der Völker Heiland“ (Anh., S. 139) bzw. „Komm, du Heiland aller Welt“ vor. Die Urform dieses Liedes stellt der Hymnus „Veni redemptor gentium“ des Am-

⁷ Dazu und zum lat. Original vgl. W. Offele, Das ungeliebte Gesangbuch, Frankfurt a.M. 1979, S. 41 und S. 114; WGL VI, S. 319.

⁸ WGL I, S. 129.

brosius dar. Im CB.II findet sich eine Übertragung von Petronia Steiner aus dem Jahr 1945. Der Text läßt die gerade vorübergegangene Schreckenszeit erahnen, wenn es in der 4. Str. heißt: „... Nacht uns neues Licht gebär. Alles Dunkle bleibe fern.“ In dieser Fassung stellt er sicher ein Zeitzeugnis dar, weshalb es schade ist, daß er zugunsten einer Neuübertragung von Markus Jenny nicht mehr übernommen wurde, die oben drein auch nicht als sprachlich besonders gelungen gelten kann, da Worte wie „darob“, „Also will...“ (Str. 1), „obsiegt“ (Str. 4) verwendet werden, die heute nicht mehr gebraucht werden.

Ein reines „Hildesheimer Lied“ ist das Lied „Freut euch im Herrn, denn er ist nah“, dessen 1. Str. eine ältere Vorlage hat. Die Strophen 2 bis 4 sind von Georg Mross aus dem Jahr 1968. Es erfährt bei der Übernahme ins GL keine Veränderung. Inhaltlich drückt das Lied die Erwartung des Erlösers aus, der das Gottesvolk erlöst und Licht in das Dunkel bringt, die typischen adventlichen Hoffnungen. Die 4. Str. sprengt diesen Rahmen allerdings ein wenig, indem sie von der Bitte der Erlösung zum Dank an den Herrn kommt und die Mitgestaltung der Gläubigen an ihrem Heil in den Blickpunkt rückt.

Die neu ins GOTTESLOB aufgenommenen Lieder

Schließlich sollen noch die neu ins GL gekommenen Lieder betrachtet werden, die allerdings direkt mit der Tradition der Hildesheimer Lieder und ihrer Geschichte nichts zu tun haben, aber zu einer Gesamtbeurteilung des heutigen Bestandes dazugehören. Das Lied „Tauet, Himmel, aus den Höh'n“ besteht aus einem Text, der sich – ähnlich wie das Lied „Tauet, Himmel, den Gerechten“ – an Jes 45,8 orientiert und die Gedanken aus der Liturgie der Adventszeit verarbeitet, wie die Licht- und Trostgedanken und die Erwartung der Wiederkunft des Herrn (Parusie). Der Text stammt aus dem Jahr 1970 und wurde einer alten Melodie aus dem Jahre 1544 unterlegt, eine Praxis, die im GL häufiger begegnet.

Ein weiterer Liedtext, der zu einer bereits bestehenden Melodie getextet wurde, ist „Kündet allen in der Not“, ein Text von Friedrich Dörr aus dem Jahr 1972. Der Text ist nicht unbedingt auf die Adventszeit festgelegt, sondern kann ebenso für Bußgelegenheiten verwendet werden. Er orientiert sich an Jes 34,4–10. Eine besondere Eigenart dieses Liedes ist die Refrain-Form, die sich sonst nur selten findet, die sich aber dem melodischen Duktus gut einfügt.

Das Lied „Die Nacht ist vorgedrungen“ ist in jeder Hinsicht neu. Der Text stammt von Jochen Klepper und ist aus dem Jahr 1938, die Musik dazu schrieb Johannes Petzold im Jahr 1939. Überschrift dieses Liedes ist das Bibelwort Röm 13,11–12. Inhaltlich lassen sich die konkreten Ereignisse dieser Jahre erahnen, wenn es heißt: „Auch wer zur Nacht geweinet (Str. 1), Noch manche Nacht wird fallen (Str. 4), Gott will im Dunkel wohnen und hat es doch erhellt (Str. 5)“. Insgesamt ist es ein den Charakter der Adventszeit durchaus treffender Text, der eine tiefe Hoffnung ausstrahlt. Das Lied selbst ist aus dem evangelischen Bereich in das GL übernommen worden und von den neueren Liedern das einzige „Ö-Lied“⁹ der Rubrik Advent im GL. Die Melodie des Liedes ist zwar keine überlieferte, aber sie ist in der phrygischen Tonart geschrieben, orientiert sich also klar an der alten Tradition, an der alten Musik.

Ein weiteres Lied, das in der Diözese Hildesheim neu ist, heißt „Mit Ernst, o Menschenkinder“, ein Text aus dem 17. Jhdt. mit einer parodierten¹⁰ Melodie aus dem 16. Jhdt., welches die Ankündigungen Johannes des Täufers thematisiert. Unter den Adventsliedern des Stammteiles des GL nimmt es damit eine herausragende Stellung ein. Im Hildesheimer Anhang kommt dieses Thema gleich zweimal vor („Das Zeichen ist geschehen; Tauet, Himmel“). Die Strophen 1 und 2 haben die Verkündigung des Täufers zum Inhalt, die 3. Str. überträgt dann die Bußrufe des Täufers auf den Leser bzw. Sänger des Liedes: „Ach mache mich Armen..., selbst bereit. Zieh in mein Herz hinein...“.

Ein Lied, das aus dem Bereich der Volksmusik stammt, ist das Lied „Wir sagen euch an den lieben Advent“. Das Brauchtum des Advents, jede Woche eine weitere Kerze anzuzünden (der Adventkranz stammt aus der Ev. Diakonie zu Anfang dieses Jhdts.), wird hier in den liturgischen Bereich getragen. Da sich dieses Lied sehr schnell bei den Menschen festgesetzt hat und zum festen Liedbestandteil des Advents geworden ist, hat es auch Eingang in das GL gefunden.

Damit ist die – vornehmlich textbezogene – Bestandsaufnahme der Adventslieder in den einzelnen Gesangbüchern, mit kurzen Anmerkungen zum historisch-theologischen Hintergrund, abgeschlossen. Eine

⁹ Ökumenischer Liedbestand.

¹⁰ „Parodieverfahren“ im musikwissenschaftl. Sinn: Verwendung einer Komposition, bzw. Melodie für verschiedene Texte oder Anlässe.

Wertung des gegenwärtigen GL-Bestandes im Vergleich zum Liedbestand früherer Gesangbuchausgaben soll anschließend im letzten Kapitel erfolgen, nachdem zuvor einige melodische Eigenheiten und Veränderungen einzelner Lieder erörtert werden.

b) Musikalisch-melodische Veränderungen

An dem Lied „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“ läßt sich bereits ein musikalisches Phänomen exemplarisch verdeutlichen, nämlich die Entwicklung von einfacher Rhythmik hin zu komplizierteren Strukturen. In der Ausgabe des GB.II von 1908 (Qbb. 05) gibt es keine rhythmische Unterscheidung, sondern es liegt eine gleichmäßige, äquale Melodie vor, in der zwei Achtelnoten in Takt 4 und die – textbedingte – Halbenote in Takt 12 regelrecht herausragen (Anh., S. 135). Da die alten Ausgaben keine Quellen angeben, kann man leider nicht nachvollziehen, wie es zu dieser Vereinfachung kam.

Nach der Liedbeschreibung im WGL¹¹ taucht die Melodie zum erstenmal im Gsb. des Michael Vehe, Leipzig 1537 auf und ist seit 1586 mit diesem Text verbunden. Die heutige Melodieform ist so aus dem „Psalterlein“ des Joseph Mohr mit wenigen rhythmischen Vereinfachungen und halbierten Notenwerten übernommen. Im CB.I ist die Melodie noch mit den entsprechenden langen Notenwerten ausgedruckt (Anh., S. 135). Wie man dem Text im WGL entnehmen kann, ist bereits im „Psalterlein“ des J. Mohr, im Gegensatz zum Original des 16. Jhdt., eine rhythmische Vereinfachung vorgenommen worden. Im GB.II wurde also die Melodie noch weiter vereinfacht, was die Singbarkeit sicher vereinfachte. Im GL wurde demnach versucht, einen Kompromiß zwischen Original und für eine Gemeinde noch zu bewältigendem musikalischem Schwierigkeitsgrad zu finden. Die Praxis erweist jedoch, bei aller Anerkennung der durch die Achtelnoten gewonnenen Impulse (vgl. WGL I, S. 118), daß die Gemeinden mit diesen rhythmischen Strukturen etwas überfordert sind. Ebenfalls erwähnenswert ist die Tatsache, daß das Lied im GB.II noch in der Tonart phrygisch auf e, im CB.II bereits auf d steht, eine Transposition nach unten, die kein Einzelfall ist.

Das gleiche Phänomen der rhythmischen Vereinfachung ist bei dem Lied „Erhab'ne Mutter unsres Herrn“ (im GL „Maria, Mutter unsres Herrn“) innerhalb eines viel kürzeren Zeitraumes zu beobachten (Anh., S. 136). Im CB.II liegt eine rhythmisch sehr

entschärfte Form der Melodie vor. Hier wurde sogar versucht, die alte Melodie aus dem späten 16. Jhdt. (auf die sich sowohl das CB.II als auch das GL berufen) in ein Taktschema zu bringen, was nur schwer gelingt, da man an den Enden der zwei Melodieabschnitte den $\frac{4}{4}$ -Takt verlassen und einen $\frac{6}{4}$ -Takt einfügen muß. Im GL wurde auf eine Taktierung verzichtet und einer den Textverlauf unterstützenden Rhythmisierung der Vorzug gegeben, die, nach Aussage des WGL¹², die Originalversion ist.

Dem Lied „Freut euch im Herrn, denn er ist nah“ unterliegt eine Melodie, die in GB.II und CB.I in dem Lied „O komm, o komm Emmanuel“ zu finden ist (Anh., S. 138). Auch hier ist die ältere Melodie zwar gleich im Tonmaterial, aber rhythmisch sehr viel einfacher gehalten. Das CB.II und das GL geben das Jahr 1625 als Jahr der Erstfassung an. Die vorliegende Melodie ist im Jahr 1836 neu bearbeitet worden.

Gerade bei diesem Lied zeigt die Praxis, daß die Rhythmisierung im CB.II und im GL von den Gemeinden bis heute nicht akzeptiert worden ist, da der plötzliche Übergang von kurzen Notenwerten in der zweiten Zeile zu längeren Notenwerten in der dritten Zeile und ebenso der Übergang von der dritten Zeile zu den wieder kürzeren Notenwerten der vierten Zeile gar nicht so schnell nachvollzogen werden kann. Auch der Vorschlag, das Lied responsorisch zu singen, wie es im GL steht, kann diese Schwierigkeit nicht aus dem Weg räumen, da der Text „freuet euch“ eigentlich einen schnellen, jubelnden Duktus verlangen würde, und nicht, wie hier geschehen, durch die langen Notenwerte der Jubel eher abgebremst wird.

Melodie und Text des Hymnus „Conditor (Creator) alme siderum“, des deutschen „Gott, heiliger Schöpfer aller Stern“ sind, nach den Quellendaten zu urteilen, wohl zu gleicher Zeit entstanden. Da der Hymnus schon im Gsb. des Johannes Leisentritt (1567) enthalten war, also früh zum katholischen Liedgut gehörte, hat sich die Melodie bis heute im Repertoire erhalten und wird von den Gemeinden auch gerne und problemlos gesungen. Vermutlich war das auch zu Beginn unseres Jahrhunderts der Fall, sonst fänden sich wohl nicht gleich zwei Lieder, die eben nach dieser Melodie gesungen wurden, nämlich „O Herr, der du durch deine Macht“ und „Wohlauf, nun laßt uns singen all“ (Anh., S. 137).

¹¹ WGL I, S. 117.

¹² WGL VI, S. 319.

Inhaltlich scheinen diese beiden Lieder nach dem Hymnus getextet worden zu sein, was auch die Verwendung der Melodie erklären würde. Im CB.II und im GL ist die „Punktnotation“ verwendet worden, die eine rhythmisch völlig freie Gestaltung erlaubt, da keine Taktbindung vorliegt. Dieses räumt der Gestaltung der Melodie in bezug zum Wort mehr Spielraum ein und trägt dem Original Rechnung. Im GB.II ist die Melodie in einen $\frac{4}{4}$ -Takt eingebunden und beginnt auftaktig mit zwei Achtelnoten. Eine melodische Abweichung findet sich in Takt 6 auf Zählzeit eins, wo in der älteren Ausgabe f' statt g' verwendet wurde, was aber, dem Duktus der Melodie nach, ein Fehler zu sein scheint. Interessant zu beobachten ist die Tatsache, daß auch diese Melodie im CB.I bereits einen Halbton tiefer, also in Hypophrygisch auf es, im Gegensatz zu Hypophrygisch auf e, steht.

Anders als bisher verhält es sich mit den Melodien zu den Liedern „Herr, sende, den du senden willst“ (Anh., S. 138), bzw. „Herr, send herab uns deinen Sohn“. Beide Lieder haben den gleichen Inhalt, nämlich die O-Antiphonen, aber in ihren Charakteren völlig unterschiedliche Melodien, die es lohnt, genauer zu betrachten.

Zunächst sei festgestellt, daß die ältere Liedversion beim Übergang von CB.I ins CB.II ebenfalls tiefergesetzt wird, nämlich von F-Dur um einen Ganzton nach Es-Dur. Damit ist bereits der augenfälligste Unterschied angesprochen: Die alte Version hat eine Dur-Melodie, die neue eine Moll-Melodie. Der fröhliche, freudige Charakter der alten Melodie bringt die Erwartung, die Freude auf das Kommen des Herrn, auf die Erlösung, recht gut zum Ausdruck und stimmt die Sänger ein in ein Gefühl „freudiger Erwartung“, wie sie die Adventszeit nach ihrer liturgischen Bestimmung ja sein will: „Unter beiden Gesichtspunkten (Vorbereitungszeit auf das konkrete Fest und eschatologische Erwartung) ist die Adventszeit eine Zeit hingebender und freudiger Erwartung.“¹³

Im GL ist den O-Antiphonen eine alte Melodie von 1608 unterlegt worden, zudem erfahren sie eine zeitgemäße textliche Umgestaltung. Im Gegensatz zur alten Melodie steht diese in der Tonart dorisch, der Charakter des Liedes wird also völlig umgeworfen und entspricht, meiner Meinung nach, nicht dem Charakter des Textes. Bemerkenswert ist, daß im entsprechenden Artikel des WGL¹⁴ auf die Dialektik von Text und Melodie nicht eingegangen wird. Es heißt lediglich am Ende des Artikels: „Der gleiche Text wurde in verschiedenen Diözesen zu verschiedenen Melodien ge-

sungen. Hier wird die Möglichkeit einer Einheitsmelodie angeboten.“¹⁵

Eine traurige, fast deprimierende Melodie zu einem Text froher Erwartung, wie ihn die O-Antiphonen darstellen, die durch die starke Betonung des Grundtones d und das Nichtüberschreiten der Quart vom Grundton aus in der ersten und letzten Choralzeile, die gleich sind, fast eine Hinwendung nach unten erhält, eine Haltung, die dem Aufrichten nach oben in der Erwartung des Heils nicht gerecht wird, sondern eher zu einem Bußlied gepaßt hätte, bedingt, daß das Lied bis heute in vielen Gemeinden schlecht bis gar nicht aufgenommen worden ist.

Eine Transposition um einen Ganzton tiefer, nämlich von F-Dur im CB.I nach Es-Dur im CB.II und im GL erfährt auch das Lied „Macht hoch die Tür“.

Sehr unterschiedliche Veränderungen im Laufe unserer Betrachtungszeit sind beim Lied „O Heiland reiß die Himmel auf“ zu beobachten. Im GB.II liegt die Melodie in einer völligen Isometrie vor, nur Viertelnoten, ohne rhythmische Variante, im $\frac{4}{4}$ -Takt. Diese Melodie hat sich aber schon früh nicht durchsetzen können, wahrscheinlich, weil das Lied in einer starken Tradition steht (ähnlich wie „Macht hoch die Tür“, Singbewegung). Bereits im CB.I steht die Melodie wieder im Dreiertakt, allerdings ohne die Synkopierungen der heutigen GL-Form am Ende der ersten, zweiten und vierten Choralzeilen.

Das WGL spricht in seiner Beschreibung des Liedes davon, daß „die Rhythmusumkehrung auch am Ende der 4. Zeile“¹⁶ jetzt eingeführt wurde, was im Original nicht der Fall war, demnach auch nicht in den Einheitsliedern. Die Version unseres CB.I zeigt jedoch überhaupt keine Synkopen, sondern jeweils einen Zeilenschluß in der Form „Halbe-Viertel/Halbe-Viertelpause“ (Anh., S. 139). Auch unterscheidet sich diese Version von der des GL durch jeweils eine Viertelpause am Choralzeilenschluß, was aber wohl eine Gemeinde dazu verleitet, die Pause länger zu halten und damit den Fluß des Liedes zu unterbrechen.

Die heutige Melodieform im $\frac{4}{4}$ -Takt soll die Originalform sein, die zum erstenmal im Gsb. des Landgrafen

¹³ Dokumente zur Meßfeier, Reihe: Arbeitshilfen 41, Hg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1985, darin: Grundordnung des Kirchenjahres, Art. 39, S. 123.

¹⁴ Vgl. WGL I, S. 126.

¹⁵ Vgl. WGL, ebd.

¹⁶ Vgl. WGL I, S. 109.

Ernst von Hessen 1666, gedruckt in Augsburg, erscheint. In jedem Fall wird die Form, wie sie heute im GL steht, von den Gemeinden gut und gerne gesungen, was zeigt, daß Melodie und Text in einem korrekten, ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen, so daß auch die Synkopen für die Gemeinde kein Problem darstellen.

In zwei völlig unterschiedlichen Melodiefassungen liegt das Lied „Tauet, Himmel, den Gerechten“ vor (Anh., S. 140). Im GB.II steht dieses Lied in der Tonart Fis-Moll, die allerdings mit dem Ton a beginnt und am Ende der zweiten Choralzeile auf a endet, was eher an Kirchentonaltät erinnert (lydisch). Die Kadenz am Ende des Liedes bestätigt aber eindeutig die Tonart fis-Moll. Vielleicht hat diese nicht ganz klare tonale Einordnung zum Wegfall der Melodie geführt, vielleicht wurde mit der neuen Melodie eine Melodieform der Vertriebenen gewählt, vielleicht haben die Stiftsgemeinden dieses Lied von jeher auf die heute im GL stehende Melodie gesungen. Die Quellenangabe des GL gibt über die Herkunft der Melodie keinerlei Auskunft und bezieht sich, was den Text betrifft, auf das CB.I.

Ebenso muß die Frage gestellt werden, was dazu geführt hat, dieses Lied ins CB.II überhaupt nicht aufzunehmen. Die heutige Melodie jedenfalls hat einen recht heroischen Ausdruckscharakter und überbietet meiner Meinung nach den Inhalt des Liedes, der eher zu einer zwar frohen, aber auch besinnlichen Betrachtung der Geschehnisse der Adventszeit anregt. Deshalb scheint mir die Melodie des GB.II mit ihrer Schwebestellung zwischen Dur und Moll und ihrem etwas besinnlicheren Charakter die geeignetere Form für die Vertonung dieses Textes zu sein.

Als letztes soll noch das Lied „Wachet auf“ betrachtet werden, welches im GL eine eigenartige melodische Variante aufweist, nämlich die zwei Viertelnoten in der siebten Choralzeile auf die Worte „zu der“ Str. 1, „zum Freu-(densaal)“ Str. 2, „und sin(gen)“ Str. 3, die in den Versionen des CB.I und CB.II wie auch in dem bekannten Bachchoral nicht vorhanden sind, sondern hier stehen Halbenoten. In der Beschreibung des WGL¹⁷ heißt es, daß die heutige Fassung die Originalfassung von Philipp Nicolai sei und man die gleiche Fassung wie das EKG verwendet habe. Winfried Offele weist in sehr deutlicher und polemischer Weise auf die Schwierigkeiten der Betonung an dieser Stelle hin und bringt Vorschläge zur Textänderung.¹⁸ Solche Schwierigkeiten begegnen uns allerdings häufiger in Liedern der Barockzeit (bekanntes Beispiel: Nun komm

der Heiden Heiland). In unserem Fall wäre es vielleicht am besten, die Halbenoten an der betreffenden Stelle zu lassen und damit einen Kompromiß zugunsten der Praxis zu schließen, denn die Gemeinden haben die Rhythmisierung an dieser Stelle nie akzeptiert.

Damit ist die Besprechung der Lieder beendet, die innerhalb unserer zu betrachtenden Gesangbücher musikalische Veränderungen aufweisen. Einige Probleme wurden direkt angesprochen, eine abschließende, kritische Wertung des GL-Bestandes im Kontext älterer Ausgaben folgt.

Der Liedbestand im Kontext der liturgischen Entwicklung/Wertung und Kritik

„Der Hauptgedanke der Liturgie des Advents und der Weihnachtszeit ist die erste Ankunft Christi und die durch sie bewirkte Erlösung. Die Liturgie verbindet aber die erste Ankunft Christi mit der einstigen Wiederkehr des erhöhten, glorreich herrschenden Christus zur Vollendung seines Erlösungswerkes. So sehnen wir uns im Advent nach der Erlösung im vollen Sinne des Wortes, das heißt in ihrem ersten Anfang, in ihrer Entfaltung in der Kirche und in ihrer Vollendung.“¹⁹ So beschreibt der Schott 1940 den liturgischen Hauptgedanken der Adventszeit.

W. Croce weist in seiner Geschichte der Adventsliturgie nach, daß die eigentliche Ausrichtung der Adventszeit immer die Menschwerdung Christi war, also seine leibliche Ankunft unter den Menschen und der Beginn der Heilsgeschichte, der dadurch markiert ist. Eschatologische Gedanken waren eigentlich ein Zufallsprodukt, welches durch äußere Bedingungen der Entstehungszeit solcher Inhalte Eingang in die Liturgie gefunden hatte.²⁰

Im heutigen Schott ist die liturgische Prägung der Adventszeit folgendermaßen beschrieben: „Neben Ostern, das als Mitte und Gipfel des liturgischen Jahres

¹⁷ Vgl. WGL I, S. 119.

¹⁸ Vgl. Offele aaO. S. 175 ff.

¹⁹ Schott, Römisches Meßbuch, Hg. A. Schott, Freiburg 1940, S. 3/4.

²⁰ Croce beschreibt bei seiner Erläuterung der Entstehung des Lesekanons unter Gregor dem Großen, wie durch einen Unglücksfall in Rom die Auswahl der Perikope Lk 21, 25f. in das Lektionar gekommen ist; W. Croce, Die Adventsliturgie im Lichte der geschichtlichen Entwicklung, in: Zeitschrift für Kath. Theologie 76, 1954, S. 274.

zu gelten hat, steht als zweites Hochfest Weihnachten, das Fest der Menschwerdung, an dem wir Jesus, das Kind der Jungfrau Maria, als den wahren Gottessohn begrüßen und anbeten. Die vorausgehenden Wochen des Advents und das abschließende Fest der Erscheinung (Epiphanie) erweitern und vertiefen den Festgedanken von Weihnachten. „Advent“ bedeutet, ebenso wie „Epiphanie“, in der Zeit, als diese Feste entstanden, die Ankunft des Herrschers, seinen glückverheißenden Einzug in eine Stadt.

An Weihnachten feiern wir mehr die Ankunft des Herrn in Armut und Schwachheit, eben seine menschliche Geburt; die Adventszeit aber erinnert uns, ebenso wie das abschließende Epiphaniest, an das Kommen Christi in Macht und Herrlichkeit, das wir erwarten.²¹

Damit ist der Inhalt der Adventsliturgie umrissen und gleichzeitig eine Rangfolge festgelegt. Deshalb kann man die zentralen Gedanken der Adventsliturgie in folgenden Begriffen kurz beschreiben (die Reihenfolge der Aufzählung gibt gleichzeitig die Rangfolge an): Menschwerdung / Erlösung / Parusie (Wiederkunft). Zentrale Personen, die in der Adventszeit im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, sind Maria, die erwählte Gottesmutter, und Johannes der Täufer.

Es ergeben sich nun abschließend die Fragen, inwiefern diese Themen in den hier erörterten Liedern vorhanden sind, welche Themen bevorzugt behandelt werden und ob die heute uns zur Verfügung stehenden Lieder dem Charakter bzw. dem Anliegen der Adventszeit, vor allem in pastoraler Hinsicht, gerecht werden.

Zunächst kann festgestellt werden, daß das Thema Menschwerdung mit einigen wenigen Ausnahmen in allen Liedern berücksichtigt ist. Die Ausnahmen sind die stark themenbezogenen Lieder, zu denen „Macht hoch die Tür“, „Wachet auf“ und „Wir sagen euch an den lieben Advent“ gehören. Ersteres nimmt Bezug auf den Einzug Jesu in Jerusalem, der gerne im Zusammenhang mit der Ankunft des Herrn gesehen wurde.²² „Wachet auf“ thematisiert deutlich den eschatologischen Bezug, und letzteres ist ohnehin eher ein Lied, das Brauchtum beschreibt und nicht in erster Linie liturgische Bezüge aufweist.

Bei den Liedern, die recht früh aus dem Kanon herausfallen, handelt es sich einerseits um Lieder, die die Person Marias und die Jungfräulichkeit in den Mittelpunkt stellen („Der Himmel, der verschlossen war“, „Es ist ein Tau gefallen“), andererseits beinhalten sie

auch stark eschatologisch geprägte Themen („Ein ernstes Wort durchtönt die Nacht“, „O Herr, der du durch deine Macht“).

Bei den meisten im Kanon erhalten gebliebenen Liedern stehen die Gedanken der Menschwerdung und der Erlösung im Vordergrund. Auf die drei wesentlichen Ausnahmen wurde vorher bereits hingewiesen. Eine besondere inhaltliche Ausrichtung hat natürlich das Lied „Maria, Mutter unsres Herrn“, das sich von seiner Intention her speziell an Maria wendet.

Interessant ist die Beobachtung, daß sich bei drei Liedern im Laufe der beschriebenen Veränderungen auch die inhaltlichen Schwerpunkte veränderten. Dies ist der Fall bei dem Lied „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“, bei dem die Entwicklung ausgeht von einem nacherzählenden Inhalt mit Betonung auf die Erlösung von der unbändigen Schuld in GB.I und GB.II, über den Stand, bei dem der nacherzählende Teil wegfiel (in CB.I), bis hin zu einem Inhalt, der nur noch die Menschwerdung in den Blick rückt (GL).

Eine völlig neue Ausrichtung bekommt auch das Lied „Tauet, Himmel, den Gerechten“, welches in seiner frühen Fassung alle oben erwähnten Themen berücksichtigt, nach seiner Neudichtung im Hildesheimer Anhang des GL aber nur noch von der nahenden Erwartung der Menschwerdung spricht und dies unter der Berücksichtigung der Person Johannes' des Täufers.

Eine weitere Inhaltsverschiebung ist noch bei dem Lied „Es kommt ein Schiff geladen“ zu beobachten. In der ersten Fassung wird in einer blumigen, poetischen Sprache die Menschwerdung angekündigt. Dazu kommt noch eine obligatorische Strophe an die Gottesmutter (CB.II). In der Fassung des GL tritt deutlich die Thematik „Erlösung/Heilsgeschichte“ hervor.

Bei den neu ins GL aufgenommenen Liedern steht die Erwartung der Menschwerdung im Mittelpunkt (Ausnahme: „Wir sagen euch an...“). Auch das Lied „Die Nacht ist vorgedrungen“ berücksichtigt außer dem Thema „Menschwerdung“ noch die Wiederkunft des Herrn und die Zeit, die bis zur Wiederkunft durchlebt werden muß. Zudem sind bei diesem Lied auch deutliche zeitgenössische Bezüge zu erkennen (Text aus dem Jahr 1938). Allerdings läßt sich dies wohl auch

²¹ Schott-Meßbuch für die Sonn- und Feiertage, hrsg. von der Erzabtei Beuron, Beuron 1982, S. 19*/20*.

²² Vgl. dazu Croce, aaO., S. 282/283.

bei älteren Liedern erkennen, von denen sicher das bekannteste Beispiel das Lied „O Heiland, reiß die Himmel auf“ von Friedrich Spee ist, welches im Kontext der Hexenverfolgung geschrieben wurde. So steht insgesamt doch die Erwartung der Geburt, die Menschwerdung Christi im Vordergrund der inhaltlichen Schwerpunkte unserer betrachteten Lieder.

Die endzeitliche Ausrichtung, die der heutige Schott als Inhalt der Adventszeit beschreibt und die auch die GOK als dem Gedächtnis der Geburt Christi gleichgeordnet betrachtet,²³ kommt innerhalb unserer Liedauswahl etwas zu kurz. Im Stammteil des GL beinhalten nur die Lieder „Wachet auf“, „Die Nacht ist vorge-dungen“ und „Gott, heil'ger Schöpfer aller Stern“ diesen Aspekt. Die Person Johannes taucht im Stammteil überhaupt nicht auf, im Anhang in den Liedern „Das Zeichen ist geschehen“ und „Tauet, Himmel, den Gerechten“.

Die Person Maria ist, abgesehen von dem Lied „Maria, Mutter unsres Herrn“, das leider im GL nicht mehr unter den Adventsliedern zu finden ist, nur in den Liedern „Komm, du Heiland aller Welt“, „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“, „Es kommt ein Schiff geladen“ und „Gott, heil'ger Schöpfer aller Stern“ des Stammteils erwähnt. Im Anhang in den Liedern „Es kam ein treuer Bote“ und „Tauet, Himmel, den Gerechten“.

Die Liedauswahl, die uns heute vorliegt, behandelt also schwerpunktmäßig die Themen der Menschwerdung und der Erlösung. Damit steht sie immer noch in einer Tradition, die älter ist als das Zweite Vatikanische Konzil. Zwar sind die Texte und Inhalte der Lieder alle aktualisiert und von scholastischen Einschlügen befreit worden, aber sie stellen nicht das Verhältnis der liturgischen Inhalte der Adventszeit zueinander

dar. Ferner sind die neu geschriebenen Lieder im Verhältnis zu ihren Melodien selten geeignet, zum gern gesungenen Liedbestand einer Gemeinde zu werden, was vor allem daran liegt, daß sie entweder rhythmisch zu kompliziert sind (das ist kein Plädoyer für Isorhythmie) oder ihre Melodien so uneingängig sind, daß sie für musikalische Laien nur sehr schwer erlernbar sind.

Betrachtet man die Entstehungszeiten der Lieder, so sind sie entweder aus der Zeit vor Siebzehnhundert (im Stammteil sind die jüngsten Lieder aus dem Jahr 1704) oder aus unserem Jahrhundert. Lediglich im Anhang decken die drei Lieder „Das Zeichen ist geschehen“, „Tauet, Himmel, den Gerechten“ und „Ecce Dominus veniet“ die Zeit des 19. Jahrhunderts ab. Unter den neuen Liedern läßt sich deutlich eine Hinwendung zur Kirchentonaltät erkennen, was auf einen späten Einfluß der Singbewegung hinweisen könnte. Ob deren Ziele auch noch für unsere Zeit gelten, kann angezweifelt werden. Zeitgenössische Lieder, die textlich und musikalisch einer Gemeinde eingängig sind, die sowohl Kinder als auch Jugendliche ansprechen, sind leider unter den Adventsliedern des GL nicht zu finden.

Bei einer Neuedition des GOTTESLOB sollte in liturgischer Hinsicht auf eine ausgewogenere Auswahl der inhaltlichen Schwerpunkte der Adventsliturgie innerhalb der Lieder geachtet werden, in pastoraler Hinsicht auf eine ausgewogene Auswahl von Liedern, die für Kinder und Jugendliche verständlich und nachvollziehbar sind und in denen auch sie ein Stück Glaubens-wahrheit entdecken können.

²³ Art. „Advent“, in: Pastoralliturgisches Handlexikon, Hg. A. Adam/R. Berger, Freiburg 1980.

Akkürzungen

- CB.I = CANTA BONA von 1949 und folgende Auflagen bis 1968
CB.II = CANTA BONA von 1969 und folgende Auflagen bis zum Erscheinen des GOTTESLOB im Jahr 1975
DVG = Die (Unsere) Diözese in Vergangenheit und Gegenwart, Jahrbuch des Vereins für Geschichte und Kunst im Bistum Hildesheim
EKG = Evangelisches Kirchengesangbuch
GB.I = Katholisches Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Hildesheim von 1893 und folgende Auflagen bis 1904

- GB.II = Katholisches Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Hildesheim von 1908 und folgende Auflagen bis 1937
GL = GOTTESLOB, Katholisches Gebet- und Gesangbuch von 1975
GOK = Grundordnung des Kirchenjahres und des Kalenders vom 21. 3. 1969, in: Nachkonziliare Dokumentation 20, Trier 1969/Leipzig 1970
Gsb = Gesangbuch
Qbb = Quellenbibliographie
WGL = Werkbuch zum GOTTESLOB in 8 Bänden, Hrg. Josef Seuffert, Freiburg 1975

Literaturhinweise

Quellen

Die Angaben der nachfolgenden Bibliographie sind in erster Linie durch Sichtung des Bestandes der Hildesheimer Dombibliothek entstanden. Weiterhin liegt ihr die umfangreiche Arbeit von Küppers zugrunde (s. unten). Die Angaben gestalten sich folgendermaßen:

Zuerst die laufende Nummer dieser Aufzählung, auf die sich auch die Quellennachweise im Anhang beziehen, dann der Titel des betreffenden Buches (im Verlauf der Aufzählung bei gleichen Ausgaben, aber verschiedenen Auflagen mit Bindestrichen gekennzeichnet), eventuelle Zusatzangaben wie Anhänge o. ä., Erscheinungsort und Jahr, dann die Angaben über die vorhandene Seitenzahl der Bücher (bei Liedanhängen oder Gebetsteilen mit Schrägstrichen getrennt), schließlich der Nachweis, woher die Angaben stammen: DBHi = Dombibliothek Hildesheim; Eig. = Eigenbestand; Kü xxx = entsprechende Angabe bei Küppers).

GB.I

- 01 Katholisches Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Hildesheim, mit „Des Christen Geleit zum Himmel, Hildesheim 1893, 388 S.; DBHi, Kü 522
- 02 ----- 1894, 388 S.; DBHi
- 03 ----- 1904, 385 S.; DBHi

GB.II

- 04 Katholisches Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Hildesheim, hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat, Hildesheim 1908, 276/323 S. mit Noten; DBHi, Kü 523
- 05 ----- mit Anhang, Hildesheim 1908, 276/323 S.; DBHi, Kü 524
- 06 ----- mit Einarbeitung der Einheitslieder, Hildesheim 1927, 224/352 S. ohne Noten; DBHi, Kü 525
- 07 ----- 1935, 224/352 S. ohne Noten; DBHi
- 08 ----- 1937, 224/352 S. ohne Noten; Kü 526
- 09 ----- Ausgabe mit Gemeinschaftsmesse, Hildesheim 1937, 224/16/352 S. ohne Noten; DBHi
- 10 Auszug aus 09, hrsg. vom Gesamtverband der Kathol. Kirchengemeinden in Hannover, Hannover 1946, 128 Seiten; Kü 527
- 11 ----- Celle 1948, 144 S.; DBHi, Kü 528

CB.I

- 12 CANTA BONA. Gesang- und Gebetbuch für das Bistum Hildesheim, Göttingen 1949, XIII/797 S., DBHi, Kü 529
- 13 ----- 2., geringfügig verbesserte Auflage, Göttingen 1951, XIII/803 S.; DBHi, Kü 530
- 14 ----- 3. Auflage, Göttingen 1952, XIII/803 S.; Kü 531
- 15 ----- 4. Auflage, 1953; DBHi, Kü 532
- 16 ----- 5. Auflage, 1954; Kü 533
- 17 ----- 1956; Kü 534
- 18 ----- 1957; Kü 535
- 19 ----- 6. Auflage, ohne Jahreszahl, Göttingen, XIII/803 S.; DBHi
- 20 ----- 7. Auflage, 1959; Eig., Kü 536

- 21 ----- 8. Auflage, teilweise verändert, Göttingen 1961, XIII/803 S.; DBHi, Kü 537
- 22 ----- 9. Auflage, 1962, XIII/803 S.; Eig., DBHi
- 23 ----- 10. Auflage, teilweise verändert (II. Vat.), 1964; DBHi, Kü 538
- 24 ----- 11. Auflage, nochmals verändert, Göttingen 1966; DBHi, Kü 539

CB.II

- 25 CANTA BONA. Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Hildesheim, Hildesheim 1969, XV/823 S.; DBHi, Kü 547
- 26 ----- 2. Auflage, Hildesheim 1971, XV/823 S.; DBHi, Kü 548
- 27 ----- 3. Auflage, geringfügig verändert, Hildesheim 1971, XV/823 S.; DBHi, Kü 549

Einem Teil der aufgeführten CANTA BONA-Ausgaben des CB.I sind verschiedene Auflagen des Anhanges für Heimatvertriebene angebunden. Die oben erwähnte 6. Auflage weist einen eigenen Anhang für das Eichsfeld auf, bei dem die Seitenzählung fortläuft. Diese spezielle Ausgabe hat 867 Seiten. Der Anhang „Ostdeutsche Kirchenlieder. Anhang zu CANTA BONA, Gesang- und Gebetbuch für das Bistum Hildesheim“, wie er im Wortlaut heißt, ist in insgesamt 18 Auflagen erschienen. Der Eichsfelder Anhang wurde insgesamt zehnmal aufgelegt.

Das in Kap. I erwähnte Stiftsgesangbuch von 1861, eine Fortführung des Gesangbuches von 1712, erlebte bis 1935 mindestens 6 Auflagen, die allerdings häufiger Veränderungen unterworfen waren (vgl. Buerschaper, 33/34; Küppers, 93/94).

Besondere Vermerke zu einzelnen Auflagen der Hildesheimer Gesangbücher in: Kirchlicher Anzeiger für das Bistum Hildesheim, Jg. 1927, S. 124–127; Jg. 1949, S. 117 und S. 179/180; Jg. 1952, S. 57

Lexika und Nachschlagewerke

- A. Adam/R. Berger, Pastoralliturgisches Handlexikon, Freiburg 1980
- Dokumente zur Meßfeier, Arbeitshilfen 41, Hg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1985
- Handbuch der Kirchengeschichte, Hg. H. Jedin, Freiburg 1985, vor allem die Bände V, VI.2 und VII
- Musik im Gottesdienst, Hg. H. Musch, Regensburg 1983, vor allem Band 1
- Schott, Das vollständige römische Meßbuch, Hg. Erzabtei Beuron, Freiburg 1940
- Schott-Meßbuch für die Sonn- und Festtage, Hg. Erzabtei Beuron, Freiburg 1982
- Werkbuch zum GOTTESLOB, Hg. J. Seuffert, Freiburg 1975, vor allem die Bände I und VI

Schriften

- A. Adam, Grundriß Liturgie, Freiburg ³1988
- Ders., Das Kirchenjahr mitfeiern. Seine Geschichte und seine Bedeutung nach der Liturgiereform, Freiburg ⁵1989

- W. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen, 4 Bde., Freiburg 1883–1911
- K. Buerschaper, Katholische Gesangbücher Hildesheims, in: Unsere Diözese in Vergangenheit und Gegenwart 1, 1927, S. 24–35
- W. Croce, Die Adventsliturgie im Lichte der geschichtlichen Entwicklung, in: Zeitschrift für Katholische Theologie Nr. 76, 1954, S. 257–296, 440–472
- H. Engfer, Der Harsumer Gesangbuchstreit, in: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 34, 1966, S. 56–77
- K. Küppers, Diözesan-Gesang- und -Gebetbücher des deutschen Sprachgebietes im 19. und 20. Jahrhundert. Bibliographie und

Geschichte, Reihe: Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen Bd. 69, Münster 1987

- W. Offe, Das ungeliebte Gesangbuch. Plädoyer für ein besseres „Gotteslob“, Reihe: Theologie und Wirklichkeit Bd. 10, Frankfurt a.M. 1979
- K. Rahner/H. Vorgrimmler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg 191986
- K. Richter, Was ich vom Kirchenjahr wissen wollte. Zu Fragen aus der Gemeinde von heute, Freiburg 1982
- T. Schnitzler, Die neu erschienenen Gesang- und Gebetbücher der Diözesen Deutschlands und Österreichs, in: Archiv für Liturgiewissenschaft III/1. 1953, S. 218–232

Alle untersuchten und im GOTTESLOB nicht vorkommenden Lieder und Liedtexte aus den jeweiligen Gesangbuchausgaben

Gefänge für die kirchlichen Zeiten und Feste.

Adventsgefänge.

71.* Komm Herr und Gott, du höchster Hort, Des Vaters Sohn und ew'ges Wort, Messias, komm, du edler Held, Nach dir verlangt die ganze Welt.

2. Erschienen ist die Wahrheit dein, Du wirst gebor'n ein Kindelein, Geboren aus der reinen Magd, Wie Isaia hat gesagt.

3. O Wunder! von der Jungfrau zart Wird Gott Mensch von Natur und Art, Wird unser Bruder in der That, Nach Gottes unerforschtem Rath.

4. In aller Welt kein Heiland ist Ohn' dich, du Kindelein, Jesus Christ, Lieb deinen Geist uns gnädiglich Zu lieben dich herzlich.

5. Laß uns, o liebes Kindelein, Der großen Gnad' theilhaftig sein, Die deine Ankunft uns gebracht Zu Bethlehem in heil'ger Nacht.

6. Der Vater sei gebenedeit, Das Kindelein auch, das uns befreit, Der heil'ge Geist im höchsten Thron, Ein Gott mit Vater und mit Sohn.

GB.I, Nr. 01

74. (N. 178.) Der Himmel, der verschlossen war, Sollt' nur durch eine Jungfrau klar Für uns geöffnet werden, War gleich die Schuld auch noch so groß, Der unbefleckten Jungfrau Schooß zog Huld herab zu Erden. Der einig große, starke Gott, Dem wir verschuldet bis zum Tod, Zu Drangsal und zu Schmerzen, O Jungfrau, steigt zu dir herab Und leget Jorn und Stärke ab Bei deinem keuschen Herzen.

2. O welche Ehr' und Glorietron', Da Gottes eingeborne Sohn In deinem keuschen Lieben Gleichsam vergißt der Majestät Und in des Fleisches Hülle geht, Sein' Lieb' an uns zu üben. Maria, das ist deine Ehr', Mit welcher keine and're mehr Je kann verglichen werden; An Würde ist Maria reich Und keine Würd' ist dieser gleich Im Himmel und auf Erden.

GB.I, Nr. 01

33. Es ist ein Thau gefallen Vom Himmel aus der Höh'; Der hat das Heil uns Allen Gebracht in unserm Weh. Der Thau war voller Gnaden, War Gottes Geist und Kraft, Mit Lebenslicht beladen Und Wundereigenschaft.

2. Maria hat empfangen Des Thau's süße Frucht, Der ganzen Welt Verlangen, Wonach die Seele sucht. Maria, die ganz reine, Die Jungfrau fleckenlos, Die Blum' im Himmels-scheine, Trug Gott in ihrem Schooß.

3. Der Glanz des ew'gen Lichtes, Das Wort der ew'gen Macht, Der König des Gerichtetes, Kam in des Fleisches Nacht; Und ward in der Erfor'nen, Der Jungfrau ewig keusch, Gleich armen Menschgebor'nen — Der Gottes-sohn ward Fleisch.

4. O Wunderthat der Liebe, O daß in Dankbarkeit, Stets eingedenk ich bliebe So großer Güte! Wir armen Erdenkinder, Wir knie'n und beten an; Verschon', o Herr, die Sünder, Für die du dies gethan!

5. O Jungfrau ohne Gleichen, O Mutter mit dem Kind, Wollst deine Hand uns reichen, Sieh an, wie schwach wir sind! Ach, zieh' uns all' nach oben, Zu dir an deinen Schooß, Daß wir dein Kindelein loben, Den Herrn und König groß.

GB.I, Nr. 01

45. (73.)

1. { Aus har - tem Weh die Menschheit klagt, * sie
„Wann kommt, der uns ist zu - ge - sagt, * wie
{ stand in gro - ßen Sor - gen: * }
lang' bleibt er ver - bor - gen? * } D

Herr und Gott, sieh an die Not, * du
woll'st dein Wort er - wei - ßen! * Uns schreckt der
Tod, die Höl - le droht, * rett' uns von die - sen
Schreck - fei, * rett' uns von die - sen Schreck - fei."

2. Der Vater hört das Klaggeschrei * der armen
Menschenkinder; * der heil'ge Geist, voll Lieb' und
Treu, * will Gnade für die Sünder. * Es spricht
der Sohn: „Ach Vater mein, * laß doch das Elend
enden! * Soll denn das Volk verloren sein? * : Wollst
mich als Retter senden.“ :

3. St. Gabriel, ein Engel rein, * beim Vater
stand mit Sinnen; * Gott sprach: „Du sollst der
Bote sein, * so eile rasch von hinnen! * Und fahr'
zur Jungfrau, die mir wert * vor allen ist auf Er -
den, * grüß sie und sprich: Gott dein begehrt, *
: du sollst ihm Mutter werden.“ :

4. Der Engel sich mit Staunen beugt * und eilt
durch Wolken nieder; * er fand die Jungfrau fromm
verneigt, * still betend für die Brüder. * Er sprach:
Maria gnadenvoll, * gegrüßt in Gott dem Herren! *
Den, der die Welt erlösen soll, * : sollst, Jungfrau,
du gebären!“ :

5. Maria staunt den Engel an * und kann ihn
nicht verstehen. * Sie spricht: „Ich weiß von keinem
Mann, * wie soll mir das geschehen?“ * Der Engel
sprach: „Gott ist mit dir, * sein Geist wird dich um -
fangen.“ * — „Nach deinem Wort geschehe mir, *
: dein Will' ist mein Verlangen!“ :

6. Der Vater dies mit Huld vernahm, * es stieg
der Geist zu Erden, * und Gottes Sohn hernieder
kam, * um für uns Mensch zu werden. * Maria nun
gesegnet war, * hat Gottes Sohn geboren * und
blieb doch eine Jungfrau klar, * : die Jungfrau aus -
erforen. :|

7. Drum singen wir mit Freudenschall' * von dieser
Jungfrau reine * und fleh'n, daß in den Herzen all' *
des Kindleins Gnad' erscheine; * und bitten, daß sie
bei uns sei, * wann wir hier leiblich sterben, * auf
daß durch ihre Fürbitt' treu * : wir ew'ges Leben
erben. :|

GB.II, Nr. 04

ADVENT

1. Aus hartem Weh die Menschheit klagt

1. Aus har - tem Weh die Menschheit klagt,
Wann kommt, der uns ist zu - ge - sagt,
sie stand in gro - ßen Sor - gen:
wie lang bleibt er ver - bor - gen?
O Herr und Gott, sieh an die Not, zer -
reiß des Himmels Ringe! Er - wek - ke uns dein
e - wig Wort und laß her - ab ihn
drin - gen, den Trost ob al - len Din - gen!

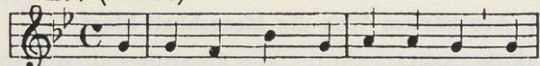
2. Gott Vater hört das Klaggeschrei * der schwer -
bedrängten Kinder; * der Heil'ge Geist voll Lieb
und Treu * will Gnade für die Sünder. * Gott Sohn,
der spricht: „Ach Vater mein, * den Jammer laß
uns enden! * Soll denn der Mensch verloren sein? *
Mich selber wollest senden, * sein Elend abzu -
wenden.“

3. Gott Vater das mit Huld vernahm, * der Sohn
verlangt zur Erde, * der Heil'ge Geist hernieder -
kam, * damit das Wort Fleisch werde. * Maria, die
erkoren war, * hat Gottes Sohn empfangen; * durch
ihn ist uns das Heil gebracht, * zu Ende ist das
Bangen, * erfüllt der Welt Verlangen.

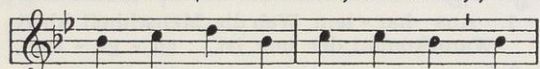
4. Drum singen wir mit Freuden all * von dieser
Jungfrau reine, * und preisen mit dankreichem
Schall * ihr Kindlein allgemeine; * und bitten, daß
sie bei uns sei, * wenn einst es kommt zum Ster -
ben, * daß wir durch ihre Fürbitt' treu * den Trost
des Heils erwerben * und ew'ges Leben erben.

CB.I, Nr. 20

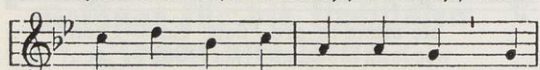
47. (A 29.)



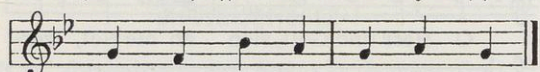
1. Ein ern-stes Wort durchtönt die Nacht,* vom



Schlum-mer auf! er-wacht, er-wacht,* vom



Him-mel hoch, vom Ster-nen-zelt* schwebt



Je-sus nie-der auf die Welt.

2. Erhebe dich, du träges Herz; * verlaß den Staub,
schau himmelwärts! * Ein neu Gestirn voll Glanz
und Pracht * erhellet die bange Sündennacht.

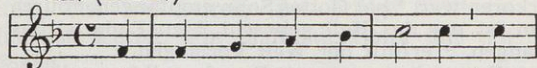
3. Sieh! Gottes Lamm wird uns gesandt, * zu
lösen aller Sünde Band; * drum laßet weinend uns
ihm nah'n, * und Nachlaß unsrer Schuld empfah'n.

4. Damit, kommt er zum zweitenmal, * und alles
bebt in Furcht und Qual, * uns decke seine Lieb'
und Huld, * uneingedenk der Sündenschuld.

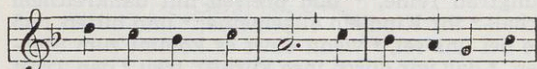
5. Dir, Vater, Sohn und heil'ger Geist, * Drei-
einiger, den alles preist, * sei Preis und Ruhm und
Dank geweiht, * von Ewigkeit zu Ewigkeit.

GB.II, Nr. 04

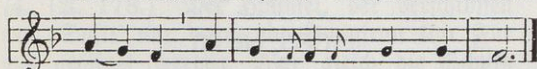
44. (A 32.)



1. Es kam ein treu-er Bo-te, * er



kam vom Himmelsthron; * wen fand er in dem



Hüttlein? * Ma-ri-a, der Jungfrau'n Kron'.

2. Der Bote, den ich meine, * der ist uns wohl
bekannt; * es ist ein Engel Gottes, * ist Gabriel
genannt.

3. Die Stimme er erhebet, * die lautet also
wohl: * „Gegrüßt seist du, Maria, * bist aller Gna-
den voll.“

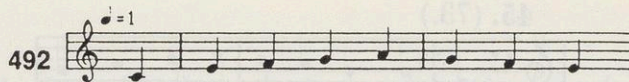
4. „Gegrüßt seist du, Maria, * du edle Jungfrau
fein; * durch Kraft des heil'gen Geistes * sollst Got-
tes Mutter sein.“

5. Maria, die viel Reine, * fiel nieder auf die
Kniee; * dann bat sie Gott vom Himmel: * „Dein
Will' gescheh' allhie.“

6. „Dein Wille soll geschehen,“ so sprach sie him-
melwärts; * da nahm sie Jesum Christum * in ihr
jungfräulich Herz.

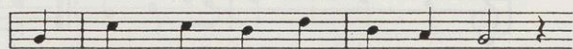
7. O heilige Maria, * nun bitt' für uns dein
Kind, * daß es uns Gnad' verleihe, * verzeihe unsre
Sünd'.

GB.II, Nr. 04

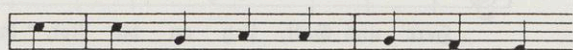


492

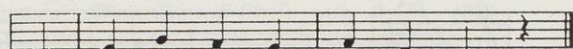
Er - hab - ne Mut - ter un - sers Herrn,
2. Als Jung-frau rein du Mut - ter warst,
3. Vom En - gel nach des Her - ren Rat



o Him - mels - pfort, o Mee - res - stern!
den eig - nen Schöp-fer du ge - barst.
ver - nahmst du: „A - ve, voll der Gnad!“



Steh dem ge - fall - nen Vol - ke bei,
Dies Wun - der hat des Höch - sten Macht
O Mut - ter voll der Güt und Huld,

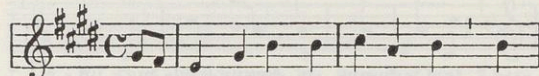


hilf, daß es sich er - he - be frei!
zum Stau-nen der Na - tur voll-bracht.
o hilf, uns drückt der Sün - de Schuld!

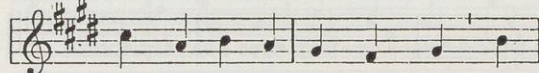
T: Franz Josef Weinzierl 1816, nach „Alma redemptoris mater“
W: Nach Speyrisches Gesangbuch, Köln 1599

CB.II, Nr. 26

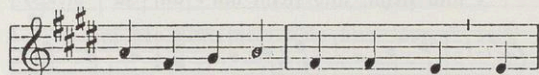
49. (72.)



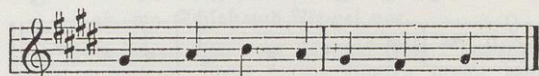
1. O Herr, der du durch deine Macht * er-



schuffst die lich - te Him - mels - pracht, * Er -



lö - ser, un - sers Glau - bens Licht, * ver -



schmäh' der Kir - che Fle - hen nicht.

2. Du kamst aus Liebe, starker Held, * zu retten diese Sünderwelt, * daß sie nicht durch des Satans Wut, * zugrunde ging in ew'ger Glut.

3. Am Kreuz zu tilgen uns're Schuld * erscheinst du, o Gott der Huld, * aus einer reinen Jungfrau Schoß, * der dich zum Heil der Welt umschloß.

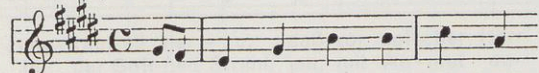
4. Wenn einst mit Macht und Herrlichkeit * du wiederkommst nach dieser Zeit, * dann werden voller Ehrfurcht wir * die Kniee beugen, Herr, vor dir.

5. Dann laß, o Heiland, Gottes Sohn, * uns doch vor deinem Richterthron * durch deine Gnad' von Sünden rein, * des Himmelreiches sicher sein!

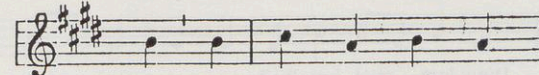
6. O Vater, Sohn und heil'ger Geist, * den ehrfurchtsvoll der Himmel preißt, * Dank, Ehre, Lob und Ruhm sei dir * von allen ewig, dort und hier.

GB.II, Nr. 04

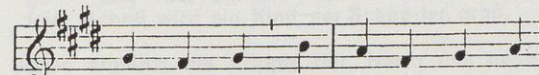
46. (75.)



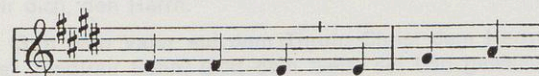
1. Wohl - auf, nun laßt uns sin - gen



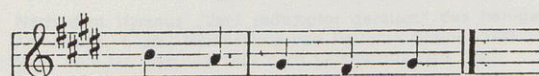
all, * lob - prei - sen mit ganz



fü - ßem Schall * und dan - ken mit De -



mü - tig - keit * dem Va - ter



al - ler Gü - tig - keit.

2. Wir armen Menschen insgesamt, * wir waren zu dem Tod verdammt, * weil wir aus Adam sind gebor'n * und von ihm erben Gottes Zorn.

3. Doch Gott hat mit Barmherzigkeit * betrachtet unser großes Leid, * und uns verheißen bald auf's neu' * die Hilf' aus rechter Lieb' und Treu'.

4. Und wie er uns verheißen hat * nach seiner Lieb' und weisem Rat, * hat er gesendet seinen Sohn * zu uns vom hohen Himmelsthron.

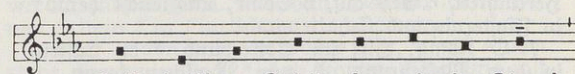
5. Von einer keuschen Jungfrau zart * der Herr als Mensch empfangen ward, * wie andre Kinder wuchs er auf * nach menschlicher Natur und Lauf.

6. Er ward dadurch uns Armen gleich, * zerstörte so des Teufels Reich; * verkündet schon viertausend Jahr', * ward Gottes Wort erfüllt und wahr.

7. Das ist die allergrößte Tat, * so gnädig uns erzeigt hat * des höchsten Vaters Gültigkeit, * drum sei ihm Lob in Ewigkeit.

GB.II, Nr. 04

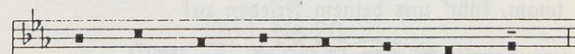
ADVENT



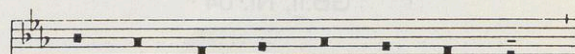
Gott, heil'-ger Schöp - fer al - ler Stern',

2. Denn es ging dir zu Her - zen sehr,

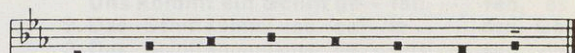
3. Da sich die Welt zum A - bend wandt',



er - leucht uns, die wir sind so fern,
daß wir ge - fan - gen wa - ren schwer
der Bräut'-gam Chri - stus ward be - kannt



und hö - re uns, Herr Je - sus Christ,
und soll - ten gar des To - des sein;
aus sei - ner Mut - ter Käm - mer - lein,



der du der Welt Er - lö - ser bist.
drum nahnst du auf dich Schuld und Pein.
die Jung - frau bleibt, zart, rein und fein.

4. Gezeigt hat er sein' groß' Gewalt, daß es in aller Welt erschallt: es müssen beugen sich die Knie, in Himmel, Höllen und auch hie!

5. Wir bitten dich, Herr Jesus Christ, der du der Welten Richter bist, du mögest uns die Gnade dein und vor den Feinden Schutz verleihn!

6. Lob, Preis sei, Vater, deiner Kraft, dem Sohn, der mit dir wirkt und schafft, dem Geiste, der uns Trost verleiht, jetzt und in alle Ewigkeit.

T: Nach dem Hymnus „Creator alme siderum“ Alstedt 1524
W: Choralweise des lat. Hymnus

CB.II, Nr. 26

52.



2. O Weisheit aus des Höchsten Mund, * die du umspannst des Weltalls Rund * und alles lenkst mit Kraft und Rat, * komm, lehr' uns deiner Klugheit Pfad!

3. O Adonai, starker Gott, * der du dem Moses dein Gebot * am Berge gabst im Wetterdräu'n, * stred' aus den Arm, uns zu befrei'n.

4. O Wurzel Jesse, fest von Stand, * ein Zeichen allem Volk und Land, * dir beugt sich Fürst und König groß, * komm bald, komm bald und lauf' uns los!

5. O Schlüssel Davids, Zepter du, * der alles schließt frei auf und zu, * komm, führ' uns aus des Todes Haft, * der all dein Volk ins Dunkel rafft.

6. O Sonne der Gerechtigkeit, * des ew'gen Lichtes Herrlichkeit, * Geh' auf, o Sonn', und leucht' herab * in Finsternis und Schattengrab!

7. O König, Hirt im Völkerbund, * du Eckstein in dem Weltenrund, * zum Menschen komm, o Herrscher mild, * und rett' o Gott, dein Ebenbild!

8. O Gott mit uns, Emmanuel, * du Fürst des Hauses Israel, * o Sehnsucht aller Völker du, * komm, führ' uns deinem Frieden zu!



4*

GB.II, Nr. 04

51.



2. O komm, du wahres Licht der Welt, * das unsre Finsternis erhellt! * Wir irren hier in Trug und Wahn; * o führ uns auf des Lichtes Bahn! * Freu' dich (usw.).

3. O komm, du holdes Himmelskind, * so hehr und groß, so mild gesinnt! * Wir seufzen tief in Sündenschuld; * o bring uns deines Vaters Schuld. * Freu' dich (usw.).

4. O komm, Erlöser, Gottes Sohn, * und bring uns Gnad' von Gottes Thron! * Die Seele fühlt hier Hungersnot; * o gib uns dich, lebendig Brot! * Freu' dich (usw.).

5. O komm, o komm, Gott Sabaoth, * du unser Hort in aller Not! * Mit Jesse's neuem Herrscherstab * treib weit von uns die Feinde ab. * Freu' dich (usw.).

6. O komm, o komm, Emmanuel, * befrei' dein armes Israel! * Die Sünde schloß die Himmelstür; * du öffnest sie, wir jubeln dir. * Freu' dich (usw.).

GB.II, Nr. 04

50. (A34.)

1. O Hei-land, reiß die Him-mel auf, * her-ab, her-ab vom Him-mel lauf! * Mach' auf des Him-mels Tür und Tor, * reiß ab, wo Schloß und Rie-gel vor.

2. Gott, einen Tau vom Himmel gieß, * im Tau herab, o Heiland, fließ! * Ihr Wolken brecht und regnet aus * den König über Jakobs Haus.

3. O Erd', schlag aus, schlag aus, o Erd', * daß Berg und Tal erneuert werd'! * O Erd', hervor dies Blümlein bring', * o Heiland, aus der Erden spring'.

4. Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt, * darauf sie alle Hoffnung stellt? * Ach komm, ach komm vom höchsten Saal, * und tröst' uns in dem Jammertal!

5. O klare Sonn', o schöner Stern, * dich wollen wir anschauen gern! * O Sonn' geh' auf! ohn' deinen Schein * wird Finsternis ohn' Ende sein.

6. Hier leiden wir die größte Not, * vor Augen steht der ew'ge Tod; * ach komm, führ' uns mit starker Hand * vom Elend in das Vaterland.

GB.II, Nr. 04

3. O Heiland, reiß die Himmel auf

1. O Hei-land, reiß die Himmel auf, her-ab, her-ab vom Him-mel lauf! Reiß ab vom Him-mel Tür und Tor, Reiß ab, wo Schloß und Rie-gel vor!

2. O Gott, den Tau vom Himmel gieß, * im Tau herab, o Heiland, fließ! * Ihr Wolken brecht und regnet aus * den König über Jakobs Haus!

3. O Erd', schlag aus, schlag aus, o Erd' * daß Berg und Tal, grün alles werd'! * O Erd', hervor dies Blümlein bring', * o Heiland, aus der Erden spring!

4. Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt, * darauf die Welt all Hoffnung stellt? * O komm, ach komm vom höchsten Saal, * komm, tröst uns hier im Jammertal!

5. O klare Sonn', du schöner Stern, * dich wollten wir anschauen gern. * O Sonn', geh auf! Ohn' deinen Schein * in Finsternis wir alle sein.

6. Hier leiden wir die größte Not, * vor Augen steht der ewig Tod. * Ach komm, führ uns mit starker Hand * vom Elend zu dem Vaterland!

CB.I, Nr. 20

Komm, der Völ-ker Hei-land du, Sohn der
 2. Aus dem kö-nig-li-chen Saal tritt er
 3. Durch des Heil'-gen Gei-stes Wehn will er

Jung-frau, eil her-zu, daß vor sol-cher Herr-in der Gott-heit Strahl, eilt, mit An-mut an-in die Welt ein-gehn; in der rein-sten Jung-lich-keit stau-ne Erd' und Him-mel weit! ge-tan, wie ein Rie-se sei-ne Bahn. frau Schoß wird ein Kind, der Schöp-fer, groß.

4. Schon erglänzt die Krippe klar, Nacht uns neues Licht gebär. Alles Dunkle bleibe fern! Gläubig schau wir dich, den Herrn.

5. Gott dem Vater auf dem Thron, Christ dem Herrn, der Jungfrau Sohn, Gott dem Geist sei Lob geweiht, jetzt und in der Ewigkeit!

T: Nach dem Hymnus „Veni redemptor gentium“ des heiligen Ambrosius, 4. Jh.; Neufassung von Petronia Steiner 1945
 W: Nach dem lat. Hymnus, hier nach Leisentritts Gsb. 1567

CB.II, Nr. 26

Uns kommt ein Schiff ge-fah-ren, es
 2. Das Schiff kommt uns ge-la-den, Gott
 3. Das Schiff kommt uns ge-flos-sen, das bringt uns sü-ße Last, da-rauf viel En-gel-Va-ter hat's ge-sandt; es bringt uns ho-he Schiff-lein geht ans Land, hat Him-mel auf-ge-scha-ren, und hat ein ho-hen Mast. Gna-den, Christ, un-sern Hei-land. schlos-sen, den Sohn her-aus-ge-sandt.

4. Maria, Gottes Mutter, gelobet mußst du sein! Jesus ist unser Bruder, das liebe Kindelein.

T: Johann Tauler (1290-1381) zugeschrieben
 W: Andernacher Gesangbuch 1608

CB.II, Nr. 26

48. (A30.)

1. { Tau-et, Him-mel, den Ge-rech-ten, *
Rief das Volk in ban-gen Näch-ten, *
Wol-ken, reg-net ihn her-ab! *
dem Gott die Ver-hei-ßung gab. *
Sproß, o Hei-land, aus der Er-del *
Komm, o Hirt, zu dei-ner Her-del *
Komm und wei-le län-ger nicht, *
bring' den Dei-nen Trost und Licht.

2. Und Gott hört das Fleh'n der Armen, * hört des Volkes Bittgebet; * schon verkündet das Erbarmen * laut Johannes, der Prophet. * Es erschallt vom Jordanstrande * seine Stimme durch die Lande * kündigt an die Gnadenzeit, * und verheißt Barmherzigkeit.

3. Auf! bereitet nun die Wege * dem Erlöser, der euch naht; * machet grade alle Stege, * machet eben jeden Pfad; * lasse ab von seinen Sünden, * wer bei ihm will Gnade finden. * Kommt mit gläubigem Vertrauen, * kommt, das Heil der Welt zu schau'n.

4. Denn ein Engel schwebte nieder, * bracht' in Nazareth den Gruß * jener Jungfrau, die uns wieder nach dem Falle trösten muß; * sie war die Gebenedeite, * die die ganze Welt erfreute, * da den Heiland sie gebär, * der der Menschheit Hoffnung war.

5. Christen, laßt uns heilig wandeln * vor des Heilands Angesicht, * und bei allem Tun und Handeln * denken an des Herrn Gericht; * daß wir einst vor ihm bestehen, * wenn wir ihn als Richter sehen, * und er uns mit sich zugleich * führe in des Vaters Reich!

GB.II, Nr. 04

5. Tautet, Himmel, den Gerechten

1. Tau-et, Him-mel, den Ge-rech-ten,
Wol-ken reg-net ihn her-ab! rief das Volk in
ban-gen Näch-ten, dem Gott die Ver-hei-ßung gab.
Sproß, o Hei-land, aus der Er-del
Komm, o Hirt, zu dei-ner Herde! Komm und
weile länger nicht, bring den Deinen Trost und
Licht. Komm und wei-le län-ger
nicht, bring den Dei-nen Trost und Licht.

2. Und Gott hört das Fleh'n der Armen, * hört des Volkes Bittgebet; * schon verkündet das Erbarmen * laut Johannes, der Prophet. * Es erschallt vom Jordanstrande * seine Stimme durch die Lande, * kündigt an die Gnadenzeit * und verheißt Barmherzigkeit.

3. Auf! bereitet nun die Wege * dem Erlöser, der euch naht; * machet grade alle Stege, * machet eben jeden Pfad; * lasse ab von seinen Sünden, * wer bei ihm will Gnade finden. * Kommt mit gläubigem Vertrauen, * kommt, das Heil der Welt zu schau'n.

4. Denn ein Engel schwebte nieder, * bracht' in Nazareth den Gruß * jener Jungfrau, die uns wieder * nach dem Falle trösten muß; * sie war die Gebenedeite, * die die ganze Welt erfreute, * da den Heiland sie gebär, * der der Menschheit Hoffnung war.

5. Christen, laßt uns heilig wandeln * vor des Heilands Angesicht * und bei allem Tun und Handeln * denken an des Herrn Gericht; * daß wir einst vor ihm bestehen, * wenn wir ihn als Richter sehen, * und er uns mit sich zugleich * führe in des Vaters Reich!

CB.I, Nr. 20

Stürmten die Glocken vom Bernwardsturm?

Anmerkungen zu einer Ballade des Börries von Münchhausen

Von Karl Keller

1 Ein usurpiertes Lied

Es stand im Liederbuch der Hitlerjugend, und die Hitlerjugend hat diese Verse gesungen:

Bauernaufstand

Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm,
Der Regen durchrauschte die Straßen,
Und durch die Glocken und durch den Sturm
Sellte des Urhorns Blasen.

Das Büffelhorn, das lange geruht,
Beit Stoßberg nahm's aus der Lade,
Das alte Horn, es brüllte nach Blut
Und wimmerte: „Gott genade!“

Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft!
Der Bauer stund auf im Lande,
Und tausendjährige Bauernkraft
Macht Schild und Schärpe zu Schande!

Die Klingsburg hoch am Berge lag,
Sie zogen hinauf in Waffen,
Aufsammte der Schmied mit einem Schlag
Das Tor, das er fronend geschaffen.

Dem Ritter fuhr ein Schlag ins Gesicht,
Und ein Epäen zwisch'n die Rippen, –
Er brachte das Schwert aus der Scheide nicht,
Und nicht den Fluch von den Lippen.

Aufrauschte die Flamme mit aller Kraft,
Brach Balken, Bogen und Bande, –
Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft:
Der Bauer stund auf im Lande!¹

Aber wie viele andere Lieder der Bündischen Jugend gehört auch diese Ballade des Börries von Münchhausen zum räuberischen Adaptionsgut der HJ, das sie sich als Beute aus den Liederbüchern der Wandervogelbewegung geholt und bedenkenlos einverleibt hatte.

Selbst den Titel ihrer Liedersammlung „Uns geht die Sonne nicht unter“ hatte sie dort usurpiert: den Refrain aus dem zum Kultlied Numero eins der Jugendbewegung gewordenen Trotz- und Bekenntnislied „Wilde Gesellen, vom Sturmwind durchweht“.²

Münchhausens Ballade „Bauernaufstand“ war mit 28 anderen Balladen erstmals im Jahre 1900 erschienen und gehörte von Anfang an zu seinen berühmtesten und bekanntesten Dichtungen.

So findet sie sich seit den zwanziger Jahre in den Schullesebüchern, ja, bis in die sechziger Jahre trifft man sie dort noch an.³

Auch in älteren oder modernen Balladen-Anthologien ist sie vertreten.⁴

2 Bauernaufstand, die Münchhausens und Hildesheim

Dieser Ballade gebührt wegen ihres, wenn auch schwindenden, Bekanntheitsgrades ebenso Beachtung wie auch wegen der in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts aufflackernden neuen Aktualisierung des Themas „Bauernkrieg“ durch die sogenannte Studentenrevolte ab 1968.

Aber auch der Autor sollte abgewogener gesehen werden: der Freiherr Börries Albrecht Conon August

¹ „Die Balladen und ritterlichen Lieder des Freiherrn Börries von Münchhausen“, 46. Tausend, Berlin 1919, S. 33.

² „Uns geht die Sonne nicht unter – Lieder der Hitlerjugend“, herausgegeben vom Obergebiet West der Hitlerjugend, 1936, S. 51.

³ Z. B.: „Deutsches Lesebuch für höhere Schulen“ Band 5, herausgegeben von Ernst Bender, Karlsruhe 1953; „Wort und Sinn“ erster Band, Lesebuch für den Deutschunterricht, Paderborn 1964.

⁴ Avenarius-Böhm: „Balladenbuch“, München 1943; „Das Buch der Balladen“, hg. v. Walter Hauser, München 1978.



Börries von Münchhausen (1874–1945)

Heinrich von Münchhausen, geboren am 20. März 1874 in Hildesheim.

Die Münchhausens sind niedersächsischer Uradel, werden erstmals 889 urkundlich genannt und sind seitdem mit über 1300 Namen in der niedersächsischen Geschichte stattlich vertreten, darunter auch immer wieder in und um Hildesheim.⁵

Da in der Geschichte Hildesheims der Bauernkrieg von 1525 keine Rolle spielt – nicht einmal als Stichwort kommt „Bauernkrieg“ in der dreibändigen Bistumsgeschichte von Adolf Bertram vor! –, verwundert es um so mehr, daß der gebürtige Hildesheimer Freiherr nicht nur dieses Thema aufgegriffen, sondern mit dem „Bernwardsturm“ anscheinend sogar einen bewußten Hildesheimer Akzent in diese Ballade eingebracht hat.

Das Verwundern darüber ist nicht klein: Stürmten die Glocken wirklich vom Bernwardsturm?

Bei näherer Betrachtung der Ballade wird die Verwunderung noch größer.

3 Der Bauernkrieg von 1525 in der deutschen Literatur

Der Bauernkrieg von 1525 hat als Thema in der deutschen Literatur eine verschieden akzentuierte Darstellung gefunden, je nach der Gewichtung der literarischen Absichten oder der historischen Ereignisse.

Im dramatischen Gattungsbereich erscheint der Bauernkrieg bei den großen deutschen Autoren nur als Spiegel oder als kontrapunktisches Nebenmotiv für die zentralen Absichten des jeweiligen Autors, nämlich der Herausstellung der großen, unverständenen Hauptgestalt gegenüber der verständnislosen, dumpfen oder fanatisierten Masse.

Das gilt für den 5. Akt von Goethes „Götz von Berlichingen“ (1773) ebenso wie für Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“ (1895).

Sozialrevolutionären Traditionen oder ihrer (scheinbaren) Verwirklichung in der gerade erst ausgerufenen DDR versucht Friedrich Wolf in „Der arme Konrad“ (1923) und „Thomas Müntzer“ (1953) eine literarische Plattform zu schaffen.

Yaak Karsunkes „Bauernoper“ (1973) stellt dagegen nicht charismatische Figuren in den Mittelpunkt seines Schauspiels, sondern verfolgt in seinen „Szenen aus dem Schwäbischen Bauernkrieg von 1525“ unverhüllt massenemanzipatorische Absichten: nicht mehr Männer, sondern Massen machen Geschichte.⁶

Der Bauernkrieg hat außer in der Ballade „Bauernaufstand“ Münchhausens kaum unmittelbaren Einzug in die balladisch-lyrische Dichtung gehalten.

„Ostern 1525“ des Hermann Kurz (1813–1873) gibt eine pessimistische Wertung der bäuerischen Erhebung;⁷ Detlev von Liliencron (1844–1909) in „Pidder

⁵ Vgl. Bertram, Adolf: „Geschichte des Bistums Hildesheim“ Bände 1–3, Hildesheim 1899/1916/1925.
Band 1: S. 425/436
Band 2: S. 13/15/177/250/299/300/411/438
Band 3: S. 155.

Ebenso: „Die von Münchhausen“ (Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Staatsarchiv Bückeburg), Göttingen 1965.

⁶ Vgl. dazu: Brackert, Helmut: „Bauernkrieg und Literatur“, edition suhrkamp 782, Frankfurt a. M. 1975.

⁷ In: „Germania – Buchers illustrierte Geschichte in Balladen und Gedichten“, Luzern/Frankfurt a. M. 1972, S. 94.

Lüng⁸ und Lulu von Strauß und Torney (1873–1956) in „Die Bauernführer“ und „Des Braunschweigers Ende“ rücken wieder trotzige, einzelne Bauern-Gestalten in den Mittelpunkt ihrer Balladen.⁹

Nimmt Börries von Münchhausen den Bauernkrieg ebenfalls wieder in Anspruch zur ins Tragische weisenden Mythisierung des dominierenden Individuums, statt emanzipatorische Möglichkeiten des revolutionären Komplexes herauszufiltern?

Seine Ballade folgt eigenen Auffassungen und Zielsetzungen. Sie orientieren sich an seiner Position als Adliger und Gutsherr ebenso wie an den ästhetischen und weltanschaulichen Vorstellungen der deutschen Jugendbewegung.

4 „Bauernaufstand“ – kritisch gesehen

Die Ballade hat sechs Strophen zu je vier Versen. Die jeweiligen Verse 1 und 3 sind vierhebig und beginnen – mit zwei bedeutsamen Ausnahmen – unbetont; die jeweiligen Verse 2 und 4 sind dreihebig und beginnen, von 1,4 abgesehen, gleichfalls unbetont.

Der ständige Wechsel von vier- und dreihebigen Versen gibt dem Ganzen einen unruhig schiebenden Charakter. Das wird noch verstärkt durch die überraschend betont einsetzenden Verse 4,3 und 6,1, die sich dem epischen metrischen Fluß sperrig widersetzen. Das hat inhaltlich bestimmte Gründe.

Die erste Strophe vermittelt uns den Ausbruch des Bauernaufstandes durch ausschließlich akustische Phänomene: die Glocken stürmen, Regen rauscht, den Sturm übertönt das Urhorn. Die Elemente scheinen ebenso entfesselt zu sein wie die Urkräfte der bäuerischen Frühzeit. Lautmalend und stabreimend beherrscht das „r“ die Strophe. Macht man sich jedoch ein wenig von der bannenden Sprachgewalt frei, drängen sich inhaltliche Fragen auf: War der Bauernaufstand mit Sturmglocken von Kirchtürmen eingeläutet worden? Suggestieren nicht Glocken, Bernwardsturm und Straßen eher das Bild einer rebellischen Stadt als das einer ländlich bestimmten Gemeinde? Und: ist „Gellen“ das angemessene Wort für den Klang des Urhorns?

Die zweite Strophe verstärkt solche Einwände: das „Urhorn“, das „Büffelhorn“, das „alte Horn“, von Veit Stoßberg aus der Lade genommen, erinnert eher an den Kampf der Schweizer Urkantone gegen Habsburg

Die Balladen und ritterlichen Lieder des Freiherrn Börries von Münchhausen



Sechshundvierzigstes Tausend
Egon Fleischel & Co. Berlin
1919

im 13./14. Jahrhundert; die Erinnerung an den Stier von Uri und sein Büffelhorn wird wachgerufen. Es hat zudem gleich zwei Stimmen: die eine brüllt unversöhnlich nach Blut, die andere wimmert um Gnade. Bauernforderung und Ritterbitte klingen zusammen. Und Veit Stoßberg? Eine Assoziation wird angefordert; eine historisch verbürgte Person dieses Namens gibt es aus den Tagen des Bauernkrieges nicht.

In der dritten Strophe bläst und intoniert das alte Horn das Leitmotiv der Ballade: „Gnade dir Gott, du Ritterschaft“! Tausendjährige Bauernkraft – das würde in die Zeit der freien Bauern der Merowingerzeit zurückführen! – macht, stabreimend verstärkt, „Schild und Schärpe zu Schande“. Waffenruhm und Standesehre der Ritterschaft zerbrechen. An der historischen Wirklichkeit des Jahres 1525 geht das sachlich vorbei: das Bauerntum richtete seine aufständische Stoßkraft mehr gegen die hohen Feudalherren und die Kirche

⁸ In: Echtermeyer/Wiese: „Deutsche Gedichte“, Düsseldorf 1963, 586. – 615. Tausend, S. 548.

⁹ In: Lulu von Strauß und Torney „Tulipan – Balladen und Erzählungen“, Düsseldorf/Köln 1966, S. 51 und 53.



Er mordung eines Ritters durch aufrührerische Bauern (nach einem Holzschnitt aus Schäufileins Trostspiegel)

als gegen die Ritterschaft. Das Rittertum war weniger das Opfer der Bauern als vielmehr des Hochadels, der Freien Reichsstädte und des hohen Klerus. Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, letzte Verfechter ritterlicher Unabhängigkeit, waren gerade zwei Jahre vorher am weltlichen und geistlichen Hochadel gescheitert. Bauernkraft und Ritterschaft – beide waren sie die Geschlagenen jener Jahre.

Die vierte Strophe gibt eine exemplarische Szene für das leitmotivisch angeschlagene „Gott genade!“: der Klingsburg gilt der Zug der Bauern. Nach dem seither Angeführten ist klar, daß es, so „burgengerecht“ der Name der angegriffenen Burg auch klingen mag, keine gleichnamige Burg gibt, die damals ein derartiges Schicksal getroffen hat. Der Rhythmuswechsel vom sonst jambisch, d.h. unbetonten Auftakt zum trochäisch unmittelbar betonten „auframmte“ des dritten Verses kündigt durch diese lautlich hörbar gemachte Gegenbewegung das Schicksal von Burg und Burgherren an. Das stabreimende „sch“ in den Versen 3 und 4 verstärkt dies noch mehr. Mit einem einzigen Schlag zertrümmert der Schmied das Burgtor, das er einst in

Fronarbeit anfertigen mußte. Eine wahrhaft balladeske Situation! Aber die Sachkritik muß auch hier einiges in Frage stellen: Fronten damals die Schmiede wirklich, d.h. war fachmännische, von Handwerksmeistern hergestellte Wertarbeit jemals in den Bereich von Fronarbeiten einbezogen gewesen? Wurde nicht vielmehr gerade bei solchen Werkstücken wie einem mächtigen Burgtor größter Wert auf meisterliche, d.h. aber auch bezahlte Wertarbeit gelegt? Gerade ein solcher, auch strategisch wichtiger Bestandteil einer Burg hielt einem einzigen Schlag mit dem Schmiedehammer nicht stand? – Im Hintergrund schmunzelt maliziös ein großer Namensträger.

Die fünfte Strophe schildert das Ende des Burgherren: von einem Schlag ins Gesicht getroffen, von einem Spatenhieb in die Rippen gelähmt, bringt der Ritter weder das Schwert aus der Scheide noch löst sich der Fluch aus dem verkrampften Halse. Wieder verstärkt das stabreimende „sch“, auch in der Rückkoppelung an die dritte und vierte Strophe, die brutale Aktion. Sach- und Stilkritik haben jedoch auch hier Einwände vorzutragen: der Spaten war keine für den Bauern-

krieg von 1525 typische Bauernwaffe; im Gegenteil: fast vorausahnend nimmt Münchhausen den Einsatz des Kurzspatens als gefürchtete Nahkampfwaffe in den Grabenkämpfen des Ersten Weltkrieges vorweg. Stilistisch könnte man Bedenken gegen das hier eingesetzte Stilmittel des Zeugmas haben, d. h. das „Zusammenjochen, das Verbinden“ von zwei grammatisch gleich verwendeten Substantiven durch ein einziges Verb, das aber nur zu einem Substantiv paßt bzw. stilistisch nicht in sachlich gleicher Weise: „Er brachte das Schwert aus der Scheide nicht“ läßt sich in der konkreten Verwendung nicht mit „...brachte den Fluch nicht von den Lippen“ im übertragenen Sinn verbinden.

Witze leben davon: „Das Urlaubsgesuch des Gefreiten Meier und feindliche Angriffe bei Verdun wurden abgeschlagen“, lautete die Tagesparole des Hauptfeldwebels beim Morgenappell. Wer lacht da? Darf man dem Dichter sein kühnes zeugmatisches Vorgehen ankreiden? Gilt hier nicht die dichterische Ausdrucksfreiheit? Ich lasse die Frage offen.

Die sechste Strophe verwendet am Beginn ein letztes Mal das Aufhorchen fördernde Stilmittel der rhythmischen Gegenbewegung: „Aufrauschte die Flamme...“

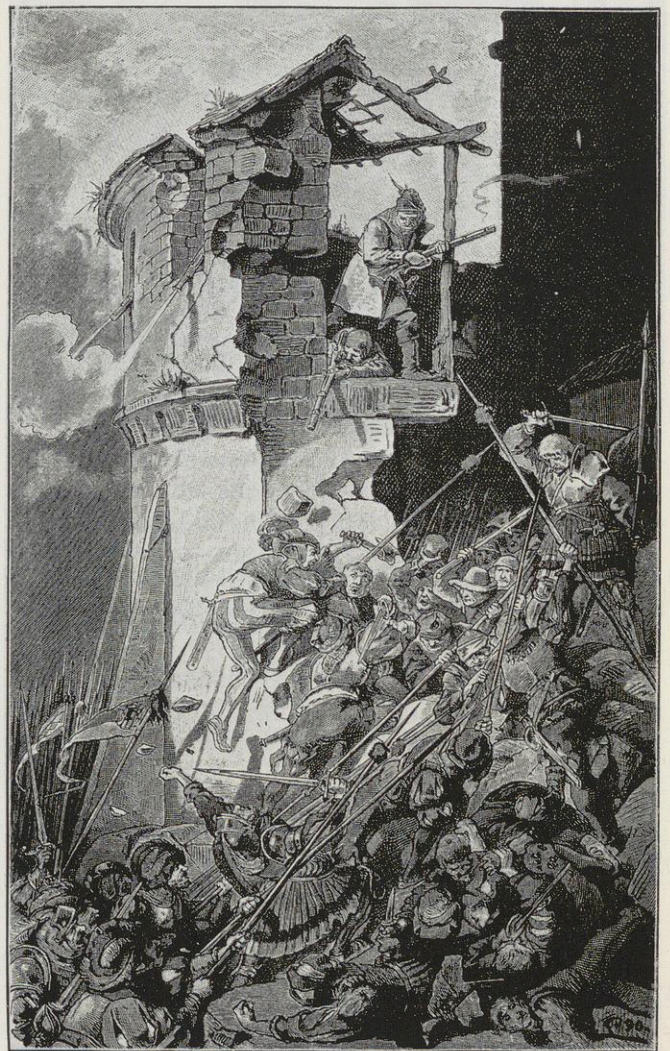


Erstürmung einer Burg

über Burg, Balken, Bogen und Bande, aber sie schlägt auch im übertragenen Sinn über der Ritterschaft zusammen.

Klanglich und gedanklich verbinden sich das „Auf-“ der Verse 4,3 und 6,1. Im übrigen verbirgt sich hier eine Reverenz vor dem hochgeschätzten Conrad Ferdinand Meyer, dessen wirkungsvolles „Aufsteigt der Strahl...“ in seinem Gedicht „Der römische Brunnen“ Münchhausen wohl als Vorbild gedient hat. Das stabreimende „b“, einmündend in das „Der Bauer stund auf...“, läßt die unerbittlichen Schritte des Bundschuhs lautlich assoziieren.

So steht am Ende das „Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft...“, als hätten die Bauern gesiegt. Aber die



Sturm auf das Schloß Ingolstadt bei Giebelstadt



Bauern (Kupferstiche von Hans Sebald Beham, 1542)

Bauern hatten 1525 die Gnade Gottes selber noch bitterer nötig. Ihr Gesang hatte einen anderen Text: „Geschlagen ziehen wir nach Haus...“¹⁰

5 Dichter des Adels und der Bauernkraft

Schätzungsweise 120.000 bis 150.000 Bauern hatten 1525 den Tod gefunden. Ihr Aufstand hatte in Blut, Tränen und noch schlimmerer Abhängigkeit geendet.

Was hatte Börries von Münchhausen bewogen, nahezu achtlos an den Fakten der Geschichte vorüberzuehen? Hat er nicht „das größte Naturereignis des deutschen Staates“¹¹ fast ins Gegenteil verkehrt? War ihm nicht klar, daß Bauern und Ritter die gemeinsamen Verlierer des Bauernkrieges waren, die mehr mit- als



gegeneinander die Opfer jener Jahre gewesen sind?

Einem so hochgebildeten und geschichtskundigen Mann wie Münchhausen darf solche Unkenntnis natürlich nicht unterstellt werden. Was war also der Grund für diese scheinbare Fehlinterpretation?

Es gibt zwei Erklärungen für diesen merkwürdigen Widerspruch von objektivem Geschehen und subjektiver Empfindung. Einmal, aus der Sicht des Lesers und

¹⁰ Dritte Strophe von „Wir sind des Geyers schwarze Haufen“, in: „Uns geht die Sonne nicht unter“ (siehe Anmerkung 2), S. 48.

¹¹ Leopold von Ranke in „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“, Berlin 1839/47, Neudruck: München 1940, S. 212.

Hörers, aber auch des Dichters verstanden, die als Menschen des 20. Jahrhunderts sehr wohl wissen, wie vergeblich dieses „Der Bauer stund auf im Land“ gewesen ist und welch grauobeladenes Ende der Bauernkrieg genommen hat, legt sich tragische Ironie um die so unabänderlich klingenden Verse der Schlußstrophe. Ein weiterer Grund für das triumphierend klingende Verweisen auf die „tausendjährige Bauernkraft“ und die so persönlich klingende Anrede „du Ritterschaft“ liegt in Herkunft und Lebensweg des Dichters.

Als Börries von Münchhausen diese Ballade schrieb, war er knapp 25 Jahre alt. Aufgewachsen in einer Familie des deutschen Uradels, geprägt von ihren Traditionen, humanistisch gebildet, nach dem Jurastudium an den angesehensten deutschen Universitäten Heidelberg, München, Berlin und in Göttingen zum Dr. jur. promoviert, zieht er über ein Jahr mit Zigeunern und Zirkusleuten als Vagant durch Deutschland. In München nimmt er beim Hofballettmeister Tanzunterricht... und kehrt zurück an die Alma Mater zum Studium der Natur- und Volkswirtschaft. Dieses Studium schließt er ab als Diplomlandwirt. Philosophie, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und Wandern bleiben daneben seine Liebhabereien.

Für die deutsche Jugendbewegung, 1896 in Berlin-Steglitz als „Wandervogel“ gegründet, wurde Börries von Münchhausen durch Leben und Dichtung eine Art Idol und Senior zugleich. Seine Ballade „Jenseits des Tales standen ihre Zelte“, ¹² das Lied von der verbotenen Liebe des jungen Königs zu seinem Reiterbuben, war geradezu ein Kultlied der jungen Bewegung geworden.

Schon als Vierzehnjähriger hatte Münchhausen seine ersten Balladen gedichtet. Nach seinen ersten Veröffentlichungen vor und nach der Jahrhundertwende ¹³ wird er, in herzlicher Freundschaft Lulu von Strauß und Torney (1873–1956) sowie Agnes Miegel (1879–1964) verbunden, zum Hauptvertreter der neuen deutschen Balladendichtung.

Der „Göttinger Musenalmanach“ – vgl. Anmerkung 13 –, von ihm herausgegeben, wird Sammelplatz und Sprachrohr einer romantischen, balladesken Lebenshaltung. Der Dichter trägt persönlich dazu bei. Paul Fechter merkt daher in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ an:

„Der letzte, der nach Bürger noch ein lebendiges Verhältnis zu ihr (= der Ballade) hatte, war Börries

von Münchhausen, der, sein eigener Minstrel, im Lande umherreiste und auf Tausenden von Vortragsabenden sich selber vortrug wie einer der alten Balladendichter.“ ¹⁴

Ich muß es mir hier versagen, Grundsätzliches über die Ballade und ihre Typologie zu sagen – schon deshalb, weil es auf diesem Sektor heute geradezu einen Wildwuchs solcher Typologien gibt, die insgesamt weniger als Orientierungshilfen, sondern als Gattungslabyrinth erscheinen. ¹⁵

Börries von Münchhausen hat sich auch selbst als Balladentheoretiker versucht:

„Die Ballade ist ein Gedicht, dessen Wesen in der bestimmten Behandlung einer Handlung liegt. Die Sprachbehandlung der Ballade ist schmuckhaft und bewußt, die des lyrischen Gedichts natürlich und ungesucht.

Die Handlung der besten Balladen zeigt zwei Vorgänge, von denen der obere Vorgang (der sich bisweilen nur in der Seele des Lesers abspielt) derjenige Bestandteil ist, welcher der Ballade ihren seelischen Feingehalt gibt. Oberer und unterer Vorgang sind meist durch das sinnlich wahrnehmbare Teilchen verknüpft, das dann zum Titel der Ballade wird.“ ¹⁶

Das Leben des Börries von Münchhausen, unkonventionell und gleichzeitig doch wieder von entschiedener Bindung an eine feudal-mittelalterliche Weltanschauung, mußte die aller Konvention abholde und dem Vagantentum fahrender Ritter, Studenten und Zigeuner verschworene Jugendbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg faszinieren. Münchhausen war ein verehrungswürdiges Vorbild und Leitbild geworden.

In seinem Gedicht „Das sind wir!“ manifestierte der Dichter seine Auffassung von der Aufgabe des Adels in der Gesellschaft:

¹² Siehe Anmerkung 1, S. 39.

¹³ „Balladen“, Berlin 1900 – „Ritterliches Liederbuch“, Goslar 1904 – „Göttinger Musenalmanach“ 1898/1901/1905.

¹⁴ Fechter, Paul: „Geschichte der deutschen Literatur“ Band I, Gütersloh 1960, S. 137.

¹⁵ Vgl. dazu: „Deutsche Balladen“, hg. v. Winfried Freund, in: „Arbeitstexte für den Unterricht“, Reclam Verlag, Stuttgart 1982, S. 101–138.

¹⁶ Münchhausen, Börries: „Meisterballaden. Ein Führer zur Freude“, Stuttgart 1923, S. 8.

Das sind wir!

Zu Helm und Schild geboren,
Zu des Landes Schutz erkoren,
Dem König sein Offizier,
Treu unsern alten Sitten,
In unsrer Bauern Mitten,
Das sind wir!

Wir bauen unsre Felder,
Wir hegen unsre Wälder
Für Kind und Kindeskind.
Ihr spottet der Ähnen?! Die Hüter
Sind sie der einzigen Güter,
Die euch nicht läuflich sind.

Wir stehn mit starrem Nacken
In des Marktes Feilschen und Placken
In strenger Ritterschaft,
Wir wolln in stillem Walten
Dem Land sein Bestes erhalten:
Deutsche Bauernkraft!¹⁷

In all dem, Leben und dichterischem Werk, findet sich der Schlüssel zum Verständnis der Eindeutigkeiten und scheinbaren Widersprüchlichkeiten der Ballade „Bauernaufstand“.

6 „Das sind wir“

Wir stoßen in diesem definitorischen Gedicht auf jene Positionen, die Börries von Münchhausen auch im Hintergrund seiner Ballade vom Bauernaufstand aufscheinen läßt:

Treu unsern alten Sitten,
In unsrer Bauern Mitten,
Das sind wir!

und:

Wir wolln in stillem Walten
Dem Land sein Bestes erhalten:
Deutsche Bauernkraft!

So spiegelt sich in der Ballade die Tragik der gegenseitigen Vernichtung von Ritterschaft und Bauernschaft, statt daß es zu einer Neuordnung des Landes durch

das Zusammenwirken der beiden Stände gekommen wäre – wie Münchhausen es erhoffte.

Freilich fühlt man sich angesichts solcher rückwärts gewendeter Utopien unwillkürlich an eine sprichwörtlich gewordene Anekdote aus den fabulösen Erzählungen des „großen“ Münchhausen erinnert: wie er sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zieht – ein viel zu wenig gewürdigtes Bild von der Wirklichkeit menschlicher Existenz! Auch die gesellschaftlichen Vorstellungen des Börries von Münchhausen gemahnen in ihrem aristokratischen Anachronismus an die Aktion des vom Versinken bedrohten großen Fabulierers.

Weitere Verständnishilfen für seine Dichtung gibt Börries von Münchhausen in seinen theoretischen Leitsätzen. Er betont das Schmuckhafte und Bewußte der Balladensprache, doch ist bei der Betrachtung seiner Ballade auch die Neigung zu bloßer Sprach- und Bildtheatralik deutlich zu erkennen. Historisch-poetische Versatzstücke werden gezielt eingesetzt.

Der Literaturhistoriker Gerhard Fricke merkt dazu an:

„Freilich überwiegt nicht selten die Freude am klirrenden Schwert, am klirrenden Wort und an der eindrucksvollen Gebärde den tieferen seelischen und dichterischen Gehalt...“,

und er leitet daraus ab, daß Münchhausen die gelungene Ballade

„...in der Fülle... sprachlich und technisch oft virtuoser Stücke nur vereinzelt...“

erreiche.¹⁸

Wenn sich der „obere Vorgang“ der Ballade, und das meint doch wohl ihren Sinn, „bisweilen nur in der Seele des Lesers abspielt“ und damit erst den „seelischen Feingehalt“ gibt, macht Münchhausen in Strophe 3 und der Schlußstrophe seiner Ballade den „Feingehalt“ so überdeutlich, daß im Leser weniger seelisches Erleben, sondern zugleich auch kritischer Protest aufkeimt.

¹⁷ In: Münchhausen, Börries: „Die Balladen und ritterlichen Lieder...“, Berlin 1919, S. 212.

¹⁸ Fricke, Gerhard: „Geschichte der deutschen Dichtung“, Hamburg/Lübeck 1960, S. 370.

7 Einseitigkeiten, Unkenntnis und Mißbrauch

Im weiteren Verlauf seines Lebens nach dem Erscheinen seiner Balladen und Gedichte kurz vor und nach der Jahrhundertwende entspricht Münchhausen ganz den formulierten und postulierten Aussagen seines Werkes. Als Rittmeister des sächsischen Garde-Reiter-Regiments im Ersten Weltkrieg kommt er in Polen sowie den alten Gebieten des Deutschen Ritterordens in Ostpreußen und Kurland zum Einsatz. Ab 1916 steht er im Dienst des Auswärtigen Amtes.

Seit 1920 führt er mit seiner Frau und seinem Sohn auf dem vom Vater ererbten Schloß Windischleuba bei Altenburg das Leben eines Gutsherren, der „in strenger Ritterschaft“ für „unsre Felder“ und „unsre Wälder“ als einem Teil von jenem „stillen Walten“ sorgt, dessen Hauptaufgabe die Erhaltung der im „Bauernaufstand“ beschworenen tausendjährigen deutschen Bauernkraft sein sollte. Standesvorurteile ließ er nicht gelten, sie stießen auf seine entschiedene Gegnerschaft.

Kein Wunder, daß sich das Dritte Reich um einen solchen Mann und um seine Einbeziehung in die NS-Kultur bemühte! Vergeblich!

Einerseits erkannte der aristokratische Gutsherr von Anfang an hinter dem Blut-und-Boden-Kult des Regimes die rassistische Ideologie; zum anderen legte er mit manchem seiner Werke eine nicht zu überwindende Sperre um sich.

So hatte er in seinem Balladenband „Juda“ des Jahres 1900 das alttestamentarische Volks- und Heldentum des jüdischen Volkes derart einführend dargestellt, daß er nicht nur als prosemistisch galt, sondern sogar als „Verkünder des Zionismus“¹⁹ verschrien wurde. Ein Huldigungsgedicht für Theodor Herzl, den Begründer des Zionismus, legt davon Zeugnis ab:

Theodor Herzl

Wasser des Lebens aus feineren Herzen schlug deine
Hand,

Du führtest dein Volk aus der Fremde ins Vaterland
Und sahst doch nur von den Bergen die heilige Flur,
Die der ewige Gott der Väter dem Samen des Abraham
schwur, —

Du Mose der Zeit, da das Heimweh in Israel stieg,
Du Mose unserer Tage, Gott geb deiner Sache den Sieg!²⁰

1934 herangezogen als Gutachter zu neuen Übersetzungen des „Niederländischen Dankgebets“ („Wir treten zum Beten“) – der Übersetzer der verwendeten Fassung, Weyl (1821–1895), war jüdischer Abstammung! –, verwarf er alle neuen Fassungen mit der Begründung, die Übertragung „des Juden Weyl“ sei „weit schöner und tiefer, gedanklich feiner und empfindungsechter als die Reimereien seiner deutschen Imitatoren“.²¹

Nein, an einen solchen Judenfreund und adeligen Standesdichter, der nie von seinen Dichtungen aus opportunistischen Gründen Abstand genommen hatte, kamen die Nationalsozialisten nicht heran.

Zudem gab es noch ein zweites, kleineres Ärgernis!

Wir haben bereits zu Beginn festgestellt, daß die HJ das Liedgut der Wandervogelbewegung aus verständlichen politischen Gründen vereinnahmt hatte, so auch das Lied vom „Bauernaufstand“. Größere Schwierigkeiten machte Münchhausens in der Jugendbewegung schwärmerisch gesungene Ballade „Jenseits des Tales“.

Ob man die latente Homoerotik dieses Textes in der Jugendbewegung überhaupt gemerkt hatte, weiß ich nicht; das Lied von den jenseits des Tales errichteten Zelten war einfach poetisch. Den braunen Machthabern, aufgeschreckt durch die Röhm-Affäre, war dies jedoch sicher klar. So hatte dieser Text mit seiner Homosexualität sentimentalisierenden Tendenz, dazu noch um den jungen Friedrich den Großen gewoben, in den Augen des NS-Regimes geradezu staatsfeindliche Wirkung.

Jenseits

Jenseit des Tales standen ihre Zelte,
Vorn roten Abendhimmel quoll der Rauch,
Und war ein Singen in dem ganzen Heere,
Und ihre Reiterbuben fangen auch.

¹⁹ Lennartz, Frank: „Deutsche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit“, 8. erweiterte Auflage, Stuttgart 1959, S. 534.

²⁰ Vgl. Anmerkung 17, S. 237.

²¹ In: Katalog „Die von Münchhausen“, (Ausstellung im Staatsarchiv Bückeburg), Göttingen 1965, Nr. 74, S. 23.

Sie pukten klirrend am Geschirr der Pferde,
Hertänzelte die Marktetenderin,
Und unterm Singen sprach der Knaben einer:
„Mädchen, du weißt, wo ging der König hin?“ –

Diesseits des Tales stand der junge König
Und griff die feuchte Erde aus dem Grund,
Sie kühlte nicht die Blut der armen Stirne,
Sie machte nicht sein krankes Herz gesund.

Ihn heilten nur zwei knabenfrische Wangen,
Und nur ein Mund, den er sich selbst verbot,
– Noch fester schloß der König seine Lippen
Und sah hinüber in das Abendrot.

Jenseit des Tales standen ihre Zelte,
Vorn roten Abendhimmel quoll der Rauch,
Und war ein Lachen in dem ganzen Heere,
Und jener Reiterbube lachte auch.²²

Aber man brauchte dieses Lied, um die jungen Wandervögel und Pfadfinder reibungslos ins braune Lager überführen zu können. Ohne den Autor zu befragen, wurde daher die kritische 4. Strophe erst textlich harmlos, später sogar ganz weggelassen, und die 5. Strophe – in der das (Aus-)Lachen des von den Neigungen seines jungen Königs wissenden Heeres über das Tal herüberschallt „und jener Reiterbube“ auch herzlos mitlacht! – wurde durch Textänderungen zu einer nichtssagenden Versabfolge:

Das war ein Singen in dem ganzen Lager,
Und ihre Reiterbuben sangen auch.

Ob Münchhausen dies gewußt und wie er reagiert hat, wissen wir nicht.

„Und heute noch wird diese schöne Ballade, obwohl das Dritte Reich vor Jahrzehnten untergegangen ist, leider mit dem gleichen entstellten Text gesungen.“²³

Merkwürdigerweise hat „Reiterbube“ im Leben des Dichters eine ganz eigene Verwendung gefunden. Als Student hatte Münchhausen in Göttingen eine sogenannte „Akademie“ gegründet. In dieser Vereinigung wurde die „Weiterbildung in der Literatur“ betrieben – worunter Münchhausen ausschließlich die deutsche Ballade verstand. In der barocken Dichterkreisen nachempfundenen Satzung der Akademie waren die Dichter „die Meister“, die Hörenden aber „die Reiterbuben“.²⁴

8 Umschattetes Ende

1945 sah Börries von Münchhausen das endgültige Unheil auf sich und seine Welt zukommen. Bereits 1934 war sein Sohn, das einzige Kind, mit dem Auto tödlich verunglückt. Der bevorstehende Einmarsch der sowjetischen Truppen würde das Ende aller seiner Träume bringen. Tatsächlich verschwand das von ihm so hochstilisierte Bauerntum in den LPG's der DDR.

Kurz vor seinem 71. Geburtstag schied Börries von Münchhausen am 16. März 1945 freiwillig aus dem Leben. Vergiftete er sich? Erschoß er sich? – Die mir vorliegende Literatur nennt beide Todesarten.²⁵ In Windischleuba ist Münchhausen begraben worden.

Es hatte sich kein Schuldiger der drohenden Verantwortung und Strafe feige entzogen, sondern ein angesichts des Zusammenbruchs seiner Welt und seiner gelebten Wertvorstellungen Verzweifelter hatte für sich die letzte Konsequenz gezogen. „Schild und Schärpe“ waren endgültig „zu Schande“ geworden.

Was bleibt von Börries von Münchhausen?

Ungerecht wäre es, ihm das Etikett des reaktionären Junkers oder eines weltfremden Don Quijote anheften zu wollen. Eher war er schon „der Wanderer zwischen beiden Welten“ (Walter Flex) oder „der letzte Rittmeister“ (Werner Bergengruen) – um es mit griffigen Formulierungen von ihm gemäßen Zeitgenossen zu sagen. „Nazi“ war er zu keiner Zeit, er stand „jenseits des Tales“.

Er selbst hat sich Gedanken um seine künftige Bewertung gemacht:

„Was kümmert das mich: Gut und Schlecht,
So wurde ich, und das ist recht!“²⁶

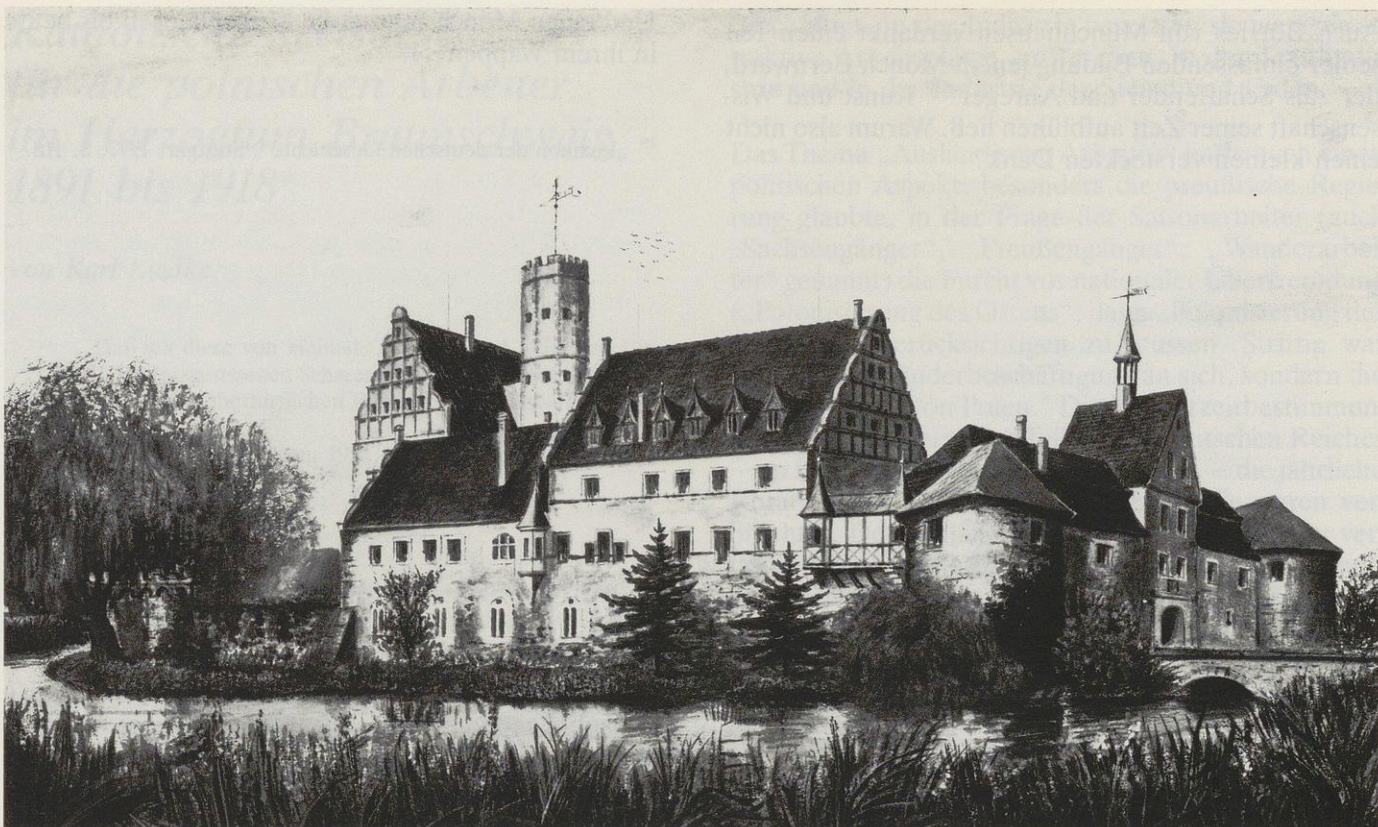
²² Vgl. Anmerkung 1, S. 39.

²³ Thurmair, Elisabeth / Ahrens, Donald: „Im schönsten Wiesengrunde. Deutsche Volkslieder und wie sie entstanden“, Bergisch Gladbach/ Zürich 1979, S. 61.

²⁴ Vgl. dazu: Börries von Münchhausen, in: „Autobiographische Skizze“ in: „Die Persönlichkeit“ Heft 3, 1914, S. 767.

²⁵ Lennartz (vgl. Anmerkung 19) nennt „Freitod durch Gift“ (S. 534); Thurmair/Ahrens (vgl. Anmerkung 23) sprechen von „sich erschossen“ (S. 61). Im „Münchhausenzimmer“ in Bodenwerder nennt ein ausgehängter Zeitungsartikel ausdrücklich „vergiftet“ und weist „erschossen“ als falsch zurück; der Kustode bestand, daraufhin angesprochen, ausdrücklich auf „erschossen“.

²⁶ Vgl. Anmerkung 1; dort S. 192 „Sprüche“.



Schloß Windischleuba in Thüringen

Oder resignativ:

„Auf seinem Grab die Marmorplatte sprach:
Ein großes Volk weint seinem Dichter nach, –
Hat es geweint?“²⁷

9 „... vom Bernwardsturm“

Bleibt, zum Bernwardsjahr 1993, die bescheidene Frage nach dem Bernwardsturm im „Bauernaufstand“.

Nie hat es in Hildesheim einen Bernwardsturm gegeben. Auch andernorts ist eine solche Namensgebung in der Diözese nicht überliefert. Zwar hat man am 4. April 1993 ein Bernward-Ziegelfragment gefunden und dem „Verein für Geschichte und Kunst“ geschenkt, ein weiteres Fragment, vor fünf Jahren gefunden, wurde ebenfalls jetzt übergeben. Beide dürften nahe beieinander gelegen haben, auf der Höhe des Mühlengrabens am heutigen Parkplatz des Bernward-Krankenhauses gegenüber dem Eingang der Augusti-

nusschule. Beide Ziegel sind „Nonnen“-Ziegel, so in der Dachdeckerfachsprache genannt (20 cm lang, 10 cm breit).²⁸ Aber mit einem Bernwardsturm läßt sich das nicht zusammenbringen. Ein Bernwardsturm, wenn es ihn je unter dieser Bezeichnung gegeben haben sollte, war mit Sicherheit zur Zeit der Bauernkriege nicht mehr vorhanden. Da standen dann schon die späteren Fortifikationen. Außerdem: es hätte ja ein Glockenturm sein müssen, kein Festungsturm.

Nein, die Glocken haben nicht vom Bernwardsturm gestürzt!

Aber warum sollte die Benennung dieses Turmes nicht ein Akt freundlicher Reverenz gegenüber der Geburtsstadt gewesen sein?

²⁷ Vgl. Anmerkung 1; dort S. 192 „Sprüche“.

²⁸ In HAZ vom 22. 5. 1993 „Tausend Jahre alter Bernward-Ziegel liegt im Schutt“ und vom 10. 7. 1993 „Jubiläumsjahr bringt Glück und zweiten Bernward-Ziegel“ – „1000 Jahre alter Ziegel aufgetaucht“, in: Neue Presse, Hannover, 10. 7. 1993.

*Katholische Seelsorge für die polnischen Arbeiter im Herzogtum Braunschweig 1891 bis 1918**

Von Karl Liedke

„Daß ich diese von Heimat, Familien und religiösen Einflüssen lossgerissenen Scharen ohne alle Seelsorge lasse, ist mit meinen oberhirtlichen Pflichten unvereinbar“

Bischof Adolf Bertram, 1912

1. Polnische Arbeitskräfte im Herzogtum Braunschweig

Die Ausländerbeschäftigung gibt es in Deutschland seit über hundert Jahren. Bei zunehmender Industrialisierung in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erwies sich das Einströmen von ausländischen Arbeitskräften als notwendig, um die im Anfangsstadium stehende Intensivierung der Landwirtschaft mit billigen Arbeitskräften fortsetzen zu können. Die größte Gruppe von ausländischen Arbeitern stellten die Polen aus Rußland und aus Österreich dar. 1908 waren über 300.000 Polen in Deutschland beschäftigt, was über 63 % aller ausländischen Arbeiter ausmachte. Die meisten von ihnen (253.000) waren in der Landwirtschaft

beschäftigt. In der Industrie besetzten sie weniger attraktive Arbeitsplätze im Bergbau, in der Textilindustrie und in der Industrie der Steine und Erden.¹

Das Thema „Ausländische Arbeiter“ hatte auch einen politischen Aspekt: besonders die preußische Regierung glaubte, in der Frage der Saisonarbeiter (auch „Sachsengänger“, „Preußengänger“, „Wanderarbeiter“ genannt) die Furcht vor nationaler Überfremdung („Polonisierung des Ostens“, dann „Polonisierung des Westens“²) berücksichtigen zu müssen. Strittig war nicht die Ausländerbeschäftigung an sich, sondern die Beschäftigung von Polen.³ Die Karenzzeitbestimmungen erzwangen in vielen Teilen des Deutschen Reiches – im Herzogtum Braunschweig ab 1901 – die jährliche Rotation der ausländischen Arbeiter. Sie waren verpflichtet, Deutschland bis zum 20. Dezember zu verlassen. Die erneute Einreise durfte erst am 1. Februar des nächsten Jahres erfolgen. Diese Vorschrift, die zuerst in Preußen eingeführt wurde, sollte das „Seßhaftwerden des polnischen Elements“ verhindern bzw. erschweren.⁴

Ins Herzogtum Braunschweig kamen die ersten polnischen Arbeiter um 1880. Es waren polnische Schnitter, die auf den Domänen Beschäftigung fanden.⁵ 1885 berichtete man erstmals auch über polnische Bergleute auf der Braunkohlengrube „Treue“ bei Offleben.⁶ Ende des 19. Jh. waren zahlreiche polnische Arbeiter auch in der Braunschweigischen Jute- und Flachsindustrie AG (Werke in Braunschweig und in Vechelde), in den Steinbrüchen in Velpke, in den Ziegeleien und Zuckerfabriken und auf den Spargelplantagen des

* Vgl. dazu: Liedke, K., „...aber politisch unerwünscht“. Arbeitskräfte aus Osteuropa im Land Braunschweig 1880 bis 1939. Braunschweig 1993.

¹ Sombart, W., *Der moderne Kapitalismus*. Leipzig 1927, Bd. 1, S. 398 (künftig: Sombart); erst seit 1908 gibt es offizielle Statistiken (allerdings sind sie nicht vollständig) über die Zahl der zur Arbeit in Deutschland zugelassenen ausländischen Arbeiter. Vgl. *Statistik des Deutschen Reiches*, Berlin 1930, Bd. 360, S. 241–244 (künftig: Statistik). Die hier angegebene Zahl der Polen umfaßt nicht die sog. „Ruhrpolen“, die zwar polnischer Nationalkultur, aber deutscher Staatsangehörigkeit waren! Man unterschied damals:

a) Russisch-Polen, die aus dem russischen Teil des ehemaligen polnischen Staates stammten,

b) Österreichisch-Polen, die aus dem österreichischen Teil des ehemaligen polnischen Staates stammten,

c) Deutsch-Polen, die aus dem deutschen Teil des ehemaligen polnischen Staates stammten.

Die unter „a“ und „b“ erwähnten wurden auch „Ausländische Polen“, die unter „c“ auch „Inländische Polen“ (sie waren deut-

sche Staatsbürger, hierzu gehörten auch „Ruhrpolen“) genannt. Im vorliegenden Artikel befaße ich mich mit der katholischen Seelsorge für alle polnischen Arbeiter.

² 1910 gab es im Ruhrgebiet fast 250.000 „Ruhrpolen“. Vgl. Sombart, S. 399. 1914 war ihre Zahl auf 450.000 gestiegen. Vgl. Wehler, H. U., *Sozialdemokratie und Nationalstaat*. Göttingen 1971, S. 200 (künftig: Wehler).

³ Dohse, K., *Ausländische Arbeiter und bürgerlicher Staat*. Königstein/Ts. 1981, S. 40.

⁴ Das Herzogtum Braunschweig führte diese Vorschrift als erster nichtpreußischer Staat am 26. Juni 1901 ein. Vgl. *Niedersächsisches Staatsarchiv in Wolfenbüttel*, 12 A Neu 13 h Nr. 15751 (künftig: Nds. StA WF). Diejenigen Polen, die die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, unterlagen der Karenzzeit nicht.

⁵ Tasch, H., *Der Anteil der ausländischen Wanderarbeiter an der landwirtschaftlichen Erzeugung im Herzogtum Braunschweig und die betriebswirtschaftlichen Folgen eines teilweisen Ausfalls dieser Arbeiter*. Diss. Giesen 1920, S. 2 (künftig: Tasch).

⁶ „Braunschweigische Anzeigen“ vom 15. Januar 1885.

Herzogtums beschäftigt.⁷ Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 stand im Herzogtum die Bevölkerung mit polnischer Muttersprache an der 1. Stelle unter den Einwohnern mit einer fremden Muttersprache (3626 Personen, d. h. 66,4 % aller Einwohner mit einer fremden Muttersprache).⁸ 1905 stellten die 4900 Einwohner mit polnischer Muttersprache über 70 % aller Einwohner mit einer fremden Muttersprache im Herzogtum und machten 1,01 % der Gesamtbevölkerung aus.⁹ Es handelte sich dabei um relativ seßhaft gewordene Polen, da zur Zeit der Zählung 1905 die meisten polnischen Saisonarbeiter schon in ihre Heimat zurückgefahren waren.¹⁰ Deren Zahl dürfte mit 5000 nicht zu hoch geschätzt sein.¹¹ Kurz vor dem 1. Weltkrieg waren im Herzogtum 2241 ausländisch-polnische Arbeiter in der Industrie, davon die größte Zahl in den Kreisen Helmstedt (916) und Braunschweig (497) und 5537 in der Landwirtschaft, vorwiegend auf den großen Domänen, beschäftigt.¹²

2. Die Stellung der katholischen Kirche zur Frage der Polenseelsorge

2.1 Die deutsche katholische Kirche

Die Mehrheit der ausländischen Arbeiter in Deutschland war katholisch. 1912 stammten nur 20 % von ihnen aus nichtkatholischen Gegenden.¹³ Die Pastoration (Seelsorge) dieser Arbeiter spielte in allen Verhandlungen zwischen den Staatsbehörden, der Feldarbeiterzentrale und dem deutschen Episkopat eine große Rolle.¹⁴

Der antipolnisch-alldeutsche Nationalismus stellte die römisch-katholische Amtskirche vor die Alternative, sich entweder schützend vor ihre polnischen Mitglieder zu stellen oder durch Zurückweichen vor dem nationalistischen Druck deren Vertrauen zu verspielen. Dieser Konflikt wurde, mit Rücksicht auf die nationale Presse und die antipolnischen Bestrebungen des preußischen Kultusministeriums, in vielen Teilen Deutschlands im wesentlichen zu Lasten der Polen entschieden.¹⁵ Ein Kompromißangebot der Kirche, deutsche Geistliche in der polnischen Sprache auszubilden, befriedigte die Polen nicht, sie verlangten Priester polnischer Herkunft. Nach Missionar Lipski war das religiös-sittliche Leben der männlichen jungen Arbeiter in der Industrie in den protestantischen Gegenden am traurigsten. Sie wohnten vielfach weit von einer katholischen Kirche entfernt, trafen sehr selten einen polnisch sprechenden Priester, dem sie beichten könnten. Ihre Umgebung sei alles andere als religiös. Für das oft vorkommende Fernbleiben der polnischen Arbeiter vom deutschen Gottesdienst fand Lipski folgende Erklärungen:

- Sie verstanden die deutschen Priester nicht,
- sie scheuten die weiten Wege zur Kirche nach einer Woche schwerer Arbeit,
- sie kamen nach Deutschland vielfach nur mit Arbeitskleidern; in diesen in die Kirche zu gehen, schämten sie sich, da sie glaubten, man würde sie verspotten (vielfach sei es auch geschehen).¹⁶

Dieses Verlangen der im Herzogtum Braunschweig beschäftigten polnischen Arbeiter fand beim Bischof

⁷ Nds. StA WF, 12 A Neu 13 h Nr. 15751; Bettgenhäuser, R., Die Industrien des Herzogtums Braunschweig. Braunschweig 1899, Bd. 1, S. 14, 52, 65; Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten des Herzogtums Braunschweig für das Jahr 1895; „Volksfreund“ vom 20. Mai 1899.

⁸ Zimmermann, F. W. R., Die polnische Zuwanderung in das Herzogtum Braunschweig. In: Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, 3. Jg., H. 2, 1906, S. 237–252 (künftig: Zimmermann).

⁹ Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig. Heft XXIII, 1908. Nach der Muttersprache fragte man im Herzogtum bei den Volkszählungen nur zweimal: 1900 und 1905.

¹⁰ Zimmermann, S. 242.

¹¹ Cismontanus (d. i. Hermann Seeland), Zur Lage der Katholiken im Herzogtum Braunschweig. Hildesheim 1900, S. 15 (künftig: Cismontanus).

¹² Nds. StA WF, 12 A Neu 13 h Nr. 15751; Tasch, S. 6.

¹³ Nichtweiß, J., Die ausländischen Saisonarbeiter in der Landwirtschaft der östlichen und mittleren Gebiete des Deutschen

Reiches. Ein Beitrag zur Geschichte der preußisch-deutschen Politik 1890–1914. Habil.-Schr. Berlin [0] 1959, S. 177 (künftig: Nichtweiß).

¹⁴ Die 1905 in Preußen gegründete Feldarbeiterzentrale beschäftigte sich mit Anwerbung von Arbeitskräften für die deutsche Landwirtschaft. 1911 wurde sie in Deutsche Arbeiterzentrale (DAZ) umbenannt. Vgl. Herbert, U., Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Berlin, Bonn 1986, S. 37f. Die ausführliche, auf Preußen bezogene Beschreibung der Beziehungen zwischen den Ministerien und dem Episkopat in: Nichtweiß, S. 175–186.

¹⁵ Barfuss, K. M., Gastarbeiter in Nordwestdeutschland 1884 bis 1918. Bremen 1986, S. 219.; Kleßmann, Ch., Integration und Subkultur nationaler Minderheiten: das Beispiel „der Ruhrpolen“ 1870–1939. In: Bade, K. (Hg.) Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Ostfildern 1984, S. 500 (künftig: Kleßmann).

¹⁶ „Caritas“. Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutschland, 17. Jg. 1912, Freiburg i. Br., S. 234f. (künftig: „Caritas“).

von Hildesheim, Dr. Adolf Bertram (Amtszeit 1906 bis 1915), Gehör.

Der Bischof stellte dem Staatsministerium in Braunschweig seine Position in dieser Frage wie folgt dar: „Die nach mehreren Tausenden zählenden Katholiken polnischer Zunge, welche im Herzogtum Braunschweig alljährlich, namentlich vom April bis Ende November, in Folge des Mangels an deutschen Arbeitskräften in landwirtschaftlichen und sonstigen Betrieben als Arbeiter und Arbeiterinnen tätig sind, bedürfen sehr dringend einer *besonderen Pastoration* [Hervorhebung K.L.], zumal sie der deutschen Sprache entweder gar nicht oder nur so wenig mächtig sind, daß es ihnen unmöglich ist, einer deutschen Predigt zu folgen. Daß ich diese von Heimat, Familien und religiösen Einflüssen lossgerissenen Scharen ohne alle Seelsorge lasse, ist mit meinen oberhirtlichen Pflichten unvereinbar.“¹⁷

Den vorhandenen Archivalien nach wurde vom Bistum Hildesheim seit 1901 alljährlich ein „Polenpastorationsplan“ aufgestellt „für die sich in der Diözese aufhaltenden katholischen Polen... (um) denselben Gelegenheit zu geben, in ihrer Sprache zu beichten und das Wort Gottes zu hören“¹⁸ (siehe Anlage 1 Seite 156).

Die Reiserouten der Wanderseelsorger, es waren vorwiegend polnische Geistliche (darunter Ordensbrüder) aus den Provinzen Posen und Schlesien und aus Krakau, waren so eingerichtet, daß sie in der Zeit vom Ende März bis Anfang November alle Pfarreien ein- bis zweimal besuchten. Auch die polnischsprechenden deutschen Geistlichen waren in der Polenpastoration tätig. Die polnische Sprache erlernten sie entweder an den theologischen Fakultäten oder während der „Sprachpraktiken“ bei den polnischen Geistlichen in der Provinz Posen und in Galizien.¹⁹

Für die Predigten und Beichten wurden die Kirchen in solchen Orten ausgewählt, wo die Zahl der arbeitenden Polen groß war und eine katholische Kirche vorhanden war, also in: Helmstedt, Schöningen, Süpplingen, Schöppenstedt, Jerxheim, Braunschweig und Wolfenbüttel. Diese Kirchen waren von Polen während der Pastoration auch recht gut frequentiert: Im Oktober 1910 hörten 400 Polen in der Kirche in Wolfenbüttel eine Predigt des Vikars Olejniczak aus Gostyn/Posen,²⁰ im Mai 1912 nahm der Pastor Müller in der Nicolai-Kirche in Braunschweig die Beichte von 200 Polen ab.²¹

Auf ähnliche Weise wurde die Polenpastoration in der Diözese Paderborn durchgeführt. In beiden Diözesen war sie, im Vergleich zu den anderen Teilen des Deutschen Reiches, nach zeitgenössischer Einschätzung am besten organisiert.²²

Neben der eigentlichen Seelsorge kümmerten sich die polnischen Priester auch um die Alltagsprobleme der polnischen Arbeiter.

Der Pater Sikorski aus Krakau, der 1906 auf seiner Pastinationsreise in Salzgitter 103 polnische Beichten abnahm, appellierte in seinem Bericht „an die Herren Pastöre (!), daß (sie) gütigst die polnischen Feldarbeiter an das Volksbureau des Arbeiter-Sekretariats anweisen im Falle eines Mißbrauches seitens der Arbeitgeber oder Aufseher.“²³ Dieser Appell hatte einen guten Grund: die Lebens- und Arbeitsbedingungen der polnischen Arbeiter in Deutschland waren meist elend. Auf einer 1912 in Dresden vom Caritas-Verband organisierten Konferenz über die ausländischen Saisonarbeiter in Deutschland diskutierte man über ein Schutzgesetz zugunsten der Saisonarbeiter. Der polnische Missionar Lipski sprach gegen Praktiken der Feld-

¹⁷ Brief des Bischofs an Staatsministerium vom 24. Mai 1912, in: Nds. StA WF, 12 A Neu Fb. 9 Nr. 5817.

¹⁸ Bistumsarchiv Hildesheim, Gen. XVI, 6, Bd. II (1900–1909), Bd. III (1909–1916), Bd. IV (1916–1918) – Seelsorge für die Polen. Dort sind die Pastinationspläne bis 1918 vorhanden (künftig: Bistumsarchiv).

¹⁹ Die auf diese Weise erworbenen Sprachkenntnisse reichten allerdings nicht aus, um mit Erfolg die Polen pastorieren zu können, wie das Beispiel des Kaplans Wilhelm Müller aus Helmstedt, er betreute die Polen auch in Vechelde, deutlich zeigte. Er wurde zweimal nach Posen geschickt, um dort die polnische Sprache zu erlernen. Vgl. Kuhna, L., Die Entwicklung der katholischen Pfarrgemeinde Vechelde. In: Bornstedt, W., Chronik von Vechelde 973 bis 1973, o. O., 1973, S. 206 (künftig: Kuhna). Nach seinen eigenen Angaben verstand Müller nur wenig polnisch; die Beichthandlung sei daher für

ihn außerordentlich mühsam und langwierig. Vgl. Schreiben des Magistrats Helmstedt vom 13. Juni 1912, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817. Die staatlichen Behörden, sowohl die in Preußen als auch die im Herzogtum Braunschweig, befürworteten die Pastoration durch die deutschen Geistlichen. Dieses Thema wird im weiteren Teil des Aufsatzes behandelt werden.

²⁰ Bericht der Polizeidirektion Braunschweig vom 10. Okt. 1910, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5793.

²¹ „Braunschweiger Wochenblatt“ vom 19. Mai 1912. Eine Seite der o. g. Ausgabe ist in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817 vorhanden.

²² Diese Meinung vertrat der Missionar Lipski aus Dessau, der selbst 1907 in der Diözese Hildesheim auf der Pastoration war. Vgl. „Caritas“, S. 236.

²³ Bistumsarchiv, ebda., Gen XVI, 6, II.

Mitteilung an die im nachstehenden Pasturationsplan bezeichneten Pfarrämter.



Im Jahre 1910 wird ein polnisch redender Geistlicher nach dem umstehend mitgeteilten Plane die in der Diözese Hildesheim anässigen oder vorübergehend sich aufhaltenden Polen katholischen Glaubens pasturieren und denselben Gelegenheit geben, in ihrer Sprache zu beichten und das Wort Gottes zu hören.

Ich bemerke zu diesem Pasturationsplan Folgendes:

I. Abänderungs- und Ergänzungsvorschläge mögen nur aus wichtigen Gründen gemacht werden. Dieselben sind tunlichst bald mir mitzuteilen.

Wenn zwei Pfarrstellen den ihnen zugewiesenen Termin etwa unter einander umtauschen, ist dies sofort an mich zu berichten.

II. Wer diese Pasturation durch einen polnisch redenden Geistlichen 1910 in seinem Bezirke für unnötig erachtet, wolle sobald als möglich das mir anzeigen zwecks frühzeitiger Verfügung über den dadurch frei werdenden Termin.

III. Sache der Pfarrgeistlichen ist es, durch recht frühzeitige Verständigung mit den Arbeitgebern oder Aufsehern die Freilassung der zweckmäßigen Tage oder Stunden für die Arbeiter zu erwirken, die Veranstaltung dieser Pasturation zweimal zuvor von der Kanzel und in anderer geeigneter Weise bekannt zu machen und die Teilnahme durch geeignete Mittelspersonen, soweit tunlich, zu organisieren.

Benutzt werden kann bei Verhandlung mit Arbeitgebern das Rundschreiben der Landwirtschaftskammer (in unserem Kirchl. Anzeiger 1907 Nr. 8).

IV. Ein Formular zu einem Anschlag an der Kirchentür folgt anbei; weitere Formular-Exemplare zur Verbreitung werden auf Antrag gratis nachgeliefert. — Wo die Teilnahme eine zahlreichere sein wird, ist entsprechende Verteilung der Beichten nach Gruppen auf die einzelnen Tage durch vorherige, recht frühzeitige Verständigung mit den Arbeitgebern zu erstreben. — Auch die Frage, ob in umliegenden Orten eine besondere Veranstaltung wünschenswert und möglich ist, wird in ausgedehnteren Missionsbezirken zu prüfen sein.

V. Das Pfarrhaus, das den Geistlichen auf den Sonn- oder Festtag beherbergt, wolle ihm auch freundliche Beherbergung und Verpflegung in den vorhergehenden und nachfolgenden Tagen nach Maßgabe seines Reiseplanes bieten. Die dadurch entstehenden Auslagen dürfen dem Ertrage der zur Kostendeckung vorzunehmenden Kollekte entnommen werden.

VI. Die Kosten dieser Pasturation müssen ganz durch milde Gaben bestritten werden. Den Beteiligten muß vor und bei der Veranstaltung mitgeteilt werden, daß eine Kollekte zu diesem Behuf unter ihnen vom Pfarrgeistlichen veranstaltet werde; es ist frühzeitig vorher ein Vertrauensmann (nicht ein Kind) zur Vornahme dieser Kirchensollekte zu bestellen; der Ertrag ist direkt an das General-Vikariat einzusenden; Abzüge vom Ertrage (ausgenommen Ziffer V) sind nicht zulässig. Die Ueberendung des Ertrages an den Vater Provinzial erfolgt durch mich. Der gesamte Ertrag der Kollekte wird ausschließlich auf die Kosten dieser Polenpasturation verwendet.

arbeiterzentrale: Ihre Anwerbungsmethoden entsprächen nicht den humanen Anforderungen des 20. Jahrhunderts und: „*Es werden nicht Arbeiter, sondern Arbeitskräfte gesucht, die Person mit allen ihren Rechten und Bedürfnissen ist Nebensache.*“

Nicht unerwähnt darf die Tätigkeit der katholischen Geistlichen bei der Betreuung der katholisch-polnischen Arbeitervereine im Herzogtum bleiben. Fast in jeder Ortschaft, wo die Polen sesshaft wurden, existierten solche Vereine.²⁴ Ihr Zweck war wie folgt formuliert: „... die polnischen Arbeiter katholischen Glaubens durch gegenseitigen Anschluß, durch Belehrung und Unterhaltung in religiöser und sittlicher Beziehung zu heben und zu fördern“.²⁵ Sie bemühten sich, (u.a.) die polnischen Geistlichen zur Pastoration zu gewinnen: 1897 wandte sich der Vorsitzende des Johannes-der-Täufer-Vereins in Vienenburg/Harz (Preußen) Franz Gawolek an die im Herzogtum tätigen polnischen Vereine mit dem Appell, zusammenzuwirken, um bis Ostern dieses Ziel zu erreichen. „Trauer erfüllt... das Herz eines jeden Polen in Anbetracht der Ungewißheit, ob er in dieser heiligen Zeit Gelegenheit haben werde, in seiner Muttersprache zu beichten“ – schrieb er.²⁶

In den Orten, wo die Zahl der Polen gering war und wo die Leitung der Vereine von deutschen Geistlichen übernommen wurde, wurden „die Vereine mit der Zeit zu solch einem Mischmasch, daß man ihren polnischen Charakter schwerlich erkennen (konnte)“ – berich-

tete 1912 „Dziennik Berlinski“. Sowohl Versammlungen als auch Unterhaltungsabende hätten dort ein deutsches Ansehen und anstatt Vorteile hätte die polnische Gesamtheit aus diesen Vereinen Schaden. Nach Auffassung der Zeitung seien die deutschen Geistlichen daran schuld: „Wiederholt haben wir berichtet, welchen verderblichen Einfluß die deutschen Geistlichen auf den nationalen Charakter der polnischen Vereine in der Fremde ausüben“ – hieß es weiter.²⁷ Als Beispiel für die Germanisierung der Polen durch die deutschen Geistlichen legte die Zeitung die Geschichte des Polnisch-Katholischen St. Josaphatvereins in Velpke dar. Dem Verein, der 1892 gegründet worden war, gehörten die dort wohnenden polnischen Steinbrucharbeiter an.²⁸ Bei der Gründung des Vereins wirkte der deutsche Pfarrer Koch aus Oebisfelde, der auch für Velpke zuständig war, mit. Anschließend wurde er auch Vorsitzender. Zum 5jährigen Bestehen des Vereins 1897 fand ein Gottesdienst statt. Pfarrer Koch „ermahnte zur Einigkeit und Eintracht“. Als Gäste kamen fünf polnische Vereine aus der Nachbarschaft. 1912 feierte man 19jähriges Jubiläum. In Velpke lebten zu dieser Zeit ca. 400 Polen (Steinbrucharbeiter mit Familien). Der Verein führte die Bezeichnung „Polnisch-Katholisch“ nicht mehr, er hieß jetzt „Männerverein vom heiligen Joseph“. Der Berichterstatte des „Dziennik Berlinski“ listete folgende Beweise für die sehr fortgeschrittene Germanisierung des Vereins auf: Fahne und Vereinsabzeichen wären mit deutschen Aufschriften versehen; die Schärpe, die der stellvertretende Vorsitzende bei Festlichkeiten umzulegen hatte,

²⁴ Die preußischen Polizeibehörden fertigten regelmäßig Übersetzungen aus den in Deutschland erscheinenden polnischen Zeitungen an. Die zitierte Information stammt aus „Dziennik Berlinski“ (= Berliner Journal) vom 12. Sept. 1912. Vgl. Landeshauptstadt Sachsen-Anhalt in Magdeburg, Rep. C 20 Ib, Nr. 3802, Bd. 3 (künftig: Landeshauptarchiv).

²⁵ Vgl. Statut des 1895 gegr. kath.-poln. Arbeitervereins in Offleben. Zur Zeit der Gründung gehörten dem Verein 57 Bergleute an. In: Nds. StA WF, 128 Neu Fb. 2 Nr. 1970. Bekannt sind noch folgende katholische Vereine polnischer Arbeiter:
– St. Barbara-Verein in Süpplingen (gegr. 1895, 43 Mitglieder 1898),
– St. Barbara-Verein in Helmstedt (gegr. 1895, 35 Mitglieder 1899),
– St. Michael-Verein in Blankenburg (gegr. 1895, 43 Mitglieder 1899),
– St. Barbara-Verein in Wolsdorf (gegr. 1895, 23 Mitglieder 1899),
– Adalbertverein in Braunschweig. Vgl. „Wiarus Polski“ (= Polnischer Veteran) vom 25. Jan. 1898, vom 1. Febr. 1899, vom 6. April 1899, in: Landeshauptarchiv, ebda. Bd. 2; Verzeichnis der polnisch-katholischen Vereine (aus dem Jahr 1913) in: Lan-

deshauptarchiv, ebda. Bd. 3; Volksverein für das kath. Deutschland, Ortsgruppe Braunschweig (Hg.), Führer durch die katholischen Gemeinden des Herzogtums Braunschweig. Hildesheim 1906, S. 47 (künftig: Volksverein).

²⁶ „Wiarus Polski“ vom 9. Jan. 1897, in: Landeshauptarchiv, ebda.
²⁷ Das Zitat stammt aus dem „Dziennik Berlinski“ vom 12. Sept. 1912. Besonders im Ruhrgebiet waren die Klagen dieser Art laut: 1907 war in „Wiarus Polski“ folgendes zu lesen: „Das polnische Volk kennt die Herren Deutsch-Katholiken sehr gut und sagt von ihnen: ‚Jeder Deutsche ist ein versteckter Lutheraner‘“ und (1902) „Gegen solche Leute ohne Ehre und Glauben [Germanisatoren – K. L.] wird ‚Wiarus Polski‘ immer energisch kämpfen, oder wie die Germanisatoren sagen: das polnische Volk aufhetzen“. Vgl. Altkemper, J., Deutschtum und Polentum in polnisch-konfessioneller Bedeutung. Leipzig 1910, S. 239.

²⁸ Bei der Volkszählung 1900 stellten die Velpker Einwohner mit der polnischen Muttersprache 11 % aller Einwohner. Vgl. Zimmermann, S. 249. 1913 arbeiteten in Velpke 185 polnische Steinbrucharbeiter, was über 47 % aller Steinbrucharbeiter im Ort ausmachte. Vgl. Nachweisungen der in industriellen Betrieben des Kr. Helmstedt beschäftigten ausländischen Polen, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 13 h Nr. 15751.



„Katholischer Männerverein St. Joseph“ in Velpke, Kreis Helmstedt, Aufnahme vom 3. Juli 1926. Die Mitglieder sind alle, bis auf zwei Personen (darunter deutscher Pastor Mecke), polnischer Herkunft. Der Vorgänger dieses Vereins war der 1892 gegründete „Polnisch-Katholische-Arbeiterverein-St.Josaphat“. (Quelle: Herr Banas, wohnhaft in Velpke.)

trüge die Landesfarben des Herzogtums; die Protokolle in den Sitzungen würden erst in deutscher, dann in polnischer Sprache niedergeschrieben; der jetzige Vorsitzende des Vereines, ein deutscher Pfarrer, sei „in der Bekehrung“ der Polen zum Deutschtum eine noch eifrigere Kraft als der Vereinsgründer, er hätte alle Gäste in deutscher Sprache begrüßt, von den Polen, obwohl er zu ihnen sprach, nichts erwähnt, statt dessen priese er den Kaiser Wilhelm und die guten Eigenschaften des regierenden Herzogs von Braunschweig. Die Musik spielte die preußische Nationalhymne „Heil dir im Siegerkranz“, beim „Tanzvergnügen“ würden nur die deutschen Stücke und Gassenhauer gespielt. Auch der Poln.-Kath. Arbeiterverein aus Offleben, der seine Delegation nach Velpke schickte, wäre germanisiert: die Fahne des Vereins wäre zwar mit einer polnischen Aufschrift versehen,

die Fahnenträger aber trügen die deutschen Vereinsabzeichen und die deutschen Dragonermützen. Der Verein hieße übrigens jetzt nur „Verein vom hl. Stanislaus“. ²⁹

2.2 Die polnische katholische Kirche

Neben Initiativen von seiten der deutschen katholischen Kirche schickten sich schon früh die polnischen Bischöfe an, selbständig bei der katholischen Betreuung ihrer Landsleute vorzugehen. Schon 1891 waren in Wolfenbüttel polnische Priester zur Pastoration. ³⁰ Hierbei tauchten auch Probleme auf, weil „dem Herrn Nationalismus und der Frau Politik gelungen ist, eine Scheidewand des Mißtrauens zwischen dem deutschen

²⁹ „Dziennik Berlinski“ vom 12. Sept. 1912, in: Landeshauptarchiv, Rep. C 20 Ib, Nr. 3802, Bd. 3.

³⁰ Schreiben der Kreisdirektion Wolfenbüttel vom 26. Jan. 1910, in: Nds. StA WF, 12 A Neu Fb. 9, Nr. 5817.

und polnischen Klerus aufzurichten.³¹ 1892 erließ der neue Erzbischof von Posen, Stablewski, einen Hirtenbrief, der sich gegen die polnische Sachsengängerei richtete.³² Die Wanderarbeiter seien ihrer Seelenhirten beraubt, und ohne das Wort Gottes in ihrer Muttersprache zu hören, ohne Beichten und ohne Fasten führten sie ein fast heidnisches Leben – schrieb in Antwort auf den Hirtenbrief ein angesehener Propst.³³

Aus diesen Empfindungen entstand der Gedanke, einen Verein unter dem Schutz des heiligen Isidors, des Patrons der Landwirte, zu bilden. 1892 gründete Stablewski die „St.-Isidor-Bruderschaft“, die nach § 1 ihrer Statuten bezweckte, daß die katholischen Wanderarbeiter „soviel als möglich durch Verschaffung von entsprechender Arbeit in der Heimat zurückgehalten und, falls sie die Erzdiözesen verlassen, im engen Zusammenhang mit der Kirche erhalten werden“³⁴ (siehe Anlage 2 Seite 160).

Ersteres mißglückte der Bruderschaft. In der Provinz Posen gab es zu wenig Arbeitsplätze.³⁵ 1895 beklagte sich der Propst Jaskolski, der die Geschäfte der Bruderschaft führte, daß trotz aller Bemühungen die Landarbeiter „ihr Haus und die mütterliche Erde“ verließen, und so bliebe der Bruderschaft nichts anderes übrig, als „die geistliche Hut über die Grenzen der Diözese hinaus auf sie auszudehnen“.³⁶ Die mit der Bruderschaft verbundene Drukarnia Sw. Wojciecha (= St.-Adalbert-Druckerei) in Posen übersandte dem Bischof von Hildesheim 1000 Ex. eines vom Bischof Sikorski aus Posen verfaßten katholischen Wegweisers für Polen „Zabierz mnie w swiat z soba“ (= Nimm

mich mit in die Fremde). Dieses Büchlein wurde vom Bischof an die katholischen Pfarrämter des Bistums verteilt.³⁷ In den Statuten der Bruderschaft (§ 8 u. 9) legte man großen Wert darauf, daß die Saisonarbeiter, Mitglieder der Bruderschaft, in ständiger Verbindung mit dem Heimatpfarrer blieben. Darüber schrieb 1901 ein Pfarrer aus der Diözese Hildesheim „In meinem Missionsbezirk liegt eine Domäne, die alljährlich 30 und mehr katholische Arbeiterinnen und einige Arbeiter, sämtlich polnischer Abstammung, sich verschrieb [!]. Mehrere Jahre hindurch kamen sie aus derselben Pfarrei. Das gab dem Heimatpfarrer Anlaß, sich mit mir in Verbindung zu setzen zwecks religiös-sittlicher Fürsorge für diese Leute. Ich erhielt Mitteilungen über die bisherige Führung der einzelnen Personen, und ein zuverlässiger älterer Arbeiter dieser Gruppe wurde vom Propste der Heimatpfarre mit freiwilliger Führung und Beaufsichtigung der übrigen betraut. Während der Arbeitszeit blieben sie in Korrespondenz mit ihrem Propste; beim Abschiede hatte ich dem Propste Bericht zu erstatten über die Haltung der einzelnen... Als dann jener Propst der Heimatpfarre versetzt wurde, hörte diese Organisation plötzlich auf... Mir fehlt die Voraussetzung einer erfolgreichen Einwirkung: die Organisation seitens des Heimatpfarrers.“³⁸

Obwohl, wie oben schon erwähnt wurde, die Polenpastorationspläne in der Diözese Hildesheim mindestens seit 1901 aufgestellt wurden, scheint es der Aktenlage nach, daß die polnischen Geistlichen – Mitglieder der „St.-Isidor-Bruderschaft“ – auch auf eigene Faust die polnischen Arbeiter im Herzogtum pastorierten.³⁹ Eine definitive Erklärung dafür bleibt mangels genü-

³¹ Caritas, S. 234.

³² Bernhard, L., Die Polenfrage. Der Nationalitätenkampf der Polen in Preußen. 3. Aufl. München 1920 (1. Auflage 1907), S. 163 (künftig: Bernhard). Florian Stablewski galt bei preußischen Behörden als „deutschfeindlich“. Vgl. Schreiben des Braunschw. Bevollmächtigten zum Bundesrat Friedrich Boden an das Staatsministerium vom 17. März 1910, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817 (künftig: Boden).

³³ Bernhard, S. 164.

³⁴ Koscielny Dziennik Urzędowy dla Archidiecezyi Gnieznienskiej i Poznanskiej, 14 Lipca 1892 (Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözesen Gnesen und Posen vom 14. Juli 1892), in: Archiwum Archidiecezjalne Poznan, R. 7: 1892–1893, Statuty Bractwa Sw. Izydora. In der Literatur wird „St.-Isidor-Bruderschaft“ auch „St.-Isidor-Verein“ bzw. „Verein zum heiligen Isidor“ genannt, und als Gründungsdatum d. 09. Nov. 1892 angegeben. Quellen werden aber dafür nicht angegeben: Vgl. Bernhard, S. 164; Lezius, M., Heimatsgebiete der Sachsengänger in Brandenburg, Posen und Schlesien, Neudamm 1913, S. 36 (künftig: Lezius).

³⁵ 1894 sind über 34.000 landwirtschaftliche Saisonarbeiter aus der

Provinz Posen abgewandert und nur 10.000 (aus Russisch-Polen) zugewandert. Vgl. Lezius, S. 38.

³⁶ Bernhard, S. 169.

³⁷ Bistumsarchiv, Gen. XVI, 6, I.

³⁸ Zit. nach „Mitteilung an die im nachstehenden Pastorationsplan bezeichneten Pfarrämter“, Hildesheim, d. 1. April 1916, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817. Die Sozialdemokraten vertraten die Meinung, daß mit der Hilfe der „St.-Isidor-Bruderschaft“ die Geistlichkeit die sichere Kontrolle über die Arbeiter zu erhalten versuchte. Vgl. Kliche, J., Die nationalpolnischen Gewerkschaftsorganisationen in Preußen, in: „Die Neue Zeit“, Jg. 26, 2. 1908, S. 684.

³⁹ 1910 stellte Dr. Grube, der seit 1894 der Pfarrer der St.-Nicolai-Kirche in Braunschweig war (und seit 1908 Propst), fest, daß er die polnischen Geistlichen, die sich bei ihm angemeldet hatten, und die von der „St.-Isidor-Bruderschaft“ ins Herzogtum gesandt waren, immer darauf hingewiesen hätte, daß sie sich durch Vornahme kirchlicher Amtshandlungen ohne Erlaubnis des Staatsministeriums strafbar machten. Vgl. Protokoll der Polizeidirektion Braunschweig vom 3. Febr. 1910, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817.

Kościelny Dziennik Urzędowy

dla Archidiecezyi
Gnieźnieńskiej i Poznańskiej.

ROCZNIK VII.	Wychodzi w nie oznaczonych terminach. — Abonament jest roczny i wynosi 4 marki.	1892/93.
--------------	---	----------

Poznań, dnia 14. Lipca 1892.

Kirchliches Amtsblatt

für die Erzbischöfen
Gnesen und Posen.

VII. Jahrg.	Erscheint in unbestimmten Terminen. — Das Abonnement ist jährlich u. beträgt 4 Mark.	1892/93.
-------------	--	----------

Posen, den 14. Juli 1892.

No. 1. Dotyczy Bractwa św. Izydora.

Szanowne Duchowieństwo znajdzie poniżej ułożone z polecenia Najprzew. Księdza Arcypasterza statuta Bractwa św. Izydora, którego założenia w diecezjach naszych Władza duchowna gorąco sobie życzy dla moralnej i religijnej obrony naszego ludu roboczego, wychodzącego tłumnie co rok daleko po za granice diecezji w strony językiem i religią sobie obce, i pozbawionego tamże odpowiedniej opieki religijnej. Szan. Duchowieństwo zechce się organizacją Bractwa w myśl statutów gorliwie zająć. Księgarnia Jarosława Leitgebra w Poznaniu będzie miała na składzie statuta w języku polskim i niemieckim po cenie 10 fen. Byłoby bardzo pożądanem, aby pojedynczy duszpasterze z których parafii znaczniejsza liczba robotników za pracą na Zachód wychodzi, już z początkiem Września do pojedynczych stacyi, gdzie ich parafianie przebywają za robotą, po kilka exemplarzy rozesłali z wezwaniem, aby ciż wróciwszy na zimę do domu zgłosili się do nich jako członkowie Bractwa.

Generalny Zarząd Bractwa będzie niebawem ukonstytuowany za powrotem Jego Arcybiskupiej Mości z wód.

USTAWY BRACHTWA św. IZIDORA

dla

Archidiecezyi Gnieźnieńskiej i Poznańskiej.

§ 1.

Bractwo św. Izydora ma na celu religijne i moralne udoskonalenie robotników i robotnic katolickich,

Nr. 1. Betrifft die Bruderschaft des hl. Isidor.

Die Hochwürdigste Geistlichkeit wird weiter unten die im Auftrage Sr. Erzbischöflichen Gnaden verfaßten Statuten der St. Isidor-Bruderschaft finden, deren Einführung in unseren Diözesen zum Schutze unserer Arbeiter-Bevölkerung, welche zum größten Theile außerhalb der Grenzen der Diözesen in Gegenden Arbeit sucht, die ihr sowohl in religiöser als in sprachlicher Beziehung fremd sind, und wo sie fast jeglichen religiösen Schutzes entbehrt, von der geistlichen Behörde sehr gewünscht wird. Die Hochwürdigste Geistlichkeit wolle sich daher der Organisation der Bruderschaft auf Grund der weiter unten publizierten Statuten eifrig annehmen. In der Leitgeber'schen Buchhandlung in Posen werden dieselben in polnischer u. deutscher Sprache zum Preise von 10 Pf. vorrätig sein. Es wäre sehr erwünscht, daß die einzelnen Herrn Seelsorger, aus deren Pfarochie eine größere Anzahl von Arbeitern nach dem Westen Jahr ein Jahr aus zu wandern pflegt, schon im Laufe des Monats September je einige Exemplare nach denjenigen Stationen versenden, wo ihre Pfarrkinder sich aufhalten, damit diese nach ihrer Rückkehr in die Heimath sich in die Bruderschaft sofort einschreiben.

Die Oberleitung der Bruderschaft wird unverzüglich nach der Rückkehr Sr. Erzbischöflichen Gnaden aus dem Bade eingesetzt werden.

Statuten der St. Isidor-Bruderschaft

für die

Erzbischöfen Gnesen u. Posen.

§ 1.

Zweck der St. Isidor-Bruderschaft ist die religiöse und sittliche Vervollkommenung der katholischen Arbeiter

gender Zahl der Dokumente aus. Es könnte sein, daß die Handlungsweise der Polen ihren Grund in den Praktiken des Staatsministeriums hatte: es lehnte sehr oft die Anträge des Bischofs von Hildesheim auf die Zulassung der polnischen Priester zur Polenpastoration ab.⁴⁰ Die polnische Kirche wollte aber ihre Landsleute nicht ohne polnische Seelsorger in der Fremde allein lassen.

3. Die Reaktion der Behörden auf die katholische Betätigung im Herzogtum

Die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken im Herzogtum waren im Untersuchungszeitraum durch die sogenannten Katholikengesetze von 1867 bzw. 1902 bestimmt. Die im Reglement von 1768 festgelegte Unterstellung der Katholiken unter den evangelisch-lutherischen Geistlichen wurde durch diese Gesetze nur halbherzig beseitigt.⁴¹ 1899 berichtete der „Volksfreund“, das Organ der Sozialdemokraten in Braunschweig, daß in der Frage der Religionsausübung das Herzogtum „rückständig wie immer (sei)“. Als Beispiel nannte die Zeitung die Taufe der katholischen Kinder. Sie dürften von den römisch-katholischen Priestern nur dann ohne weiteres getauft werden, wenn sie aus Braunschweig, Wolfenbüttel oder Helmstedt stammten.⁴² Alle anderen Taufen mußten vorher erst dem evangelisch-lutherischen Pastor angemeldet werden, sonst wurde von der Polizei eine Geldstrafe erhoben. Die Zeitung beschrieb auch einen konkreten Fall: Am 29. Juni 1899 war in dem Ort Lucklum ein Kind geboren worden. Seine Eltern, polnische Saisonarbeiter, die von den Verhältnissen im Herzogtum keine Ahnung hatten, waren nach Braunschweig gegangen, um das Kind taufen zu lassen. Umgehend war die polizeiliche „Inquisition nach dem Attentäter im Gange“: ein Gendarm wurde ins Haus der Eltern geschickt, um den Namen des Priesters, der getauft hatte, zu erfahren, der Dechant Dr. Grube in Braunschweig wurde mehrfach von einigen Polizisten verhört, um zu der Sache auszusagen. Der Artikel endete mit der Frage: „Wann endlich wird dieses Gesetz (Von 1867 – K. L.) in die Rumpelkammer vorsintflutlicher

Antiquitäten geworfen?“⁴³ Ähnliches Eingreifen der Polizei (also des Staates) fand auch bei den Beerdigungen und bei Spendung der Sterbesakramente statt:

- im Juli 1909 ermittelte die Kreisdirektion Holzmin-den gegen Kaplan Herbert Bluël, der in Hehlen die katholische Beerdigung des Kindes des polnischen Saisonarbeiters Stasiak vorgenommen hatte,⁴⁴
- im September 1910 mußte der Bischof Dr. Bertram in einem Schreiben an das Staatsministerium die Handlungsweise eines polnischen Geistlichen rechtfertigen, der in der Nacht vom 18./19. September nach Velpke zu einem sterbenden polnischen Arbeiter gerufen wurde: „(dieses) Verfahren billige (ich) vollkommen und bin für die geleistete Hilfe dankbar“.⁴⁵

Die katholischen Geistlichen, welche im Herzogtum tätig sein sollten, bedurften der Bestätigung der Landesregierung und mußten, bevor sie ihr Amt antraten, vor dem Stadtmagistrat bzw. vor der Kreisdirektion das im Gesetz vorgeschriebene Gelöbnis ablegen.⁴⁶

Dasselbe galt auch für die Priester, die zur Polenpastoration nur für kurze Zeit ins Herzogtum geholt wurden. Der Amtsweg war in diesem Fall der folgende:

- Der zuständige Bischof stellte beim Staatsministerium in Braunschweig einen Antrag, in dem er um Zulassung eines bestimmten Priesters für die Polenpastoration bat.
- Das Staatsministerium erkundigte sich beim für den Heimatort des Priesters zuständigen Provinz-Oberpräsidenten, ob der Priester politisch sicher sei, d.h. ob er nicht etwa in national-polnischen Organisationen tätig sei.
- Bei Fehlanzeige benachrichtigte das Staatsministerium den Bischof, daß dem Geistlichen „die Vollziehung kirchlicher Amtshandlungen im Herzogtum“ gestattet sei, und daß er nun das vorgeschriebene Gelöbnis abzulegen hätte.

Die preußische Regierung und auch die den Preußen

⁴⁰ Schreiben des Bischofs von Hildesheim an Staatsministerium vom 24. Mai 1912, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817.

⁴¹ Römer-Johannsen, U., Die katholische Gemeinde St. Nicolai zu Braunschweig 1708–1944. In: 800 Jahre St. Aegidien, Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 22, Braunschweig 1979, S. 65 (künftig: Römer-Johannsen).

⁴² 1834 wurden die drei katholischen Gemeinden in Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt an die Diözese Hildesheim angeschlossen. Vgl. Römer-Johannsen, S. 76.

⁴³ „Volksfreund“ vom 21. Oktober 1899.

⁴⁴ Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5786.

⁴⁵ Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5793.

⁴⁶ Cismontanus, S. 50.

Herzogl. Braunschw. Lüneb.
Staatsministerium.

Abschrift !

Braunschweig, den 26. Juni 1913.

Nr. B I 797 ² -.

Seiner Hochwürden
dem Bischof von Hildesheim
Herrn Dr. Adolf B e r t r a m
H i l d e s h e i m.

Euerer Hochwürden beehren wir uns auf das fernere gefällige Schreiben vom 29. v. Mts. Nr. 2316 ergebonst zu erwidern, daß wir den Vikar am Dome zu Posen Marian P o p r a w s k i bis auf weiteres behufs Pastorierung der Katholiken polnischer Sprache gemäß § 15 Abs. 2 des Gesetzes Nr. 2 vom 29. Dezember 1902 die Vollziehung kirchlicher Amtshandlungen im Herzogtume gestatten wollen. Der Vikar P o p r a w s k i ist zur Vornahme der Amtshandlungen berechtigt, wenn er zu Protokoll derjenigen Herzoglichen Kreisdirektion, in deren Bezirk er seine Tätigkeit beginnen wird, das im § 15 Abs. 1 des angeführten Gesetzes vorgeschriebene Gelöbniß abgelegt haben wird. Euerer Hochwürden dürfen wir wegen der Benachrichtigung der in Betracht kommenden Herzoglichen Kreisdirektion um nähere Mitteilung über Zeit und Ort des Beginns der Polenpastoration durch den Vikar P o p r a w s k i und um Angabe ersuchen, in welchen Bezirken des Herzogtums derselbe tätig werden soll.

gez. C. W o l f f. *Nr. 10825/287/13. II*

Für

sämtliche Herzogliche Kreisdirektionen

und Herzogliche Polizeidirektion

zur vertraulichen Kenntnisnahme.

Z. v. G. E.

No 11243.

*Tagungswärting:
der Untergangspunkte.*

J. V. G.
 H. 7. 7. 13.
 429
 7.

Joseph
Friedrich Georg Ludwig
v. Helmstedt
zu Helmstedt
am 5. Juli 1913.

der auf Verlesung von Professor
Vikar. Paprawski z. Jh in Helm
Stadt erklärte nach Freiprügung
der Verfügung des Großherzogen
Staatsministeriums zu Braun-
schweig vom 4. Juli 1912
Nr. B. 5956.

Ich glaube damit an, daß in
den Hauptpunkten des Gesezes, &
Förderung der kirchlichen Thätig-
keit der Katholiken in Leipzig
Lauter, halb, vom 29. Dezember 1901
Nr 2 vom 1902 - genehmigungsfähig
sein werden.

22. y. u. u.
M. Pymowski.

genehmen braunschweigischen Regenten⁴⁷ sahen den Gebrauch der polnischen Sprache im Gottesdienst der Polen nicht gern. Es hatte sich eine feste Praxis dahin ausgebildet, daß der Gebrauch der polnischen Sprache für die Beichte und Kommunion der Erwachsenen, auch ab und an für Predigten, und zwar auch mit der Absingung polnischer Lieder, geduldet wurde, aber nicht für ein polnisches Hochamt und auch nicht für Beicht- und Kommunionunterricht der Kinder. Was die Persönlichkeit der ausübenden Geistlichen anlangt, achteten die preußische und die braunschweigische Regierung mit Strenge darauf, „daß die Ausübung nicht in die Hände national-polnischer Geistlicher ganz gleich ob aus dem Ausland oder aus den deutschen Landesteilen stammender Nationalpolen zu liegen komme“.⁴⁸ Der preußische Landwirtschaftsminister v. Schorlemer forderte den Kultusminister auf, vom deutschen Episkopat zu verlangen, nur „zuverlässige“ deutsche Priester mit der Pastorierung der polnischen Wanderarbeiter zu betrauen.⁴⁹ Man versuchte, die polnischen durch die deutschen katholischen Geistlichen zu ersetzen. Um dies zu erleichtern, überwies die preußische Regierung seit 1904 eine Summe von 6000 Mark jährlich mit je 2000 Mark für die drei Bischöfe in Köln, Paderborn und Münster. Auf diese Weise sollte die Erlernung der polnischen Sprache durch die deutschen Geistlichen (mit)finanziert werden: sie sollten zu diesem Zweck auch ins Ausland, meistens nach Galizien, geschickt werden. Die dort ausgebildeten deutschen Priester reichten aber nicht aus, um die Hunderttausende von „Ruhrpolen“ und polnischen Saisonarbeiter zu betreuen.⁵⁰ Es war unvermeidlich, daß polnische katholische Geistliche auch weiterhin ihre Landsleute betreuten.

Ihre Überwachung durch die braunschweigischen Behörden verstärkte sich Ende 1909.⁵¹ Am 4. Dez. 1909 erließ das Staatsministerium eine Verfügung über die Kontrolle des Gebrauchs der polnischen Sprache beim katholischen Gottesdienst. In einem geheimen Schreiben wurden die Polizeibeamten durch die Kreisdirektoren angewiesen, auch zu überprüfen, ob Predigten in polnischer Sprache gehalten wurden⁵² (siehe Anlage 5, Seite 165).

Darauf berichtete der Polizeioberinspektor aus Wolfenbüttel, daß im Sommer 1909 von den polnischen Seelsorgern, deren Namen er nicht feststellen könne, die Gottesdienste in polnischer Sprache abgehalten worden seien.⁵³ Es kam in der Folge zum Polizeiverhör des Propstes Dr. Grube. Er denunzierte die ihm wohl bekannten Priester nicht und sagte aus, er habe nach dem Geiste der katholischen Kirche die moralische Verpflichtung, den polnischen Geistlichen die gottesdienstlichen Gebäude nicht zu verweigern. Ihre Namen habe er sich nicht aufgeschrieben und könne sie infolgedessen nicht namhaft machen.⁵⁴

1910 ereignete sich ein Fall, der als Beispiel für die Beziehungen zwischen den Braunschweiger Staatsbehörden und der katholischen Kirche dienen kann: am 25. Juli 1910 richtete der Bischof von Hildesheim, Dr. Adolf Bertram, ein Schreiben an das Staatsministerium in Braunschweig mit der Bitte, den Kaplan Franz Olejniczak aus Gostyn, Provinz Posen, für die Polenpastoration im Kreis Helmstedt zuzulassen. Darauf bekam der Bischof die Antwort, daß bei der Eilbedürftigkeit der Angelegenheit eine nähere Prüfung nicht mehr möglich und daß dem erwähnten Kaplan bis Ende 1910 die Vollziehung kirchlicher Amtshandlungen

⁴⁷ 1884 starb die braunschweigische Linie der Welfen aus. Der Übergang der Erbfolge auf die Welfen aus Hannover wurde von Bismarck verhindert. Die Regentschaft übernahmen Albrecht von Preußen bis 1906 und Johann Albrecht von Mecklenburg bis 1913. Vgl. Roloff, E.-A., Braunschweig und der Staat von Weimar. Braunschweig 1964, S. 14.

⁴⁸ Zu diesem Thema fand 1910 ein Gespräch zwischen Boden und dem Geheimen Oberregierungsrat Fleischer statt, der als Dezerent im preußischen Kulturministerium mit Fragen des polnisch-katholischen Kultus eng vertraut war. Nach Fleischers Worten sollte man es verhindern, daß die national-polnischen Geistlichen polnische Vereine gründen, die polnische Prozessionen veranstalten, was nur als „agitatorischer Mißbrauch“ bewertet werden könne. Vgl. Boden.

⁴⁹ Nichtweiß, S. 183. Der Oberregierungsrat Fleischer gab sogar im Gespräch mit Boden zu, daß seine Regierung davon wisse, daß auch Jesuiten in der Polenpastoration tätig seien: „Die mit ihnen gemachten Erfahrungen . . . (seien) nicht schlechte zu nennen“ – Vgl. Boden. Diese Information, die als eine „streng diskrete“ von Boden betrachtet werden sollte, ist insofern erstaunlich, als es damals das Verbot des Ordens gab. Vgl. Freund,

M., Deutsche Geschichte. München 1979, S. 762 (künftig: Freund). 1910 vermittelte der spätere (seit 1914) Erzbischof von Posen, Likowski, Jesuiten an die Diözese Hildesheim für die Pastoration im Herzogtum Braunschweig. Vgl. Brief („secret“) des Bischofs Likowski vom 11. Mai 1910, in: Nds. StA WF, 12 A 9 Nr. 5817. Es ist wahrscheinlich, daß die Behörden die Tätigkeit der Jesuiten duldeten, weil keine anderen Seelsorger zur Verfügung standen.

⁵⁰ Boden; Denkschrift der deutschen Bischöfe vom 25. 3. 1913, zit. nach Nichtweiß, S. 179.

⁵¹ Es lag sicherlich in Zusammenhang mit der Einführung von Legitimationskarten für ausländische Arbeiter in Deutschland (ab 1908 im Herzogtum Braunschweig). Mit der Legitimierung war ein ausgeklügeltes Kontrollsystem verbunden: die Angaben über die Arbeiter blieben bei der Polizei und bei der Feldarbeiterzentrale in Berlin. Vgl. Nichtweiß, S. 138f.

⁵² Nds. StA WF, 128 Neu 24 Nr. 28.

⁵³ Nds. StA WF, 127 Neu Nr. 2549.

⁵⁴ Es ist möglich, daß es Jesuiten aus Krakau waren, Dr. Grube aber wollte sie lieber als die von der „St.-Isidor-Bruderschaft“ gesandten vorstellen.

40/1000/16.12.09

Hertzogliche Kreisdirektion

Helmstedt.

Helmstedt, den 13. Dezember 1909.

Nr. 22842.

Geheim !

An

Herrn Wachtmeister B ö s c h e

Frellstedt.

Sie wollen in unauffälliger Weise Ermittlungen darüber anstellen, ob mit Rücksicht auf die Russisch-Polnischen Arbeiter bei dem katholischen Gottesdienst ^{in Sünplingen} Predigten in polnischer Sprache gehalten sind, oder bei den übrigen gottesdienstlichen Handlungen seitens des amtierenden Geistlichen die polnische Sprache teilweise gebraucht worden ist.

Dem bezüglichen Bericht sehe ich bis 1. Januar 1910 entgegen.

Broschus

Anlage 5: Anweisung betr. Ermittlungen über den Gebrauch polnischer Sprache bei dem katholischen Gottesdienst
(Quelle: Nds. StA WF, 128 Neu Fb 1 Nr. 28)

gen gestattet sei.⁵⁵ Zur selben Zeit schrieb das Staatsministerium an den Oberpräsidenten der Provinz Posen, um Auskunft über eventuelle „nationalpolnische“ Tätigkeit des Olejniczak einzuholen. Die Antwort kam am 7. Oktober⁵⁶ (siehe Anlage 6 Seite 166).

Am 12. November stellte das Staatsministerium in einem Schreiben an den Bischof fest, daß durch die von

ihm angeregte Zulassung des Olejniczak „Unzuverlässigkeiten im Lande“ entstünden. Darauf veranstaltete der Bischof an den Orten der Pastoration eine Umfrage: die Pastoren sollten Auskunft über das Wirken des Olejniczak während seiner seelsorgerischen Tätigkeit geben. Am 31. Dezember 1910 erwiderte der Bischof dem Staatsministerium. Diese Antwort ist so

⁵⁵ Schreiben des Staatsministeriums vom 29. Aug. 1910, Nr. 3588 B, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817.

⁵⁶ Ebda. Der im Schreiben erwähnte Schulstreik in der Provinz Posen hatte folgenden Grund: die preußischen Behörden hatten für das

Schuljahr 1906/07 Vorschriften vorbereitet, die die endgültige Entfernung der polnischen Sprache aus dem Schulunterricht in den Mittelschulen zum Ziel hatten. Vgl. Buszko, J., Historia Polski 1864-1948 (= Polens Geschichte 1864-1948). Warschau 1978, S. 174.

421706
Der Ober-Präsident
der Provinz Posen.

Posen O. 1, den
Taubenstr. 1.

Herzoglich-Steinbocker
Eing: 7-Okt. 1910
1910.

o.p. 9545/10. A.

Auf das von dem Herrn Regierungs-Präsidenten hier an mich ~~ab~~gegebene gefällige Schreiben vom 29. August d. Js. - 3588 B, erwidere ich dem Herzoglichen Staatsministerium ergebenst, dass ich nach dem bisherigen Auftreten des Vikars Olejniczak nicht dazu raten kann, ihm die Verrichtung kirchlicher Amtshandlungen im Herzogtum Braunschweig zu gestatten.

Olejniczak ist Pole schärfster Richtung und hat sich als solcher stets mit besonderem Nachdruck betätigt. Alle auf Zusammenschluss und Organisation der polnischen Pfarreingesessenen gerichteten Bestrebungen finden in ihm einen verständnisvollen zielbewussten Förderer. Kaum eine polnische Volks- oder Wählerversammlung wird in der Pfarochie Gostyn und ihrem engeren oder weiteren Umkreise abgehalten, zu welcher er nicht erscheint, um durch seine Gegenwart und meist auch durch aufreizende Reden auf die Versammelten einzuwirken. Namentlich während des Schulstreiks in den Jahren 1906 und 1907 suchte und fand er Gelegenheit zu intensiver Agitation und erging sich in heftigsten Angriffen auf die preussische Staatsregierung. Beim Ausbruch etwaiger Unruhen mit nationalpolnischer Tendenz würde er, wie mir nicht zweifelhaft ist,

A n eine Rolle als Führer und Organisator zu spielen
das Herzoglich Braunschweig- ver-
Lüneburgische Staatsministerium

..Braunschweig.

versuchen.

Ich kann ihn hiernach nicht als geeignete Kraft für die Pastoration der im Herzogtum Braunschweig ansässigen und sich aufhaltenden Polen erachten, muss vielmehr besorgen, dass er sich auch dort nicht auf die Pflichten seines geistlichen Amtes beschränken, sondern als Verbreiter und Förderer der nationalpolnischen Idee zu wirken bestrebt sein würde.

Für eine gefällige Mitteilung darüber, in welchem Sinne das Herzogliche Staatsministerium zu dem Antrag des Bischofs von Hildesheim Stellung genommen hat, würde ich dankbar sein.

In Vertretung.

Anlage 6: Information des Oberpräsidenten der Provinz Posen über die politische Tätigkeit des Vikars Olejniczak
(Quelle: Nds. StA WF, 128 Neu Nr. 28)

aufschlußreich, daß es angebracht ist, sie im Ganzen zu zitieren.⁵⁷

Der Bischof von Hildesheim
J.-Nr. 5337/101 B Hildesheim, den 31. Dez. 1910

An das
Herzogliche Braunschweig-Lüneburgische
Staatsministerium
zu Braunschweig

Herzogliches Staatsministerium wolle mir gestatten, auf das geneigte Reskript vom 12. November 1910 (4737. B), betreffend die im September und Oktober d. J. stattgehabte Polenpastoration das Nachstehende zu erwidern.

Die Bezeichnung des Vikars Franz Olejniczak aus Gostyn als „Pole schärfster Richtung im politischen Leben“ kommt mir unerwartet. Ich habe ihn vor seiner hiesigen Aushilfstätigkeit nicht gekannt. Der Dekan Beisert von Cerekwica, der mir am 10. Juli d. J. auf

der Firmungsreise in Ruthe, durch Vorbereitung der Polen zur Firmung half, hat sein Kommen auf mein Ansuchen vermittelt. Am 6. September d. J. stellte Olejniczak sich hier mir vor. Ich gewann den Eindruck, daß er ein stiller, frommer und durchaus bescheidener Geistlicher sei. Daß er Totalabstinente war, berührte mich ganz besonders angenehm, weil das gegenüber den Alkoholgefahren, die den polnischen Arbeitern drohen, ein hoch zu schätzender Vorzug ist.

Wert und Beispiel eines totalabstinenten Seelsorgers wirken in mancher Hinsicht, namentlich in Kreisen des einfachen Volkes erfolgreicher.

Als das gedachte Ministerialreskript vom 12. November eintraf, habe ich, ohne dieses vertrauliche Schreiben zu erwähnen, eine amtliche Rundfrage an den Orten der Pastoration über folgende Fragepunkte veranstaltet:

⁵⁷ Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817. Das handgeschriebene Original zählt 11 Seiten DIN A4.

- I. Hat das Wirken des Vikars Olejniczak zu Bedenken in politischer Beziehung Anlaß gegeben?
- II. Ist durch sein Wirken Spannung zwischen Polen und Deutschen entstanden?
- III. Sind Klagen über unliebsamen Einfluß seines Wirkens auf das Verhalten der Polen von irgend welcher Seite erhoben? Etwa seitens der Arbeitgeber?
- IV. Liegt sonst Anlaß zu Klagen über seine Tätigkeit vor?“

Alle Antworten – auch die Antworten derjenigen Pastoren, die früher schon kleinere unliebsame Differenzen mit anderen Polen-Missionaren mir geklagt hatten – lauteten sehr befriedigend. Alle beteiligten Geistlichen des Herzogtums antworteten ohne jedwede Beeinflussung wörtlich also:

„Die vorstehenden Fragen kann ich zu meiner Freude alle verneinen“;

„Seine seelsorgerische Arbeit war zu großem Nutzen und Segen“;

– auch „die Gutsherren und Priester räumten gern den Arbeitern die erforderliche Zeit ein“;

„Klagen sind mir in keiner Weise zu Ohren gekommen“;

„Auf alle 4 Punkte antworte ich mit Nein“;

„Eine Spannung zwischen Polen und Deutschen ist nicht entstanden; im Gegenteil sind die Polen und Deutschen näher gerückt, nachdem sie sahen, daß für sie etwas geschah, sie haben nachher in herzlichster Weise gedankt; eine politische Tätigkeit hat der Vikar nicht entfaltet; Klagen sind nicht erhoben“;

„Es ist allgemeine Zufriedenheit über Verhalten und Tätigkeit des Vikars bei allen Geistlichen des Herzogtums“.

In Schöningen hat der Pastor durch einen des Polnischen mächtigen Laien sich den Inhalt der Predigten hernach mitteilen lassen, es fand sich keinerlei „politische Anspielung“.

Es ist mir aufgefallen, so lautet einer der Pfarrerberichte, wie der Vikar aufs ängstlichste alles mied, was draußen unangenehm aufgefaßt werden könnte. „Olejniczak hat mit unermüdlichem Eifer und großer Umsicht die Polenpastoration ausgeübt“. Dies sind die Berichte der im Herzogtum angestellten Pastoren, mit deren Inhalt nicht nur der Bischof sondern auch die Staatsbehörde zufrieden sein dürfte.

Als ich nun jetzt soeben am 13. bis 15. Dezember mit dem Kapitularvikar von Posen, Weihbischof Likowski, der die ganze Erzdiözese seit Jahrzehnten gründlich

kennt, in Fulda zusammen war, frug ich ihn mündlich nach der politischen Haltung des ihm sehr gut bekannten Olejniczak; ich hatte, um Aufsehen zu vermeiden, absichtlich eine schriftliche Anfrage an ihn unterlassen. Der Weihbischof schüttelte zu den Bedenken den Kopf und bezeichnete sie als einfach unbegründet. Auf das Urteil dieses, mir seit Jahren als milde und vermittelnd bekannten Kirchenoberen lege ich hohen Wert. Es gilt mir mehr als die vielleicht aus irgend einem unliebsamen dem Olejniczak in die Schuhe geschobenen Verdacht entspringende Befürchtung irgendeines Landrates.

Wenn Herzogliches Staatsministerium mir so offene Aussprache gestattet, müßte ich auf die diesseitige Verhandlung vom November 1905 zurückgreifen. Die vom Herzoglichen Staatsministerium gegen den in Blumenthal unter Arbeitern polnischer Herkunft tätig gewesenen hiesigen Kaplan Kayser erhobenen Bedenken, deren Inhalt zu erfahren meinem Dienstvorgänger kurzweg verweigert wurde, erwiesen sich alsdann bei der von meinem Dienstvorgänger mit Nachdruck bei dem Herrn Oberpräsident von Hannover sofort eingeleiteten Verhandlung als so wenig stichhaltig, daß der Herr Oberpräsident am 26. Nov. 1906 erklärte, den einschlägigen „Erörterungen eine weitere Bedeutung nicht beimessen zu wollen“.

Die vom Herzoglichen Staatsministerium gegebene Anregung die Polenpastoration durch hiesigen – im Polnischen unterrichteten Geistlichen analog dem Verfahren des Ordinatsrats Paderborn ausüben zu lassen, habe ich schon seit 15 Jahren in Erwägung gehabt. Ein solches Verfahren erwies sich aber als unzureichend. Die polnische Sprache fällt unseren Geistlichen außerordentlich schwer. Drei Geistliche, die in den letzten Jahren zur Erlernung des Polnischen nach der Provinz Posen zu dortigen Geistlichen gesandt sind, haben eine genügende Beherrschung der Sprache nicht erreicht, sondern haben sich begnügen müssen, daß sie vorlesen, vorbeten und notdürftig die Beichte erkrankter Polen hören können.

Unsere Diözese hat zudem nicht genügend Priester, um einzelne derselben auf Jahre nach Polen entsenden zu können. Die für Sprachenstudium besonders geeigneten Geistlichen habe ich zudem zur Vorbildung für das Gymnasium Josephinum hier nötig, das bekanntlich auf Grund kirchlicher Funktion fast nur mit geistlichen Oberlehrern besetzt ist. Zudem erfordert die Pastoration von Tausenden polnischen Saisonarbeitern, die zum großen Teile die arbeitsfreien Nachtstunden zum Beichten benutzen müssen, ein solches Maß von körper-

licher Widerstandsfähigkeit, daß die allerwenigsten Geistlichen dem gewachsen sind.

Von diesen Anforderungen an die Körperkräfte hat man in Kreisen der evangelischen Bevölkerung kaum eine Ahnung. Den durchschnittlich kräftigeren eingeborenen polnischen Geistlichen, die mit allen Ausdrucksweisen und Eigenarten ihrer Landsleute vertraut sind, wird spielend leicht, was einem notdürftig polnisch sprechenden, in ganz anderen Verhältnissen aufgewachsenen deutschen Geistlichen unbeschreibliche Schwierigkeit und Zeitaufwand bereitet.

Selbst in der Diözese Paderborn, wo die Theologiestudierenden schon an der Theologischen Lehranstalt systematischen Unterricht im Polnischen durch den daselbst angestellten geistlichen Dozenten Lektor Stephan Szymanski aus Wielichowo erhalten, genügt die eigene Diözesengeistlichkeit den Anforderungen der Polenpastoration nicht. Ich habe aus Anlaß des Ministerial-Reskripts, ohne dessen vertraulichen Inhalt zu erwähnen, eine informatorische Auskunft in Paderborn für mich erbeten. Das Antwortschreiben des Bischöflichen Ordinariats Paderborn vom 26. Nov. 1910 lege ich in Abschrift bei.* Ich füge noch hinzu, daß ursprünglich die ganze Polenpastoration in den Diözesen Paderborn, Hildesheim und anderen durch Geistliche aus polnischen Landesteilen gerade von einer Zentralstelle in Paderborn aus geleitet wurde, bis die Paderborner mich ersuchten, selbst die Sache in die Hand zu nehmen, weil sie mit der Beschaffung polnischer Missionare für die eigene Diözese schon Sorge genug hätten.

Nicht unerwähnt lassen darf ich Folgendes. Jedem Polenmissionar gebe ich unter den mündlichen und schriftlichen Anweisungen, die er von mir für seine Arbeitsweise empfängt, auch die Weisung: Sie haben jede Gelegenheit zu benutzen, um in Polen Vertrauen zu den deutschen Geistlichen und zu dem deutschen Bischöfe zu erwirken, um so ein versöhnliches Verhalten derselben in der Fremde zu erweisen.

Ich weiß, daß auch Olejniczak nicht ohne Erfolg in diesem Sinne tätig gewesen ist.

Wollte ich nun aber die Polenpastoration deutschen Geistlichen übertragen, so merken die Polen schon in den ersten drei Sätzen der ersten Predigt, daß es doch keiner der Ihrigen ist. Sofort reißt Mißtrauen ein, und ein sehr großer Teil bleibt fern. Das habe ich schon im Dorfe Wendhausen bei Hildesheim erlebt. Da hatte der human-gesinnte lutherische Gutsbesitzer Viebrans,

eine Autorität in landwirtschaftlichen Kreisen, eine eigene Kapelle für seine polnischen Saisonarbeiter eingerichtet, damit der Pater Gottfried Wachowczytzky aus dem benachbarten Franziskanerkloster Ottbergen, der ganz gut Polnisch spricht und der wegen seiner Kutte den Polen besonders sympathisch erschien, dort regelmäßigen Gottesdienst hatte. Ein Jahr nachher fragte mich unser Regierungspräsident, weshalb denn unter so günstigen Umständen die Polen dennoch den Gottesdienst im eigenen Orte und in ihrer eigenen Kapelle mieden. Der Grund war: sie merkten, es ist ein Deutscher, der das Polnische angelernt hat und nicht ganz vollkommen beherrschte; es war keiner der Ihrigen, sie wurden mißtrauisch und blieben fern.

Wer die Eigenheiten der Polen und das durch die preußische Polenpolitik namenlos gesteigerte Mißtrauen derselben kennt, muß zugeben, daß hier nur mit milder und kluger Vorsicht versöhnend und sittigend gewirkt werden kann.

Herzogliches Staatsministerium wolle diese ausführlichen Darlegungen deshalb mir gestatten, weil es sich um Dinge handelt, in die die Staatsbehörden auf anderen Wegen keinen Einblick erlangen können. Die Gesamtheit der vorgetragenen Erwägungen wird mich zwingen, im Frühjahr 1911 wiederum Herzogliches Staatsministerium um Zulassung eines polnischen Geistlichen zu bitten. Ich werde es dieses Mal früher tun können, als es im vorigen Jahre in Folge der bekannten Verzögerung der Vorverhandlungen möglich war.

Die Befürchtung, es könnten durch mein Vorgehen „Unzuträglichkeiten“ im Lande entstehen, dürfte dann doch nicht zutreffen. Eine ungünstige landrätliche Äußerung über Olejniczak mag in den Akten etwas unliebsam aussehen, aber in der Welt der Wirklichkeit hat Olejniczak wahrhaftig nicht die allergeringsten „Unzuträglichkeiten“ im Herzogtum herbeigeführt.**

Und die Welt der Wirklichkeit dürfte dann doch entscheidend sein in so ernster Frage, wo der Bischof ohne einen Pfennig Staatsbeihilfe ein wenig für Religiosität und Sittlichkeit und friedliches Verhalten Tausender, durch lutherische Landwirte und lutherische Fabrikbesitzer ins Land gerufener polnischer Katholiken tun

* In den Akten nicht vorhanden (K. L.)

** Ein Hinweis darauf, daß sich Olejniczak während der Polenpastoration doch mit den politischen Themen beschäftigte. (K. L.)

möchte und nichts anderes als ein wenig Duldung vom Staate erbittet. Es möge nicht anmaßend erscheinen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß auch der Staat sich freuen sollte über alles, was zur Rettung von Religiosität und Sittlichkeit in unseren namenlos gefährvol- len Zeiten geschieht. Um Vertrauen darf ich nun so bestimmter bitten, als dem Herzoglichen Staatsministe- rium genügend bekannt ist, wie sorgsam ich alles zu vermeiden suche, was wirkliche „Unzuträglichkeiten“ für irgend eine Staatsbehörde herbeiführen könnte.

*Der Bischof von Hildesheim
+ Adolf*

Der Bischof demonstrierte hier seine unabhängige Po- sition in Fragen der Kirchenpolitik:

- Anders als die Staatsbehörden vertrat er die Auffas- sung, daß die polnischen Arbeiter eine besondere Pastoration benötigten, d. h. eine Pastoration durch die polnischen Priester.
- Er ließ sich nicht durch die Äußerungen des Staats- ministeriums und „irgendeines Landrates“ ein- schüchtern, dabei ließ er auch erkennen, daß er auf die Meinung der Staatsbehörden zu diesen Fra- gen geringen Wert legte.
- Er ging noch weiter und stellte fest, daß „die preu- ßische Polenpolitik namenlos gesteigertes Miß- trauen derselben verursacht“ hätte. Zugleich machte er dem Staatsministerium den Vorwurf, daß es in seiner auf die kirchlichen Belange bezogenen Polenpolitik noch eifriger sei als manche preußi- schen Provinzen, was schon sein Vorgänger 1905 zu spüren bekommen hätte.
- Die katholische Kirche erbäte vom Staat für ihre seelsorgerische Tätigkeit für die durch lutherische Fabrikbesitzer ins Herzogtum gerufenen polni- schen Katholiken nichts anderes als nur ein wenig Duldung.

Ein Jahr später gab der Oberpräsident der Provinz Westpreußen Auskunft über einen anderen, für die Polenpastoration im Herzogtum vorgesehenen polni- schen Geistlichen: Der Vikar Mankowski aus Dirschau sei „als ein besonders fanatischer und einflußreicher polnischer Agitator bekannt“. Er hätte nämlich zur Gründung der „Bank Ludowy“ (= Volksbank) sowie der polnischen Volksvereine in Dirschau und Lieb- schau und der Filiale der Polnischen Berufsvereini- gung Bochum (Zjednoczenie Zawodowe Polskie = ZZP) beigetragen. Der Oberpräsident „würde drin- gend widerraten, dem Antrag des Bischofs von Hildes- heim zu entsprechen“. ⁵⁸ Aufgrund dieser Information teilte das Staatsministerium dem Bischof von Hildes- heim mit, daß „(es) nach Erkundigungen über Man- kowski nicht in der Lage (sei), diesem ... die Erlaubnis zur ... kirchlichen Amtshandlungen im hiesigen Land zu erteilen“. ⁵⁹

Ein anderes Beispiel für das polizeiliche Eingreifen in die Tätigkeit der katholischen Kirche lieferte 1912 das „Braunschweiger Wochenblatt“: bei der Andacht in polnischer Sprache in der St.-Nikolai-Kirche in Braun- schweig war die Kirche vollständig mit Polen besetzt. Der Kaplan Müller aus Helmstedt nahm die Beichte von 200 Polen ab. ⁶⁰ Der nächste Akt dieser Beichte spielte sich im Stadtmagistrat ab, wo gegen Müller auf Veranlassung des Kreisdirektors Pini ermittelt wurde. Müller sagte aus, er habe die Beichte auf Bitten des Dr. Grube abgenommen, dem von seinen polnischen Gemeindemitgliedern wiederholt vorgeworfen wurde, daß sie keine Gelegenheit zum Beichten hätten. Die Personen, denen er in Braunschweig die Beichte abge- nommen hatte, seien der deutschen Sprache entweder gar nicht oder nur in ganz geringem Maße mächtig gewesen. ⁶¹ Die Polizeidirektion in Braunschweig stellte auf Verfügung des Staatsministeriums vom 21. Mai jetzt die Ermittlungen gegen Dr. Grube an. Gru- bes Geduld war am Ende, bei seiner Vernehmung er- klärte er, daß „man sich durch Geheimpolizisten in

⁵⁸ Schreiben des Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen vom 8. Sept. 1911, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817. Die im Schreiben erwähnten Orte Dirschau und Liebschau lagen in Westpreußen. Nach der Volkszählung 1910 stellte die polnische Bevölkerung 35,5 % der Gesamtbevölkerung dieser Provinz. Vgl. Kukiel, M., Dzieje Polski porozbiorowe 1795–1921 (= Po- lens Geschichte nach den Teilungen 1795–1921), Paris 1984, S. 522. Die ZZP wurde 1902 in Bochum als eine Antwort auf die polnische sozialistische Propaganda und auch auf die Tätig- keit der deutschen Gewerkschaften im Ruhrgebiet gegründet. 1908 zählte sie über 46.000 Mitglieder. Vgl. Rzepa, K., Wy- chodzstwo polskie w Niemczech (= Polnische Emigranten in

Deutschland), in: Przegląd Zachodni (= Westliches Journal), Posen Nr. 5–6, 1979, S. 252f. ZZP unterstützte u. a. die Streiks, die 1906 und 1911 im Helmstedter Braunkohlenrevier stattfanden. Dort waren ca. 500 (1906) bzw. über 1000 (1911) polnische Bergleute beschäftigt. Vgl. Nds. StA WF, 12 A Neu 13 h Nr. 15751; ebda., 12 A Neu 9 Nr. 5959; ebda., 128 Neu 2 Nr. 4471.

⁵⁹ Schreiben des Staatsministeriums vom 15. Sept. 1911, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5817.

⁶⁰ Vgl. Anm. 21.

⁶¹ [„Vertrauliches“] Schreiben des Stadtmagistrats Helmstedt vom 13. Juni 1912, in: Nds. StA WF, 12 A Neu 9b Nr. 5817.



Polnische und deutsche Spargelstecherinnen in Velpke, Kreis Helmstedt. Die Aufnahme entstand zwischen 1913 und 1920. (Quelle: Herr Meyer, wohnhaft in Velpke.)

seine kirchlichen Angelegenheit mische“, und da (er und Müller) „keine Verbrecher und Banditen“ seien, wolle er diesen Vorfall in ganz Deutschland an die Presse bringen.⁶²

4. Die Polenpastoration während des 1. Weltkrieges

Am Anfang des Krieges befanden sich im Herzogtum mindestens 5900, 1918 6655 russisch-polnische und österreichisch-polnische Arbeiter.⁶³ Die Lage der ersten änderte sich wesentlich: sie durften jetzt ihre Arbeitsstellen nicht verlassen.⁶⁴ Ihr Verbleiben während des Krieges in Deutschland war aus der Sicht der deutschen Behörden sehr erwünscht: die Landwirtschaft brauchte sie 1914 dringend für die Erntearbeiten; sie sollten während der Winterzeit bleiben, damit sie bei beginnendem Frühjahr für die Bestellungsarbeiten und auch später sicher zur Stelle sind, da die einheimi-

schen landwirtschaftlichen Arbeiter zum Wehrdienst einberufen wurden.

Nach Errichtung eines künstlichen polnischen Staates im November 1916⁶⁵ machte sich eine große Unruhe unter polnischen Arbeitern in Deutschland breit. Sie wollten in ihre Heimat. In den braunschweigischen Zeitungen waren zu dieser Zeit sehr oft die Steckbriefe entfloherer russisch-polnischer Arbeiter zu lesen⁶⁶ (siehe Anlage 7 Seite 172).

Auch im Herzogtum wurde für das polnische Heer geworben. Dies veranlaßte das Staatsministerium am 16. und 25. November 1916 die Landespolizeibehörden anzuweisen, „schleunigst Vorsorge zu treffen, um diese Werbetätigkeit zu unterdrücken“. Die russisch-polnischen Arbeiter würden für die Kriegsarbeit im Interesse der Ernährung der Bevölkerung gebraucht und es müsse verhindert werden, daß Unruhe in diese Arbeiterkreise hineingetragen würde.⁶⁷ Die Unruhe brei-

⁶² Schreiben der Polizeidirektion in Braunschweig vom 19. Juni 1912, in: ebda.

⁶³ Nds. StA WF, 12 A Neu 9 Nr. 5960.

⁶⁴ Vgl. Bekanntmachung des stellv. General-Kommandos des X. Armeekorps in Hannover vom 27. Nov. 1914, in: Nds. StA WF, 133 Neu 1994. Früher galt die Vorschrift über die Karenzzeit. Vgl. Anm. 4.

⁶⁵ Am 5. Nov. 1916 wurde Polen von den Mittelmächten zum selbständigen Königreich erklärt mit dem Zweck der Rekrutierung einer polnischen Armee zum Kampf gegen Rußland. Vgl. Freund, S. 898.

⁶⁶ Vgl. „Braunschweigische Anzeigen“ im Zeitraum 3. Jan. bis 20. Jan. 1917.

⁶⁷ Verfügung des Staatsministerium vom 25. Nov. 1916, in: Nds. StA WF, 133 Neu 1994.

Steckbrief.

Gegen die russ.-poln. Arbeiter bzw. Arbeiterinnen:

1. Jan Wrobel, 38 Jahre alt, aus Klun, Kreis Wielun,
2. Walenty Wrobel, 30 Jahre alt, daher,
3. Jozef Wrobel, 17 Jahre alt, aus Kuznica, Kreis Grabowska,
4. Stanislaw Rzepeda, geb. Romieczny, 27 Jahre alt, aus Kraszewice, Kreis Wielun.
5. Wladyslaw Rucowski, 20 Jahre alt, aus Kraszewice, Kreis Wielun,
6. Helena Majorezyk, 18 Jahre alt, aus Siedlec, Kreis Bendzin,
7. Maryanna Gysarz, 21 Jahre alt, daher,

welche flüchtig sind, ist die Untersuchungs-haft wegen Vergehens gegen die Befehle des stellvertretenden Generalkommandos des X. Armeekorps vom 27. November 1914 und 1. November 1915, begangen zu 1. bis 5. am 23. Dezember 1916 zu Calvörde und zu 6 u. 7. am 24. Dezember 1916 zu Velpke (Braunschw.), im Kreise Helmstedt, verhängt.

Es wird ersucht, sie zu verhaften und in das nächste Gerichtsgefängnis abzuliefern, sowie zu den hiesigen Akten zu 1. bis 5. — 3 F 9/17 — und zu 6. u. 7. — 3 F 879/16 — sofort Mitteilungs zu machen.

Braunschweig, den 9. Januar 1917.

Herzogliche Staatsanwaltschaft

tete sich aber weiter aus. Die Arbeiter waren der Meinung, daß sie es jetzt als polnische Staatsbürger nicht mehr nötig hätten, in Deutschland zu arbeiten. Die deutsche Landwirtschaftskammer für die Provinz Hannover bat den Pater Bertinus aus Essen, einen Brief an die polnischen Landarbeiter in der Provinz Hannover zu richten, um unter ihnen Ruhe zu stiften. Pater Bertinus sollte schon früher einen ähnlichen, offenen Brief an „die in Deutschland weilenden Polen“ verfaßt haben.⁶⁸ Bertinus antwortete, er sei nicht abgeneigt, dem Wunsch „im Interesse unseres bedrängten Vaterlandes zu entsprechen“, forderte aber gleichzeitig die Kammer auf, ihm die persönliche Seelsorge der Arbeiter zu ermöglichen. Er wolle die einzelnen Güter besuchen, die betreffenden Arbeiter müßten einen Tag frei bekommen, um im Gottesdienst (Predigt, Beichte, Messe und Kommunion) teilnehmen zu können. Erst dann würde ein derartiger Brief viel Wirkung haben.⁶⁹

Die Kammer schrieb auch an den Bischof von Hildesheim, Dr. Josef Ernst (im Amt seit 1915), und schickte ihm ein Verzeichnis von Gütern, auf denen Polen beschäftigt waren. Sie bat den Bischof, es bei der Planung der Polenpastoration zu berücksichtigen. Dieses Verzeichnis leitete der Bischof an Pater Bertinus weiter. Er würde mit Freude begrüßen, wenn der Pater der Polenpastoration in der Diözese seine Kräfte widmen wolle, zumal die Bemühungen des Bischofs, andere Polenmissionare zu erhalten, bislang noch zu keinem Resultate geführt hätten.⁷⁰

Der Bischof bemühte sich jetzt, die ihm bekannten polnischen Geistlichen vom Wehrdienst zu befreien. Er richtete an das stellv. Generalkommando des X. Armee-Korps in Hannover ein Schreiben⁷¹ (siehe Anlage 8 Seite 173 und 174).

Die Betreuung der polnischen Arbeiter durch polnischsprachige Priester war auch für den Bischof Josef Ernst von Bedeutung. Ganz anders aber als sein Vorgänger präsentiert er in dieser Frage seine Position.

⁶⁸ Schreiben der Landwirtschaftskammer Hannover vom 11. Januar 1917, in: Bistumsarchiv, G XVI, 6, IV.

⁶⁹ Brief des Paters Bertinus an seinen Ordensvorgesetzten, ohne Datum, in: Rückseite des in Anm. 68 erwähnten Schreibens der Landwirtschaftskammer.

⁷⁰ Brief des Bischofs von Hildesheim an Pater Bertinus Puhl vom 15. 3. 1917, in: Bistumsarchiv, ebda.

⁷¹ Schreiben des Bischofs von Hildesheim vom 11. Februar 1917, in: Bistumsarchiv, ebda.

Abgef. 11/2 17.
+J.

H. 11. Februar 1917.

11

An das General-Kommando

V. Armee-Korps

in

Hannover.

In Gebiete des V. Armee-Korps sind viele Tausende von Polen beiderlei Geschlechts in der Landwirtschaft tätig. Ohne sie würde der Betrieb auf den großen Gütern nicht mehr aufrechtzuerhalten sein. Seit Jahrzehnten haben die Bischöfe von Hildesheim es sich angeeignet sein lassen, diesen polnischen Arbeitern während der Sommermonate wenigstens das eine oder andere Mal an jedem Orte, wo sie sich in größerer Anzahl befinden, durch Geistliche ihrer Sprache Gelegenheit zu Predigt und Sakramentenempfang in der Muttersprache zu verschaffen. Das sollte auch in diesem Jahre wieder geschehen, und ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß es in diesem Jahre mehr als je im vaterländischen Interesse liegt, die polnischen Landarbeiter auch durch religiöse Beeinflussung arbeitswillig und arbeitsfreudig zu machen und zu erhalten. Ich habe mich daher um zwei geeignete polnische Geistliche bemüht, bin aber von dem Hause der Missionspriester in Krakau, das seit 10 Jahren regelmäßig sehr tüchtige polnische Geistliche hierhergeschickt hat, abschlägig, beschlossen worden, da infolge der vielen Einziehungen seitens der Militärverwaltung Mangel an Kräften herrsche. Jedoch wurde beigelegt, daß die Missionspriester Wilhelm Szymbor (gegenwärtig als Krankenwärter mit der Militärheilstation in Kolberg in Pommern betraut) und Stanislaus Kalla (gegenwärtig Krankenwärter in Brieg) vielleicht mit Erfolg

für die Polenseelsorge in der Pfarze Hildesheim reklamiert werden könnten. Beide Herren sind mir persönlich als sehr geeignet und tüchtig bekannt, da sie schon mehrere Sommer hindurch hier gewirkt haben. Da ich nicht weiß, zu welchem Arztee-Korps sie gehören, so wende ich mich an das General-Kommando des X. Arztee-Korps mit der ergebensten Bitte, geeigneten Geistlichen zwecks der Polenpastoration in der Pfarze Hildesheim während der Monate April bis November Urlaub erwirken zu wollen.

+ Dr. J. E.
L. v. J.

Anlage 8: Antrag des Bischofs Ernst auf die Befreiung der Polenseelsorger vom Militärdienst
(Quelle: Bistumsarchiv Hildesheim G XVI, 6, IV)

Es scheint, mindestens am Beispiel des vorliegenden Schreibens, als ob er die Sprache, vielleicht auch die Vorgehensweise des Militärs den polnischen Arbeitern gegenüber akzeptiert hätte, weil es, seiner Meinung nach, im vaterländischen Interesse lag, „die polnischen Landarbeiter auch durch religiöse Beeinflussung arbeitswillig und arbeitsfreudig zu erhalten“.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß ähnliche Appelle an den Bischof auch die braunschweigische Landwirtschaftskammer richtete: der im Schreiben des Bischofs erwähnte Wilhelm Szymbor wurde zur Polenpastoration im Herzogtum vom Staatsministerium am 21. Mai 1918 zugelassen.⁷²

Wie früher in Friedenszeiten wurden die polnischen Arbeiter von den polnischen bzw. polnischsprechenden deutschen Geistlichen betreut. Für das Recht der polnischen Katholiken, „das Wort Gottes einmal in ihrer Muttersprache verkünden zu hören und in ihrer Muttersprache beichten zu können“, setzten sich 1915 der in Süplingen amtierende Pastor Stange und der Helmstedter Pastor Mutke ein. Nach langen Bemü-

hungen sagte das Staatsministerium die Zulassung der polnischen Priester zu.⁷³ In der Stadt Braunschweig blieb es wie in alten Tagen: noch 1917 wurde Propst Dr. Grube polizeilich vernommen, weil ein ausländischer Franziskanerpater ohne vorherige Genehmigung des Staatsministeriums die Beichte der polnischen Katholiken gehört und für sie gepredigt hatte. Erst die Revolution von 1918 brachte den Braunschweiger Katholiken die volle religiöse Freiheit.⁷⁴

Zusammenfassung

Für die tiefreligiösen katholischen Polen spielte die Betreuung durch polnischsprachige Priester eine wichtige Rolle. Die Tatsache, daß „einem Volk die Muttersprache neben den physischen und psychischen Imponderabilien, die jede Nation in sich trägt, die sie nicht überwinden kann, das Allerwichtigste seiner Existenz ist“⁷⁵ war früher in Deutschland bekannt und respektiert. 1529 berichtete Nikolaus Pol folgendes: „Den 7. Juli kommen viele Polen und Masuren nach ihrem jährlichen Gebrauch gen Breslau in die Ernte... Dr.

⁷² Schreiben des Staatsministeriums vom 21. Mai 1918, in: Nds. StA WF, 12 A Neu Fb. 9, 5817. Über den anderen Geistlichen S. Kalla gibt es keinen Aktenvermerk.

⁷³ Schreiben des Kapitular-Vikariats des Bistums Hildesheim vom 28. Jan. 1915, in: ebda.

⁷⁴ Römer-Johannsen, S. 65.

⁷⁵ Bebel, A., Reichstagsrede 1906, zit. nach Wehler, S. 196.

Hessius ließ ihnen durch einen Kaplan eine polnische Predigt halten.⁷⁶

Unter den Nachwirkungen des Kulturkampfes in Preußen entwickelte sich das Seelsorgeproblem auch im Herzogtum zu einem politischen Konfliktstoff. Eine polnische Sonntagsmesse oder Beichte wurde – wie das Beispiel des Kaplans Müller 1912 zeigte – zum Politikum. Im Herzogtum, wo nacheinander zwei den Preußen genehme Prinzen, Albrecht von Preußen und Johann Albrecht von Mecklenburg, regierten, fand bis 1918 eine regelmäßige Bespitzelung sowohl der deutschen als auch polnischen katholischen Geistlichen statt. Es wurde kontrolliert, ob die polnische Sprache im Gottesdienst gebraucht wurde oder, im Fall der polnischen Priester, ob sie sich „fern von jeder großpolnischen Agitation“ hielten. Die polnischen Priester, die in ihren Heimatgemeinden tätig – im national-polnischen Sinne – gewesen waren, wurden als Polen-seelsorger-Kandidaten vom Staatsministerium strikt abgelehnt. Diese Maßnahmen standen in keinem Verhältnis zu der vorhandenen Situation: Um die Jahrhundertwende stellte die Bevölkerung des Herzogtums mit der polnischen Muttersprache nur 0,76 % der ganzen Bevölkerung.⁷⁷ Das Staatsministerium handelte aber, sicher aus Übereifer, genauso wie Behörden in Preußen, wo die Bevölkerung mit der polnischen Muttersprache 1890 über 10 % der gesamten Bevölkerung ausmachte.⁷⁸

Anders die katholische Kirche im Bistum Hildesheim. Für sie waren seelsorgerische Belange wichtiger als die Forderungen der Regierung. Die braunschweigischen Geistlichen: Dr. Grube, Pastor Stange, Kaplan Müller liefern Beispiele für eine den Aufgaben der katholischen Kirche entsprechende seelsorgerische

Tätigkeit unter den polnischen Arbeitern. Dr. Grube blieb, obwohl er mehrmals von der Polizei verhört worden ist, seinen kirchlichen Verpflichtungen treu. Zum Denunzianten wurde er nie. In dem Bischof Adolf Bertram fanden polnische Priester und „durch lutherische Landwirte und lutherische Fabrikbesitzer gerufene polnische Arbeiter“ ihren Beschützer. Er hatte Mut, siehe der „Fall Olejniczak“, den staatlichen Behörden offen zu sagen, daß die preußische Politik „namenlos gesteigertes Mißtrauen“ der Polen zur Folge hatte.

Daß es nicht immer leicht für einen Kirchenoberen war, den Staatsbehörden ihre unkluge Politik gegen Fremde, Andersgläubige oder Andersdenkende zum Vorwurf zu machen, zeigt das Handeln seines Nachfolgers Bischof Josef Ernst im Jahr 1917, aber auch Beispiele aus jüngster deutscher Vergangenheit.

Dennoch kam es auch unter diesen widrigen Bedingungen offenkundig zu einer allmählichen Loslösung der dauerhaft im Herzogtum Braunschweig lebenden Polen von ihrer Nationalkultur. Offen muß bleiben, welche Rolle die deutschen Geistlichen dabei spielten. Das Wort „Germanisator“, das oft im Ruhrgebiet als Bezeichnung der deutschen katholischen Geistlichen in bezug auf ihre Tätigkeit unter polnischen Arbeitern benutzt wurde,⁷⁹ setzte eine aktive Rolle des Betreffenden voraus. Ob es auch der Fall in den polnischen Arbeitervereinen in Velpke und in Offleben war, ist nicht bekannt. Waren die dort tätigen deutschen Geistlichen „Germanisatoren“ oder beobachteten sie nur, ohne zu reagieren, wie die Polen allmählich ihre Muttersprache und ihre Sitten vergaßen? Sahen sie vielleicht darin nur einen Integrationsprozeß der Einwanderer?

⁷⁶ Schulte, W. Polnische Erntearbeiter im 15. u. 16. Jh., in: Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für das Herzogtum Braunschweig vom 11. Sept. 1908 (vorhanden in: Bibliothek der Biologischen Bundesanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin).

⁷⁷ Zimmermann, S. 243.

⁷⁸ Wehler, S. 123. Selbstverständlich rechtfertigte auch diese Zahl (10 %) nicht die von der preußischen Regierung vorgenommenen Maßnahmen.

⁷⁹ Kleßmann, S. 500.

Rezensionen

Handbuch des Bistums Hildesheim. Hrsg.: Generalvikariat Hildesheim. Teil 1: Region Hildesheim – im Jahr des Bernwardjubiläums 993–1993. Bearb. von Gabriele Vogt. Hildesheim: Selbstverlag, 1993, 261 S. mit Abb. u. Kartenskizzen, Preis 39,95 DM.

Hier ist der erste Teil des Handbuches des Bistums Hildesheim vorzustellen, das einen prägnanten geschichtlichen Überblick über die Struktur der Gemeinden bieten soll. Um es gleich vorweg zu sagen, das Buch wird diesem Anspruch vollauf gerecht. Mit dem neuen Handbuch wird eine Lücke geschlossen, die seit dem Erscheinen von Karl Henkels „Handbuch der Diözese Hildesheim“, Hildesheim 1917, immer größer geworden ist.

Bei der Bearbeitung wurde die heutige Struktur des Bistums zugrunde gelegt und die Einteilung in Dekanate als Ordnungsprinzip gewählt. Zu Beginn jedes Dekanat-Kapitels wird die Lage der Pfarreien und Kapellen/Filialkirchen im Dekanat durch eine Kartenskizze erläutert. Außerdem wird ein den Raum des Dekanats betreffender kirchen- und politikgeschichtlicher Überblick gegeben, der auch die Veränderungen der kirchlichen Organisation vom Mittelalter bis zur Gegenwart darstellt. Innerhalb der Dekanate wird jede Pfarrei bzw. Kirchengemeinde dann in alphabetischer Ordnung behandelt, wobei die Kapellen/Filialgemeinden unter den Pfarreien zu finden sind. Im Vordergrund steht jeweils die Geschichte der Pfarrei bzw. Kirchengemeinde, die – je nach Alter – auch bis weit ins Mittelalter zurückverfolgt wird. Am Ende jeder Beschreibung werden unter der Überschrift „Statistik“ Angaben zu Kirche und Pfarrei (z. B. Baugeschichte, Konsekrationen, Kirchenbücher, Friedhof), zu den caritativen Einrichtungen, den kirchlichen Vereinigungen, den Seelsorgern und Kaplänen (teilweise sogar Angaben aus dem Mittelalter) gemacht. Ein Foto der Pfarrkirche und gegebenenfalls der Kapelle(n) rundet die Artikel ab.

Der hier vorgestellte erste Teil des Handbuches umfaßt die Region Hildesheim mit den Dekanaten Hildesheim, Alfeld-Gronau, Bokkenem-Detfurth, Borsum-Dinklar und Förste-Sarstedt, also den Kern des vormaligen Hochstifts Hildesheim. Die Bearbeiterin hat neben den alten Pfarreien mit langer Geschichte, wie z. B. in Hildesheim Dom, St. Mauritius und St. Godehard oder in Bad Salzdetfurth-Detfurth St. Gallus, auch den erst seit wenigen Jahren zu Pfarreien erhobenen Gemeinden, wie z. B. in Sarstedt Hl. Geist, in Hildesheim Guter Hirt und Liebfrauen, in Delligsen St. Joseph der Werkmann, großen Raum eingeräumt. Die Bearbeiterin hat mit viel Akribie die Akten des Bistumsarchivs benutzt und die Literatur durchforstet. Sie hat auch das Umfeld der Pfarrgemeinden mit in die Bearbeitung einbezogen, so daß wirtschaftliche Belange, Industrialisierung, Ansiedlung von Flüchtlingen, Infrastruktur als Hintergründe für Strukturwandel deutlich werden, die auch die Gemeindeorganisation des Bistums Hildesheim beeinflussen.

Einige kleine Anregungen für die Fertigstellung der nächsten Teile des Handbuches bzw. für die Endausgabe seien erlaubt. In die Liste der Abkürzungen muß „KIGKZ“ aufgenommen werden, da nicht allgemein vorausgesetzt werden kann, daß jeder Leser die Abkürzung zu „Kirchengemeinde-Kennziffer“ auflöst. Ein weiterer Vorschlag betrifft die im Inhaltsverzeichnis bisher leider unterschlagenen ausführlichen Literaturangaben am Schluß jedes Dekanat-Kapitels. Sinnvoller wäre es meines Erachtens, die Literaturangaben

am Ende des Buches zusammenzufassen, da so eine Reihe von Mehrfachnennungen unterbleiben könnte. Außerdem wäre es für den Benutzer des Handbuches sehr viel bequemer, wenn am Schluß der Artikel über die Pfarreien/Kirchengemeinden stark verkürzt die jeweils benutzte, auch weiterführende Literatur genannt würde.

Dieses Handbuch ist ein wichtiges Nachschlagewerk für alle, die sich schnell und ohne große Literatursuche über eine bestimmte Pfarrei oder ein Dekanat informieren wollen. Dem Kirchengeschichts- und Heimatforscher wird hier viel Material unterbreitet, doch auch der an Geschichte und Organisation der eigenen Pfarrgemeinde und der benachbarten Pfarreien Interessierte wird seinen Nutzen aus dem Handbuch ziehen. Es ist zu wünschen, daß die weiteren Teile des Handbuches zügig erscheinen, damit der ganze Raum des Bistums Hildesheim – und damit ein großer Teil Niedersachsens – möglichst bald genauso übersichtlich und zuverlässig bearbeitet vorliegt.

Wolfgang Schwarz

Handbuch des Bistums Osnabrück. Bearb. von Hermann Stieglitz, hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat Osnabrück, 2., völlig neu bearb. Auflage, Osnabrück 1991, Preis: 98,- DM.

Ein „nützliches Nachschlagewerk“ soll das neue Handbuch des Bistums sein, so Bischof Dr. Ludwig Averkamp in seinem Geleitwort, „Priestern und Laien, geschichtlich Interessierten und kirchlichen Dienststellen sowie allen Gläubigen im weiten Bistum Osnabrück einen Überblick über das Bistum geben und durch das Aufzeigen ihrer Entwicklung zum besseren Verständnis der kirchlichen Strukturen beitragen“. Eine sehr vielschichtige Zielrichtung – dem das übersichtlich gegliederte, gleichermaßen präzise wie verständlich geschriebene, durch zahlreiche Karten und Abbildungen sehr anschauliche, mit umfangreichen detaillierten Literaturhinweisen versehene und nicht zuletzt durch sein Personen- und Ortsregister leicht nutzbare Handbuch aber erfreulicherweise durchaus gerecht wird.

Das erste Hauptkapitel geht der geschichtlichen Entwicklung des Bistums Osnabrück nach, wobei im Rahmen des Handbuchs natürlich vieles nur angedeutet werden kann; eine eigentliche Bistumsgeschichte ist ein großes Desiderat der kirchenhistorischen Forschung. In knapper Form werden zunächst die Osnabrücker Bischöfe und Weihbischöfe vorgestellt; der von 1827 bis 1855 das Bistum realiter leitende Weihbischof Lüpke hätte allerdings nicht in die Bischofsliste aufgenommen werden sollen, wird doch so der eigenartige „Schwebezustand“ des Bistums Osnabrück zwischen 1824 (Neuregelung der Verhältnisse der katholischen Kirche im Königreich Hannover durch die Bulle „Impensa Romanorum Pontificum“) und 1858 (staatliche Neudotierung des Bistums Osnabrück und päpstliche Ernennung des bisherigen Münsteraner Generalvikars Paul Ludolf Melchers zum Bischof) nicht deutlich. In angemessener Kürze werden dann Domkapitel, Generalvikariat und Offizialat als wichtige Leitungs- und Verwaltungsorgane des Bistums sowie die Archidiakons- bzw. Dekanatsstruktur als „juristische“ bzw. „geistliche Mittelzentren“ (S. 40) vorgestellt, ehe – veranschaulicht durch drei informative Karten – auf knapp 20 Seiten die geschichtliche Entwicklung des Bistums insgesamt bis in die jüngste Gegenwart hinein in den Blick kommt, ergänzt durch kürzere Aufsätze zur räumlichen Entwicklung des Bistums, dem

Apostolischen Vikariat des Nordens bzw. Norddeutschlands, den diözesanen Wallfahrtsorten sowie zum Dom und seiner Baugeschichte.

Weiter auf der Ebene des Gesamtbistums bleiben die Kapitel „Diözesancaritasverband“, „Ordensinstitute“, „Kirchliche Vereinigungen“ sowie „Bildungs- und Kultureinrichtungen“ (S. 80–145). Durch die Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung sowie gegenwärtigen Ziele und Aufgaben entsteht ein lebendiges Bild von der Vielzahl und Vielschichtigkeit der Kirche von Osnabrück und ihrer Mitglieder; ungemein informativ sind hier auch die zahlreichen weiterführenden Literaturangaben.

Der eigentliche Schwerpunkt des Handbuchs liegt – natürlich – in der Vorstellung der einzelnen „Regionen, Dekanate und Kirchengemeinden“ (S. 147–909). Gerade dieser Teil überzeugt durch seine stringente Gliederung, die gelungene Verbindung von historischen und gegenwartsbezogenen Informationen sowie eine übersichtliche graphische Darstellung. In knapper Form wird dabei zunächst die geschichtliche Entwicklung der Regionen und Dekanate aufgezeigt, veranschaulicht durch Dekanats- und Filiationskarten und ergänzt durch umfangreiche Literaturhinweise. Nach einem übersichtlichen Schema werden dann die einzelnen Gemeinden vorgestellt, erfreulicherweise stets mit einem kleinen Foto. Der Leser wird informiert über die derzeitige Größe der Gemeinde, die Entfernungen der Gemeindeglieder zur Kirche, die Geschichte der jeweiligen Gemeinde, den Inhalt des Pfarrarchivs, das Kirchengebäude einschließlich seiner Glocken, Orgel und besonderen Kunstwerke bzw. religiösen Denkmäler, Kapellen und Filialkirchen sowie kirchliche Friedhöfe, Prozessionen und Wallfahrten, kirchliche Einrichtungen (wie Kindergarten, Pfarrheim etc.) bzw. Vereinigungen (beispielsweise KAB, Kirchenchor etc.) und die „Leitenden Geistlichen“; vielleicht hätte man hier ergänzend die weiteren derzeitigen hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kurz nennen können. Schließlich finden sich auch hier wieder recht umfangreiche Literaturangaben. U. a. zahlreiche Festschriften und ähnliche Veröffentlichungen, für deren Aufführung besonders die an der Lokal- und Regionalgeschichte Interessierten dankbar sein werden. Natürlich sind diese Gemeindegskizzen durchweg knapp gehalten, mehr – etwa über die historischen Gründe für die Neugründung einer Gemeinde oder die Errichtung eines größeren Kirchengebäudes – wäre im Rahmen eines Handbuchs wohl kaum möglich gewesen.

Ein Personenregister für das gesamte Handbuch sowie ein Verzeichnis der derzeitigen Priester bzw. Ständigen Diakone und der Orte mit einer katholischen Kirche bilden den sinnvollen Abschluß eines überaus gelungenen Nachschlagewerkes, das zukünftig bei der Beschäftigung mit dem Bistum Osnabrück und dessen Geschichte nicht außer acht gelassen werden darf.

Thomas Scharf-Wrede

Gallistl, Bernhard: *Die Bronzetüren Bischof Bernwards im Dom zu Hildesheim*. Freiburg: Herder Verlag 1990; 96 S. mit 50 Farbbildern von Wolfgang Müller sowie 8 einfarbigen Abb. Geb. 78,- DM.

Ex ungue leonem: An der Pranke erkennt man den Löwen. Das gilt auch übertragen: an der Handschrift – an der Art und Weise, wie etwas angegangen wird, erkennt man den überragenden Kopf.

Dieses lateinische Sprichwort mag einem einfallen, nicht nur, wenn man die Löwenkopf-Türschieber der hochberühmten Bronzetüren des Hildesheimer Domes sieht, sondern vor allem, wenn man sich den Bilderzyklus dieses monumentalen Bronzegusses vergegenwärtigt und das theologische Programm, das auf Bischof Bernward selbst zurückgehen soll, verinnerlicht. So legte der Verfasser eine Bildband-Studie vor, die das eingangs zitierte lateinische Sprichwort bestätigen und zu dieser verinnerlichten Betrachtung hinführen kann.

Der wissenschaftliche Kenntnishintergrund, den Gallistl in einer früheren Studie beweist (Le Porte di Bronzo Dall'antichità al Secolo XIII – Istituto della Enciclopedia Italiana – Rom 1990 – Acta Encyclopaedica 15), ist hier überdeckt. Der Forscher tritt ein wenig hinter einem überaus gedankenreichen, aber allgemein verständlichen Betrachter zurück. Das macht dem Leser das begleitende Eindringen leicht. Gern läßt er sich mitnehmen von der Betrachtung vordergründiger Gegebenheiten zu tiefgründiger theologischer Innenschau, die patristisches und besonders augustinisches Denken nachweist und dabei vor allem ekklesiologische Leitlinien aufdeckt. In ständigem Mitbedenken der Gesamtkomposition werden gleichwohl Details ins Licht gehoben, die das Bildprogramm ausschärfen und dem Betrachter einen Zugewinn an Plastizität vermitteln, die die figuralen Halbplastiken ohnehin vorgeben.

Gallistl schlägt einen Erschließungsgang ein, der einer Bildbeschreibung, die auf Wesentliches abhebt, die jeweils passende Schriftstelle zuordnet, um dann in einer bezüglichen Bilddeutung größere Tiefen auszuloten und die zeitlose Gültigkeit der Bildaussagen mit Textstellen von Augustin bis in die Moderne hinein zu belegen.

Diese Vielschichtigkeit wird noch einmal mit Parallel- und Diagonalbezügen sinnvoll vernetzt, so daß eine beachtliche Interpretationsdichte zustande kommt, die wiederum durch das Bildmaterial von Wolfgang Müller – namentlich in den Details – ausdrucksstark ergänzt wird. Was hier an sprechender Lebendigkeit und ahnungsvoller Hintergründigkeit einem so spröden Material mitgeteilt wurde und wie innerseelische Spannung sich auch in pflanzen- und tierhafter Korrespondenz widerspiegelt, all das bestätigt die Höhe bernwardinischen Kunstschaffens: ex ungue leonem!

Aber all das will auch in seinem Facettenreichtum gedeutet sein. Gallistl hat es in der vorliegenden Bildband-Studie überzeugend geleistet.

Otto Brauer

Brage Bei der Wieden / Bettina Borgemeister: *Niedersächsisches Waldwörterbuch. Eine Sammlung von Quellenbegriffen des 11. bis 19. Jahrhunderts*, Melle: Knoth 1993, 192 S. (= Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte. Schriften zur Heimatpflege 7)

Für die seit einigen Jahren wieder „boomende“ Lokal- und Regionalgeschichtsforschung sind die „Bausteine“ des Niedersächsischen Heimatbundes ein bewährtes und nützliches Hilfsmittel. Für Fachhistoriker wie interessierte Laien gleichermaßen lesenswert ist das jetzt vorliegende Waldwörterbuch. In einem kurzen Abriß gehen die beiden Verfasser der niedersächsischen Forst- und Waldgeschichte nach, skizzieren u. a. die naturräumlichen Entwicklungen,

den hochmittelalterlichen Landesausbau, die Waldnutzung durch die Städte und die Bedeutung des Waldes bei der Ausbildung der Territorialherrschaft sowie Inhalt und Funktion der nach 1517 entstandenen Forstordnungen und die Entwicklung der eigentlichen Forstwirtschaft. Das Wörterbuch selbst listet dann in ungemein großer Zahl und inhaltlicher Dichte Begriffe auf, die in Urkunden, Berichten und Abhandlungen des 11. bis 19. Jahrhunderts vorkommen und dabei natürlich nicht selten einen Bedeutungswandel erfahren haben, ja heute häufig ganz verschwunden sind. Die einzelnen Begriffe werden zunächst kurz und präzise übersetzt, um dann in einem zweiten Schritt – und das zeichnet dieses Wörterbuch besonders aus – durch Quellenzitate veranschaulicht und in einen größeren Kontext gestellt zu werden. Die Kulturlandschaft Wald und ihre wirtschaftliche Nutzung wird durch dieses handliche und überschaubare Wörterbuch für den interessierten Leser verständlich gemacht.

Thomas Scharf-Wrede

Margarete Schindler: Blick in Buxtehudes Vergangenheit. Geschichte einer Stadt, 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage, hrsg. v. d. Stadtparkasse Buxtehude, Selbstverlag Buxtehude 1993, 263 S., 83 Abb.

Anzuzeigen ist eine Neuauflage des „Lesebuchs zur Geschichte der Stadt Buxtehude“, wie die Autorin es verstanden wissen will. Das Buch wird von der Stadtparkasse zu ihrem 150jährigen Jubiläum herausgegeben und ersetzt die 1978 zum 650jährigen Stadtrechtsjubiläum erschienene, längst vergriffene erste Auflage. Entstanden ist, so Margarete Schindler, „eigentlich ein neues Buch“, mit dem die Historikerin und Stadtarchivarin „einem breiten Leserkreis die Geschichte Buxtehudes von den ersten Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart wissenschaftlich begründet und ausführlicher als bisher“ nahebringen möchte. Von seiner Anlage her bringt das Buch dafür beste Voraussetzungen mit.

Jedes Kapitel beginnt mit einem „Leittext“, in dem Verf. knapp durch das Thema – eine stadthistorische Epoche oder ein Problem – führt. Schon die Lektüre dieser darstellenden Leittexte allein ist dank der sachlichen und dennoch flüssigen Sprache durchaus anregend. Dafür, daß die Darstellung nicht isoliert gelesen wird, sorgen allerdings die jedem Kapitel beigelegten „Begleittexte“. Zwischen zwei und acht begleitende Quellen, zeitgenössische Berichte oder Erläuterungstexte, pro Kapitel bieten eine willkommene Ergänzung zu den Ausführungen der Autorin. Liedtexte und Begleittexte machen jeweils Lust auf die Lektüre des Gegenparts. Den Schluß der einzelnen Kapitel bilden dann gut gewählte, auf das Thema bezogene Abbildungen.

Nach einem – etwas irritierend an den Anfang gesetzten – Abriß über die Geschichte der Stadtparkasse und dem „Das Wolkenkuckucksheim“ überschriebenen Kapitel über die Bedeutung des Namens Buxtehude in der Welt bieten die geographischen Gegebenheiten und der archäologische Befund früher Siedlungsspuren seit der Jüngeren Steinzeit den Ausgangspunkt für die historische Darstellung. Aus der urkundlich belegten frühmittelalterlichen Geest-siedlung „Buochstaden“, die Otto I. 959 dem Kloster St. Moritz in Magdeburg schenkte, entwickelte sich über das Dorf „Altkloster“ im Umkreis des 1196/97 gestifteten Benediktinerinnenklosters Buxtehude eine zunehmend geschlossene, seit 1285 auch befestigte Moorsiedlung mit städtischen Zügen. 1328 wurde Buxtehude vom bremischen Landesherrn das Stader Stadtrecht verliehen.

Obwohl die Kapitefolge insgesamt chronologisch ausgerichtet ist, werden Ausbau und Entwicklung der Stadt bis in die jüngste Zeit nicht in einem chronologischen Durchgang, sondern in struktur- und problemorientierten Themenkapiteln abgehandelt. Neben den Standardfragen nach wirtschaftlichen Grundlagen, städtischer Verfassung, militärischen Verhältnissen und kulturellem Leben wird dabei z. B. auch das Thema Frauen in Mittelalter und früher Neuzeit aufgenommen. Insgesamt ist dem Buch das Bemühen anzumerken, neben der notwendigen Hervorhebung einzelner Persönlichkeiten und lokaler Besonderheiten modernere Fragestellungen etwa nach dem Alltag in vergangenen Zeiten zu berücksichtigen. Mit den Kapiteln über Nachkriegszeit, Veränderungen der Altstadt seit 1945, die Sturmflut von 1962, Eingemeindungen oder Verkehrsberuhigung kommt die jüngste Geschichte nicht zu kurz, ohne daß sie im Gesamtkontext überrepräsentiert wäre.

Geschichtsschreibung stößt immer dann an Grenzen, wenn Quellen nicht ausgewertet oder bestimmte Fragestellungen noch nicht untersucht sind. Neuere Stadtgeschichten werden heute deshalb – und wegen der sehr hohen Erwartungshaltung der Fachwelt – meist von mehreren spezialisierten Bearbeitern als langwierige Unternehmen in Angriff genommen; oft genug wird von dem Aufwand einer Stadtgeschichte dann aber von vornherein Abstand genommen. Vorliegender „Blick in Buxtehudes Vergangenheit“ macht eine Ausnahme: Margarete Schindler verantwortet sowohl die Darstellung als auch die Auswahl der Begleittexte und Abbildungen. Aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung und dank einer gelungenen Konzeption sowie kluger Beschränkung auf das Machbare gelingt es der Alleinautorin, dem Leser auf anregende Weise die Geschichte Buxtehudes näherzubringen.

Thomas Gießmann

Schäfer, Heinrich: Chronik des Kneipp-Kurortes Bodenteich (Burg – Amt – Flecken); Selbstverlag Flecken Bodenteich ohne Jahr.

Flecken und Samtgemeinde Bodenteich befinden sich in einer Tal-lage im südlichen Teil des Landkreises Uelzen, abseits der großen Verkehrswege, zwischen dem flachen Höhenrücken der Lüneburger Heide und dem Höhenrücken des Drawehn.

Der Bau des Elbe-Seitenkanals, 1968 bis 1976, veränderte das Orts-bild Bodenteichs nachhaltig, indem parallel zur Bundesbahn die 53 m breite Wasserstraße die Gemeinde in zwei Teile zerschneidet. Am Ufer des Kanals entstanden Campingplätze; Wasser- und Angelsportmöglichkeiten bieten sich mannigfach. Das Jahr 1971 machte Bodenteich zum anerkannten Erholungsort, 1973 zum staatlich anerkannten Luftkurort und zum Kneipp-Kurort 1985.

Dem kleinen, aufstrebenden Ort mit Bundesgrenzschutz-hintergrund ist heute nicht mehr anzusehen, daß nach einer Legende des Herrgotts Zorn die mißliebigen Bodenteicher mittels eines großen Felsstückes erschlug. An dieser Stelle zierte der heutige See die Landschaft.

Heinrich Schäfer, der Verfasser und Gestalter o. g. Werkes, hat mit äußerstem Fleiß über viele Jahre hin auch kleine und kleinste Notizen über diesen Ort bis 1985 gesammelt und in vorliegender Form herausgegeben. Die Absicht, für den expansionslustigen Ort auch mit solch einem Werk zu werben, das weit ausholend den Werdeprozeß des Fleckens unter vielerlei Aspekten beschreibt, ist

nicht zu übersehen. Schäfer gliedert seine Ausführungen nach einer allgemeinen Ordnung in 34 unterschiedlich gefüllte Themenbereiche. Die Ritter von Bodendieck (1144 bis 1666) bieten interessanten Stoff für die Grundlegung, wobei sogar der Frage nachgegangen wird, ob die Familie der russischen Kaiserin Katharina I. als geborene Badendieck hier ihren Ursprung hatte. Reste der Burg, auch Schloß genannt, sind noch heute beeindruckend, deren Entwicklung und Untergang hier beschrieben werden. Die Gerichtsbarkeit der Burg, die Verwaltung des Amtes Bodenteich sowie einige Schlaglichter auf die Dienstleistungen und Abgaben der Untertanen, die zur Burg gehörige Landwirtschaft und die dort angesessene Amts-Bierbrauerei sowie die herrschaftlichen Mühlen und einige Skizzen vom Zusammenleben der Burg- und Fleckenbewohner runden diese Periode ab.

Detailfreudig läßt Schäfer Kriege und Fehden, an denen Bodenteicher beteiligt waren, am Leser vorüberziehen, gedenkt des ehrbaren Handwerks wie der Schuhmachergilde und der Leinwebergilde im besonderen, läßt in Notizen die Großbrände noch einmal aufflackern und beschreibt die Bauernbefreiung im Königreich Hannover. Acht ganze Seiten schildern die NS-Aktivitäten in Bodenteich.

Zweiter Weltkrieg, Wiederaufbau, die Errichtung des Bundesgrenzschutz-Standortes und der Weg zum staatlich anerkannten Kneipp-Kurort beschreiben den Aufschwung der Ortschaft. Dem Kulturbereich wird an erster Stelle die Geschichte der Kirchen zugeordnet. Die durch die Vertreibung notwendig gewordene Errichtung einer katholischen Gemeinde, 1961 die Errichtung der St. Bonifatius-Kirche mit einer etwas unbeholfenen Beschreibung der Konsekration (Heinrich Maria Janssen wird zum Weihbischof degradiert) endet mit einem ehrenden Gedächtnis des langjährigen Seelsorgers Pastor Georg Thönelt.

Jeder Ort ist stolz auf seine großen Söhne – wenn er welche hat – und ehrt deren Andenken. Der einzige, der wohl als gebürtiger Bodenteicher zu internationalem Ansehen gelangte, ist der Kammer Sänger Rudolf Bockelmann, der als Wagnersänger und vor allem als Interpret des Hans Sachs in den Meistersingern über Bayreuth zu Weltruhm gelangte.

Die vorliegende Veröffentlichung müht sich um die Erfassung aller für Bodenteich das Leben bestimmenden Einrichtungen und Ereignisse. Fast 40jähriges Sammeln und Nachprüfen dokumentierter Lebensäußerungen sind eine immense Fleißarbeit, die für die Liebe des Verfassers zu seinem Ort spricht.

Jürgen Beuchel

Wolf, Johann: „Politische Geschichte des Eichsfeldes“ Bände I u. II, Göttingen 1792/93 – Reprint Duderstadt 1993; mit einem Vorwort von Peter Aufgebauer.

Es ist schon bemerkenswert, was im Bereich der heimatgeschichtlichen Literatur von den Eichsfeldern bewerkstelligt wird. So bringt zum 250. Geburtstag des Verfassers der Mecke-Verlag in Duderstadt mit Hilfe von fast 500 Subskribenten, Eichsfeldern aus dem gesamten Bundesgebiet, die beiden Bände der „Politischen Geschichte des Eichsfeldes“ von Johann Wolf aus dem Ende des 18. Jahrhunderts auf den Markt. Ein Buch, das immerhin 148 DM

kostet, das im ersten Band 163 Seiten Text und 48 Seiten Urkunden, z. T. in Latein, enthält; im zweiten Teil sind es 202 Seiten Text und 118 Seiten Quellen. Ein Buch, das sicher eines der bedeutendsten Werke über das Eichsfeld ist, aber doch auch schwer lesbar und für den Nicht-Historiker oft schwer verständlich sein dürfte.

Peter Aufgebauer gibt deshalb in einem Vorwort eine gediegene Einführung in das Werk. Er beschreibt das Leben Johann Wolfs, seine Jugend auf dem Eichsfeld, seine Ausbildung zum Lehrer und Priester bei den Jesuiten in Mainz und Würzburg, seine Tätigkeit im Heiligenstädter Kolleg bis zur Aufhebung des Ordens im Jahre 1773, seine weitere Lehrtätigkeit im Heiligenstädter Gymnasium, wo er mit seinen Forschungen zur Heimatgeschichte begann.

Aufgebauer schildert die Schwierigkeiten Wolfs bei der Beschaffung des Materials aus den Archiven in Mainz und anderen kirchlichen und Regierungsbeständen, die er ab 1785 als Kanoniker des Petersstiftes zu Nörten auswerten konnte. 1792 und 1793 konnte das vorliegende Werk dann in Druck gehen.

Der Autodidakt Wolf, der „erstmal den Wissenschaftsbegriff der Aufklärung auf das Eichsfeld als historische Landschaft“ anwandte, schuf damit die erste umfassende Darstellung der politischen Geschichte dieses historischen Raumes. Sie ist bisher die einzige geblieben, wertvoll auch wegen der vielen abgedruckten Urkunden, deren Originale seither durch Wirren, Kriegseinwirkungen und Brände z. T. verlorengegangen sind.

„Ob ich partiell oder unpartiell schreibe, darüber will ich das Publikum urteilen lassen. Parteilichkeit wäre mir am wenigsten zu verzeihen, da ich gar keine Ursache habe, mich auf eine Seite mehr als auf die andere zu neigen“, sagte Wolf in der Vorrede zum ersten Band (S. XXV). Er habe sich, wie er meint, bemüht, „nur Wahrheit zu schreiben“ (S. XXVII); Fehler aber, die ihm gemeldet werden, wolle er im zweiten Band korrigieren. Er betont, daß er seine „Arbeit für nichts Vollkommenes ausbebe“, und hofft, daß „eine unvollkommene Geschichte“ seinen „Landsleuten doch lieber als gar keine“ (S. XXVIII) sei. Und dies kann man ihm heute noch mit Dank für seinen unendlichen Fleiß bestätigen.

Bei beiden Bänden besticht die Fülle des Zusammengetragenen, der belegten Fakten, die den flüssigen Gang der Gedanken oft überlagern. Wolf will „1) die Kultur des Landes, 2) die ehemaligen Besitzer desselben, 3) wann und wie die Erzbischöfe von Mainz jeden Teil davon erworben und einige wieder verloren haben, 4) die ganze Landesverfassung, so wohl die ältern wie neuern Zeiten“ darstellen (S. XXII der Vorrede). Er beginnt mit dem 6. Jahrhundert (525 n. Chr.), läßt den ersten Band um 1294 enden, wobei dann für den zweiten Band – so genau rechnet er – 497 Jahre bleiben. Von den Franken und Sachsen, den alten Gauen und Grafen bis zum Siebenjährigen Krieg und den „Merkwürdigkeiten des laufenden Jahrhunderts“ beschreibt er die Zustände im Eichsfeld, für Namen, Begebenheiten und Geschichten eine unglaubliche Fundgrube für den Interessierten.

Was waren das noch für Zeiten, wo ein Historiker sein umfangreiches Werk abschließen konnte mit dem Satz: „Und ist dieses der allgemeine Wunsch des Eichsfeldes: Es lebe Friedrich Karl Joseph!“ (damals Erzbischof von Mainz und Landesherr)!

Julius Seiters

Bernhard Stasiewski (Hrsg.): *Adolf Kardinal Bertram. Sein Leben und Wirken auf dem Hintergrund der Geschichte seiner Zeit.* Köln, Weimar, Wien 1992 (*Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 24, Teil I, Beiträge*)

Im Jahre 1982 fand in Hildesheim die 20. Arbeitstagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte statt. Zehn Jahre später erschienen endlich die Referate dieser zeitgeschichtlich bedeutsamen Tagung, die 1982 bestens besucht war. An ihr nahm auch der Diözesanbischof, Heinrich Maria Janssen, teil, der diesem Buch eine sehr persönliche Würdigung in seinem „Geleitwort“ geschenkt hat.

Aus der Fülle der gehaltenen Referate wollen wir nur einige besonders akzentuieren. Da Bertram vor seiner Breslauer Amtszeit (1914–1945) fast ein Jahrzehnt Bischof seiner Geburtsstadt Hildesheim gewesen ist, bildete das Referat von H.-G. Aschoff den bedeutsamen Einstieg in das Tagungsthema. Hier sei nur besonders hervorgehoben, was Bischof Bertram (S. 27–30) bereits als Generalvikar und besonders als Bischof für die Polenseelsorge getan hat. Diese Haltung hat Bertram auch als Fürstbischof in seiner schlesischen Amtszeit bewußt weitergeführt. Die polemischen Angriffe polnischer Patrioten gegen Kardinal Bertram werden hier ad absurdum geführt!

W. Marschall würdigt Bertram als Fürstbischof (1914–1930) und als Fürsterzbischof (1930–1945) in der Riesendiözese Breslau, die in jenen Jahren große Teile an das Bistum Kattowitz (1925) und Berlin (1930) abgetreten hat. Gerade für Berlin hat sich der Kardinal mit seinem Klerus stets eingesetzt! P. Mai behandelt Bertram als Vorsitzenden der Fuldaer und Deutschen Bischofskonferenz 1920–1945. Seine Ausführungen erfreuen durch objektive Berichte und anerkennende Würdigung dieser Tätigkeiten in unheilsvollen Jahrzehnten.

B. Stasiewski bietet eine kompetente Darstellung über „Die Errichtung der Breslauer Kirchenprovinz“ durch das „Preußenkonkordat“ im Jahre 1930. Interessant ist der energische Ton Bertrams in seiner diesbezüglichen Korrespondenz mit staatlichen Stellen (vgl. S. 78f.). In seiner Einleitung schreibt Stasiewski als Herausgeber und Tagungsleiter: „Wie er sich schon in Hildesheim als umsichtiger Seelsorger erwiesen hatte, akzentuierte er auch als Breslauer Oberhirte und als Vorsitzender der Bischofskonferenz den Primat der Seelsorge“ (S. 1). Leider gab es auf dieser Tagung kein eigenes Referat über Bertram als Seelsorger! Nur J. Köhler bringt einige Ausführungen zu diesem Thema in seinem Beitrag: „Adolf Kardinal Bertram als Promotor der Katholischen Aktion“ (S. 99–117). Gewiß war der Einsatz Bertrams für die von Papst Pius XI. propagierte „Katholische Aktion“ ein besonderes Signum seiner Hirtenseelsorge, aber nur eine Seite ist damit dargestellt!

Man vermißt eine eigene Darstellung Kardinal Bertrams als Seelsorger für die Gläubigen und auch für seinen Klerus. Bereits in der Mitarbeit bei der Ausbildung der Priesteramtskandidaten (Alumnen) war Bertram Vorbild! Seine regelmäßigen Ansprachen im Alumnat wurden begeistert aufgenommen und erschienen im Jahre 1931 im Verlag Herder unter dem Titel: „Charismen priesterlicher Gesinnung und Arbeit“. Sie erlebten rasch drei Auflagen und sollten nach der Vertreibung auf Wunsch vieler Priester in 4. Auflage erscheinen, doch es fehlte die Finanzierung. Bertram benutzte das heute moderne Wort „Charismen“ bereits damals und ist auch in seiner Diktion angenehm. Durch diese Rekolektionen (monatli-

che Treffen der Priester der Erzdiözese Breslau) hat der Erzbischof dem schlesischen Klerus eine Prägung gegeben, die diesen in der heimatlichen Seelsorge kennzeichnete und besonders nach der Vertreibung zum beispielhaften Seelsorgsdienst befähigte. Aus diesem Klerus sind mehrere Bischöfe in der „DDR“ hervorgegangen! So ist es bedauerlich, daß dieses Wirken Bertrams nicht eigens behandelt wurde!

Das gilt auch vom bischöflichen Einsatz für seine Gläubigen, vor allem bei den vielen Firmungsreisen und bei den großen Wallfahrten in der Zeit des Kirchenkampfes. Bertram hat sich als kluger und mutiger Prediger ausgezeichnet! Seine Predigten und Reden sind im Original gerettet und wurden nach der Vertreibung durch seinen Weihbischof Joseph Ferche im Jahre 1956 durch den Verlag Kaldenkirchen publiziert. Leider vermißt man im umfangreichen Literaturverzeichnis (über 20 Seiten!) diese Publikation. Ferche hat keinen wissenschaftlichen Apparat beigelegt, aber als Quelle auf die Veröffentlichung im kirchlichen Amtsblatt Breslau hingewiesen.

Zur jährlichen Männerwallfahrt auf den St. Annaberg in Oberschlesien kamen nicht nur Tausende, sondern bis weit über 100.000 Männer und Jungmänner! Folgende Auszüge aus diesen Predigten zeigen Kardinal Bertram als mutigen Verteidiger des katholischen Glaubens:

„Auch Ihr steht im Kampf der Weltanschauungen... Kennt Ihr das Ziel und die Taktik unserer Gegner? Sie wollen uns ein Minderwertigkeitsgefühl einflößen!... der nordische Mensch bedürfe keiner Gnade... alles Katholische wird als veraltet, als überholt, als wertlos hingestellt“ (S. 219f.).

Bei der Wallfahrt im folgenden Jahr, am 27. 6. 1937, sagte Bertram u. a. die deutlichen Sätze: „Religion, die in Rasse und Blut geboren ist, bleibt ohne Einfluß auf das göttliche Leben des Menschen. Nicht aus Rasse und Blut ist der Glaube! Es werden Stunden kommen, wo Ihr sagen sollt, welche Religion Ihr habt, ob Ihr gottgläubig seid... Welchen Gott meint man denn? Den Gott der Ideen? Den Gott, der aus Rasse und Blut geboren wird oder den Gott, den Ludendorff predigt?“ (S. 227). In derselben Predigt die mutigen Worte: „Der Mann hat zu bestimmen, ob das Kreuz im Hause bleibt und welche Blätter gelesen werden. Man muß manche Blätter halten, aber lesen braucht Ihr sie nicht... Der Vater muß wissen, was sein Kind zu hören bekommt. Der Vater muß wissen, daß all diese Redereien vorübergehen. Nach ein paar Jahren denkt man nicht mehr daran“ (S. 230). Waren das nicht mutige, ja prophetische Worte?

Am 26. Juni 1938 begrüßte der Diözesanbischof die großen Scharen der Pilger mit den Worten: „Ich grüße Euch, meine lieben katholischen Männer, in Eurer Glaubenstreue und Eurem Bekennermut... So mancher von Euch mußte um des Glaubens willen Spott, Verachtung und Zurücksetzung erfahren... Ich danke Euch für Euren Mut!“ (S. 233). „Was heißt: ewiges Deutschland? Ewig ist nur die Liebe zu Gott“ (S. 238).

Bereits im November 1934 hatte Kardinal Bertram die Breslauer Katholiken zur großen Glaubenskundgebung in die Breslauer Jahrhunderthalle eingeladen. Ihr Thema lautete: „Kirche, Volk und Vaterland“. Bertram brachte wichtige Hinweise auf gefährvolle Zeiten im Ablauf der Kirchengeschichte und illustrierte die Haltung der Kirche an den Beispielen großer Heiliger wie Franz von Assisi, Hedwig und ihrer Nichte Elisabeth sowie der Sozialapostel im 19. Jahrhundert Don Bosco und Kolping.

Diese Hinweise und Texte aus den Predigten des Kardinals zeigen ihn als klugen und mutigen Hirten seiner Gläubigen in den ungeheuer schwierigen Zeitverhältnissen. Seine Gläubigen verstanden ihren Bischof und schenkten ihm großes Vertrauen und Verehrung.

Kardinal Bertram hat aber auch die Schwierigkeiten erkannt, die der kirchlichen Verwaltung in jenen Jahren drohten, die von Devisenprozessen erfüllt waren. Mit Hilfe von Prof. Weber aus Münster, damals in Breslau an der Universität tätig, wurde im Jahre 1936 in Breslau „Das Institut für kirchliche Verwaltung und Finanzwirtschaft“ gegründet, das von vielen Diözesan- und Ordenspriestern besucht wurde. J. G. Stanzel hat einen ausführlichen Bericht mit vielen Quellen gegeben (S. 135–197).

Auf zehn Bildtafeln werden wertvolle Aufnahmen Bertrams von seiner Studienzeit bis zur Überführung seiner sterblichen Hülle in den Breslauer Dom am 9. 11. 1991 gebracht. Das ausführliche Register umfaßt 33 Seiten!

P. A. Rose

Ebeling, Hans-Heinrich / Fricke, Hans-Reinhard (Hrsg.): „Duderstadt 1919–1949. Untersuchungen zur Stadtgeschichte im Zeitalter des Dritten Reiches – Vom Ende der Weimarer Republik bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland“, Duderstadt 1992.

Der 532 Seiten starke Band zur Geschichte Duderstadts zur Zeit des Nationalsozialismus, wobei die umliegenden vierzehn Dörfer, die heute mit der Stadt zu einer politischen Gemeinde zusammengeschlossen sind, einbezogen wurden, umfaßt Beiträge der Herausgeber sowie sechs weiterer Mitarbeiter. Er enthält im Anhang einen chronologischen Teil, detaillierte Tabellen zu den Wahlergebnissen der Jahre 1919–1949, einzeln vorgestellt nach den drei Duderstädter Wahlbezirken und den Landgemeinden, ein umfangreiches Verzeichnis der benutzten Quellen sowie Literaturhinweise. 122 Abbildungen und 9 Tabellen lockern den Text auf.

Für die Herausgeber war es wichtig, die Untersuchungen nicht auf den Zeitraum von 1933 bis 1945, also die Zeit der Regierung Adolf Hitlers, zu beschränken, sondern sie beziehen die Vorgeschichte in der Weimarer Republik – manchmal zurückgehend auf 1919, oft nur auf 1928 –, und die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die Besatzungszeit und den Aufbau demokratischer Strukturen bis 1949 ein. So wird zunächst Duderstadt als Kreisstadt und Verwaltungssitz der zwanziger Jahre vorgestellt, sodann die wirtschaftliche und politische Krise in der Region gezeigt und der Aufstieg der NSDAP selbst im konfessionell geprägten Eichsfeld. Schon hier wird das besondere Interesse der Bearbeiter an sozialen Problemen deutlich, indem der Arbeitslosigkeit auf dem Eichsfeld und der sozialen Lage der Wanderarbeiter – mit Rückblicken auf das 19. Jahrhundert – eigene Kapitel gewidmet werden.

Im Zentrum der Arbeit stehen die Kapitel „Politik und Verwaltung 1933–1945“ und das „Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft“. Auf 150 Seiten wird die „Durchsetzung des nat. soz. Machtanspruchs auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens“ aufgewiesen und alle Formen des Verhaltens von Unterstützung, Mitmachen und Verweigerung der Menschen in der Kleinstadt und unter den Rahmenbedingungen des „katholischen Milieus“ im konfessionell geprägten Eichsfeld nachgewiesen.

Vor allem in dem zweiten angesprochenen Bereich hätte man gern mehr gehört. Die Herausgeber weisen in ihrer Einführung (S. 11 u. 12) selbst auf die Schwierigkeiten hin. Einmal sei da das „besondere Quellenproblem“; es sei deutlich geworden, „wie wenig von der Realität und Komplexität des alltäglichen Lebens seinen Niederschlag in den Akten“ gefunden habe. Auch seien Zeitzeugen bereits verstorben oder noch nicht bereit, sich zu äußern.

So ist es vielleicht verständlich, muß aber doch bedauert werden, daß es für die wichtige Frage vom Verhältnis von nat. soz. Partei und den Kirchen nur zu elf Seiten im Text des 5. Kapitels reicht. Der Beitrag beschränkt sich auf die kath. Kirche, obwohl es bei den Evangelischen in Duderstadt auch einiges zu berichten gäbe. (Vgl. Haase, Enno: „Die Evangelischen in Duderstadt“, Duderstadt 1984, S. 168 ff.) Er ist sicherlich eine gute Ergänzung zu „Das Bistum Hildesheim 1933–1945“, Hrsg. Hermann Engfer, Hildesheim 1970/1971: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 37./38. Jg. Da das Eichsfeld in diesem Band allerdings auch nur kurz abgehandelt wird, hätte der Leser bei Ebeling/Fricke gern mehr erfahren, z. B. über die Auflösung der katholischen Jugendverbände, die Haltung der Jugend des Eichsfeldes wie ihrer Seelsorger zu Partei und Krieg, die Bespitzelung der Predigten.

Für einen Schulmann liegt es nahe, die Behandlung der Schulfragen im vorliegenden Band etwas genauer zu befragen. Und da fällt auf, daß doch Lücken bleiben. Sie rühren z. T. daher, daß zwar vorliegende Archivalien, z. B. über das Verhalten des Lehrers in Brochthausen (S. 221 f.), oder der Tätigkeitsbericht des Kreisleiters Dornieden von 1950 (S. 518) über die Ursulinen bzw. die Einführung der Gemeinschaftschule (S. 193, S. 229) ausgewertet, aber greifbare Sekundärliteratur als Ergänzung nicht einbezogen wurde. Das gilt für die „Geschichte der Klosters der Ursulinen in Duderstadt“, Duderstadt 1950, sowie für die Arbeit von Agnes Lange-Stuke „Die Schulpolitik im Dritten Reich“, Hildesheim 1989. Ein Blick in diese Arbeiten hätte Hintergründe erhellt, z. B. die Wirkung der Hirtenbriefe des Bischofs Joseph Godehard Machens zur Bekenntnisschule, u. a. 1942, und Hinweise auf andere Akten im Hauptstaatsarchiv Hannover oder im Bistumsarchiv Hildesheim gegeben. Ich denke da an die Stellungnahme der Bürgermeisters von Bilshausen zur Einführung der Gemeinschaftsschule 1942 (bei Lange-Stuke S. 142) oder an den Verein kath. Lehrerinnen, dessen Mitglieder Repressalien zu erleiden hatten, z. B. die Strafversetzung von Hildesheim nach Duderstadt, wie sie der Lehrerin Cäcilie Wiederholt 1939 widerfahren ist.

Die doch ungewöhnliche Strafversetzung von vier Gymnasiallehrern, einschließlich ihres Direktors Dr. Stuke, 1934 ins Emsland bzw. nach Ostfriesland wird auf S. 205 nur knapp erwähnt. Sie hätte Anlaß zu einer längeren Untersuchung über die Hintergründe und Wirkungen der Versetzungen sowie über das Verhalten von Schülern und Lehrern des Gymnasiums in der Zeit des Nationalsozialismus sein können. Wieviel derartige Berichte für das gesellschaftliche und geistige Leben einer Stadt in der Nazizeit, über Anfälligkeit und Widerstand von Lehrern und Schülern hergeben können, zeigen Veröffentlichungen zu diesem Thema von den Gymnasien in Meppen und Osnabrück. Ich denke an K. A. Recker „... meinem Volke und meinem Herrgott dienen... – das Gymnasium Carolinum zwischen partieller Kontinuität und Resistenz in der N.S.-Zeit“, Osnabrück 1989, und an Franz J. Klee „Das Meppener Gymnasium 1933–1945 im Spiegel amtlicher Aufzeichnungen“ in Festschrift „350 Jahre Gymnasium in Meppen“, Meppen 1992, S. 69–87.

Ein besonderer Schwerpunkt des zu besprechenden Buches liegt bei der Untersuchung des Schicksals der Juden und der kriegsgefangenen Lagerarbeiter im Duderstädter Raum. Der Beitrag von Uta Schaefer-Richter über die Verfolgung der Juden, die Vernichtung ihrer Synagoge und ihrer Gemeinde geht weit in die Geschichte zurück; in ihm werden die Entstehung der jüdischen Gemeinde kurz nach 1800 und ihre zahlenmäßige und wirtschaftliche Bedeutung im 19. u. 20. Jahrhundert mit einbezogen.

Gudrun Pischke geht den Schicksalen der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter nach (S. 269–292), die in Duderstadt ab November 1939 lebten und arbeiteten. Ein besonderes Kapitel ist der Zwangsarbeit in den Polte-Werken, einem Rüstungsbetrieb am Euzenberg, gewidmet, insbesondere den 750 weiblichen KZ-Häftlingen, Jüdinnen aus Ungarn, die 1944/45 dort beschäftigt waren.

Im Schlußkapitel behandeln die Herausgeber das Kriegsende in Duderstadt, das Wiederentstehen kommunaler Selbstverwaltung, aber auch die Entnazifizierung, die Schwierigkeiten mit den zurückzuführenden osteuropäischen Gefangenen, den Kampf gegen den Hunger. Ein Ausblick auf den „Kreis Duderstadt im Schatten der Zonengrenze“ rundet das umfangreiche Werk ab.

So ist für den Auftraggeber, die Stadt Duderstadt, ein interessantes Buch entstanden, das eines der dunkelsten Kapitel deutscher Geschichte in einem ländlichen Raum – ungeachtet kleinerer Einwendungen – gut aufarbeitet.

Julius Seifers

Raimond Reiter: Tötungsstätten für ausländische Kinder im Zweiten Weltkrieg. Zum Spannungsverhältnis von kriegswirtschaftlichem Arbeitseinsatz und nationalsozialistischer Rassenpolitik in Niedersachsen, Hannover: Hahnsche Buchhandlung 1993, 277 S. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, XXXIX: Niedersachsen 1933–1945; Bd. 3)

Innerhalb der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft kam dem System der Zwangsarbeit besondere Bedeutung zu. Einem von der Forschung bislang weithin vernachlässigten und in der gesellschaftlichen Diskussion kaum beachteten Teilbereich dieses weiten und diffizilen Themenfeldes gilt die vorliegende Untersuchung: der Frage nach den ab 1943 eingerichteten „Ausländerkinder-Pflegestätten“ – so der nationalsozialistische Terminus –, in denen Kinder einer mehr oder weniger umfassenden Vernachlässigung bis zum Tode ausgesetzt waren. Auf einer breiten und differenzierten Quellenbasis geht Verf. zunächst den reichsweiten Rahmenbedingungen nach, wobei er besonders nach den diesbezüglichen Anordnungen, Erlassen und Verordnungen fragt, um dann erste konkrete Auswirkungen vorzustellen, nämlich die Verhinderung von Schwangerschaften sowie die zwangsweise Abtreibung als Teil der umfassenden Ausbeutung der Zwangsarbeiterinnen; übrigens war ursprünglich auch das katholische St. Joseph-Stift Celle dafür vorgesehen. In gebührender Ausführlichkeit werden im vierten Kapitel, dem eigentlichen Hauptteil, die Planungen für die „Ausländerkinder-Pflegestätten“ vorgestellt, ihre 89 Standorte benannt und die lagermäßige Unterbringung der Kinder in ihnen beschrieben. Konkretisiert wird das ganze an sechs Fallbeispielen, gleichermaßen sachlich fundiert wie anschaulich und verständlich geschrieben. Gelungen ist auch die „Bündelung“ in eine „empirische Typologie“, die sowohl die zahlreichen verschiedenen Bezeichnungen für diese

Einrichtungen nennt als auch Typen, d. h. Unterschiede und Gemeinsamkeiten etc., herausarbeitet. Deutlich wird, daß es sich bei der Behandlung der sogen. „fremdvölkischen Kinder“ um „soziale Verfolgung“ handelte, d. h. ihre Isolierung in Heimen zumeist einem Todesurteil gleichkam; die Todesrate lag bei bis zu 90 % „Ausländerkinder-Pflegestätten“ waren Bestandteil des Systems der Zwangsarbeit und standen damit im nicht aufgelösten Widerspruch zwischen den Zwängen des Ausländereinsatzes und der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Insgesamt: ein interessanter, wichtiger Baustein zur NS-Geschichte.

Thomas Scharf-Wrede

Jürgen Stillig: Jesuiten, Ketzer und Konvertiten. Untersuchungen zum Religions- und Bildungswesen im Hochstift Hildesheim während der frühen Neuzeit. Hildesheim 1993. (Schriftenreihe des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Hildesheim. 22)

Die Landesgeschichte des Hochstifts Hildesheim in der frühen Neuzeit ist trotz der grundständigen, aber doch zunehmend auf die diözesanhistorische Perspektive verengten Darstellung Adolf Bertrams im zweiten und dritten Band seiner Bistumsgeschichte sowie einiger rechts- und kirchenhistorischer Untersuchungen aus älterer und jüngerer Zeit weithin eine „terra incognita“ geblieben. Dieser Befund überrascht um so mehr, als das seit 1643/51 wiedervereinigte, in der Grenzzone des katholischen und protestantischen Einflußbereichs gelegene, bikonfessionelle Hochstift gleich in mehrfacher Hinsicht ein lohnendes Untersuchungsgebiet der Frühneuzeitforschung darstellt: Zum einen lassen sich hier auf der Basis einer breiten und dichten archivalischen Überlieferung bis ins 18. Jahrhundert hinein fortgeführte, konkurrierende Konfessionalisierungsvorgänge untersuchen, zum andern der nicht weniger interessante, durch andere Reichsstände geförderte und abgesicherte Übergang zu einem geistlichen Territorialstaat mit paritätischer Verfassung.

Das nie spannungsfreie Mit- und Gegeneinander der beiden Konfessionen in Stift und Stadt Hildesheim brachte zudem eine reiche „Streitkultur“ hervor, deren zahlreiche gedruckte Zeugnisse theologischen und juristischen Inhalts in den Hildesheimer Bibliotheken sowie in den Staatsbibliotheken Göttingens und Wolfenbüttels fast vollständig erhalten sind. Diesen umfangreichen Bestand Hildesheimer Streit- und Predigtschriften sowie andere Drucke aus dem 17. und 18. Jahrhundert erstmals erschlossen und ausgewertet zu haben, bleibt ein fortdauerndes Verdienst Jürgen Stilligs, der nun die Ergebnisse seiner mehr als ein Jahrzehnt beanspruchenden Forschungsarbeiten zum „Religions- und Bildungswesen im Hochstift Hildesheim“ vorgelegt hat. In vier chronologisch angelegten, aber nach systematischen Gesichtspunkten gegliederten Hauptkapiteln, die den Zeitraum vom Beginn des 17. bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts umfassen, beschreibt Stillig anhand von durchweg gut gewählten Fallstudien das sich wandelnde Verhältnis der drei Größen Politik, Konfession und Bildung (knapp 400 Seiten). Eine fünfzig Seiten füllende, Assoziationsvermögen und Geduld verlangende Einleitung, die etliche Gedanken und Details der Darstellung vorwegnimmt, sowie ein historiographiegeschichtlicher Exkurs runden das Werk ab.

Die auf dem Hintergrund der modernen Forschungsliteratur entwickelten Fallstudien befassen sich mit Grenzgängern zwischen den Konfessionen sowie mit den Opfern der in alle Lebensbereiche

hineinwirkenden Konfessionalisierungsstrategien. Dem Verfasser, der nicht immer einen zusammenhängenden Quellenkorpus erarbeiten konnte, aber in vorbildlicher Weise die ikonographische Überlieferung auszuwerten sucht, gelingt dabei gelegentlich sogar eine „dichte“ Beschreibung im Sinne mentalitäts- und erfahrungsgeschichtlicher Darstellungsweisen. Manche der vorgestellten Ergebnisse (vgl. nur S. 126ff., „Abmeierung“ Bissendorf; S. 255, „Konsistorialrezeß“, oder S. 265f., Konversion Sonnemann) bedürfen infolge des gelegentlich nicht hinreichend tragfähigen reli-

gions- und bildungsgeschichtlichen Forschungsansatzes freilich noch der zusätzlichen Präzisierung oder Korrektur, und zwar vornehmlich durch archivisch gestützte sozialgeschichtliche Untersuchungen. Doch zählt es ja nicht zu den geringsten Verdiensten des Werkes, daß es den Blick auf die vielen verbliebenen Forschungslücken im Bereich der Wirtschafts-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte erst ermöglicht hat.

Thomas Klingebiel

Bildverzeichnis

Umschlagseite: Kaiser Ludwig der Fromme (Dombibliothek Hildesheim) – siehe Seite 28 –

Früherer Generalvikar Sendker mit 80 Jahren in Hildesheim gestorben
Seite 9: H. Eylers, Hildesheim.

Das Epiphaniebild im Kostbaren Evangeliar des hl. Bernward
Seite 12: Dom- und Diözesanmuseum Hildesheim.
Seite 14: Dom- und Diözesanmuseum Hildesheim (Frank Tomio).
Seite 18: Dom- und Diözesanmuseum Hildesheim (Frank Tomio).

„Bernward als geistiger Baumeister“
Seite 21: Aus: A. de Waal. Roma Sacra. Regensburg 1926. S. 261.
Seite 22: J. Scholz.
Seite 23: Rekonstruktion von C. A. Carpiceci

Ausgewählte Frühdrucke der Dombibliothek Hildesheim – Teil 2
Seite 27: Dombibliothek Hildesheim (Lutz Engelhardt).
Seite 28: Dombibliothek Hildesheim (Lutz Engelhardt).
Seite 29: (Abb. 3 und 4) Dombibliothek Hildesheim (Lutz Engelhardt).
Seite 30: Dombibliothek Hildesheim (Lutz Engelhardt).
Seite 31: Dombibliothek Hildesheim (Lutz Engelhardt).

Zur Geschichte der Neuerrichtung und Ausstattung der ehemaligen Klosterkirche Lamspringe in den Jahren 1670–1720
Seite 34: Klosterkammer Hannover.
Seite 44: (Abb. 2) Klosterkammer Hannover. (Abb. 3) R. Oldermann-Meier.
Seite 48: Klosterkammer Hannover.
Seite 51: Klosterkammer Hannover.
Seite 52: Klosterkammer Hannover.
Seite 54: Klosterkammer Hannover.

Prozessionsfiguren – Vergessene Schätze brauchen unsere Hilfe
Seite 61: (Abb. 1 und 2) Bildarchiv Kirchliche Denkmalpflege, Hildesheim.
Seite 62: Bildarchiv Kirchliche Denkmalpflege, Hildesheim.
Seite 63: (Abb. 4 und 5) Bildarchiv Kirchliche Denkmalpflege, Hildesheim.
Seite 64: (Abb. 6) Unsere Diözese 1935 Jg. 9 Heft 1 vor S. 41. (Abb. 7) Bildarchiv Kirchliche Denkmalpflege, Hildesheim.
Seite 66: Bildarchiv Kirchliche Denkmalpflege, Hildesheim.
Seite 67: Bildarchiv Kirchliche Denkmalpflege, Hildesheim.
Seite 68: C. Wulf, Göttingen.

Ein Pfarrer als dilettierender Künstler: Georg Friedrich
Seite 76: Pfarrarchiv St. Michael, Göttingen.
Seite 78: Pfarrarchiv St. Michael, Göttingen.
Seite 79: Pfarrarchiv St. Michael, Göttingen.

Das Gymnasium Josephinum und seine Domkapitulare
Seite 83: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 84: Dom- und Diözesanmuseum Hildesheim (Lutz Engelhardt, Hildesheim).
Seite 85: Dombibliothek Hildesheim.
Seite 87: (linke Spalte) Dombibliothek Hildesheim; (rechte Spalte) J. Seiters, Hildesheim.
Seite 89: (linke Spalte) Dombibliothek Hildesheim; (rechte Spalte) J. Seiters, Hildesheim.
Seite 90: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 92: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 93: Dombibliothek Hildesheim.
Seite 94: Dombibliothek Hildesheim.
Seite 95: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 96: Dombibliothek Hildesheim.
Seite 97: J. Seiters, Hildesheim.
Seite 98: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 99: Dombibliothek Hildesheim.

Das Bernward-Denkmal von 1893 als politische Antwort der katholischen Kirche auf den Kulturkampf Bismarcks
Seite 104: Dom- und Diözesanmuseum Hildesheim (Lutz Engelhardt).

Zur Bedeutung und Verehrung des hl. Bernward im Bistum Hildesheim im 19. und 20. Jahrhundert
Seite 109: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 110: Dombibliothek Hildesheim (Lutz Engelhardt).
Seite 112: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 113: Aus: Ausstellungskatalog Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen, Bd. 1, Seite 394.
Seite 115: Peter Pollmann.

Die Adventslieder in den Hildesheimer Diözesangesangbüchern von 1893 bis zum Gotteslob
Seite 118: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 119: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 122: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.
Seite 125: Bildarchiv Bistumsarchiv Hildesheim.

Stürmten die Glocken vom Bernwardsturm?
Seite 142: F. Langhammer.
Seite 143: Niedersächsisches Staatsarchiv Bückeburg.
Seite 144: Dombibliothek Hildesheim.
Seite 145: (linke Spalte) Dombibliothek Hildesheim; (rechte Spalte) Dombibliothek Hildesheim.
Seite 146: (linke Spalte) Dombibliothek Hildesheim; (rechte Spalte) Dombibliothek Hildesheim.
Seite 151: Dombibliothek Hildesheim.

Katholische Seelsorge für die polnischen Arbeiter im Herzogtum Braunschweig 1891 bis 1918
Seite 158: Banas, Velpke.
Seite 171: Meyer, Velpke.

